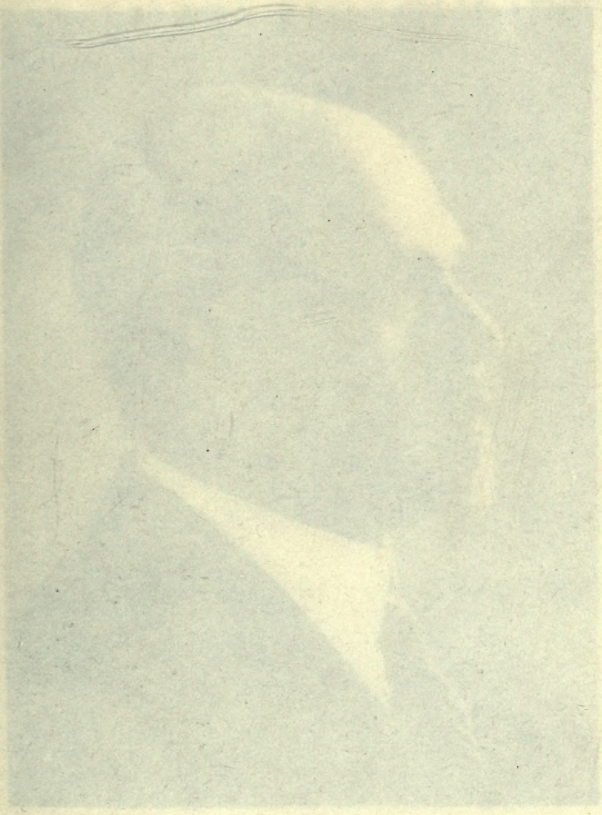
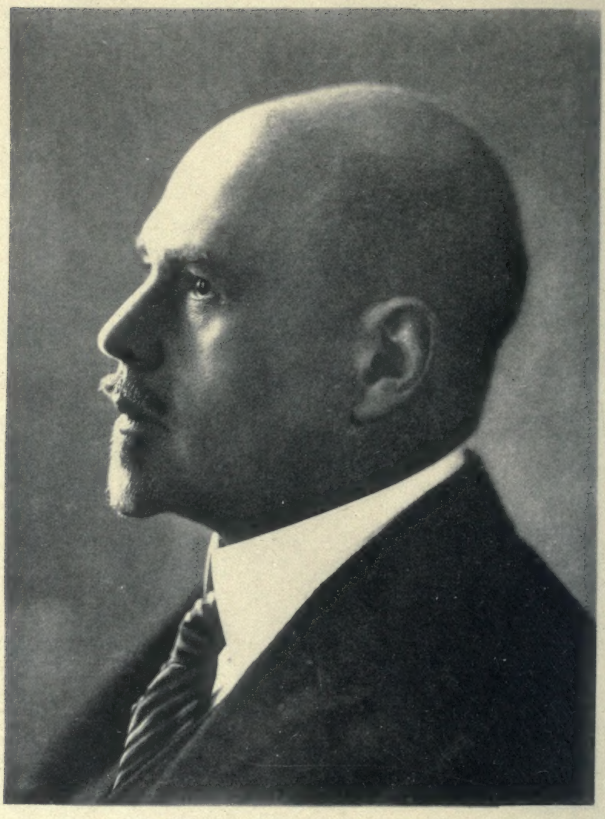


Photographie Dührkoop



Rathenau

R2344

WALTHER RATHENAU

GESAMMELTE SCHRIFTEN

IN FÜNF BÄNDEN

Erster Band

532750
22.1.52

1918
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

Erste bis vierte Auflage.

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung.
Copyright S. Fischer, Verlag.

ZUR KRITIK DER ZEIT

AN GERHART HAUPTMANN

Deinen Namen schreibe ich auf die erste Seite dieses Buches. Du weißt, ich habe gezögert, es zu veröffentlichen, weil zweierlei mir fehlt: die Ausführlichkeit, die der Leser von Betrachtungen verlangt, und die Überredungskunst des dialektischen Beweises, die ich nicht achte. Ich glaube, daß jeder klare Gedanke den Stempel der Wahrheit oder des Irrtums auf der Stirn trägt. Dir, Gerhart, habe ich stets geglaubt, ohne Beweis und ohne Umschweif. Nimm dies Buch als Zeichen der Dankbarkeit, die ich als Deutscher dem Dichter unsres Zeitalters schulde, und als Gabe herzlicher Freundschaft.

DAS PROBLEM

Durch die Mitte des vergangenen Jahrhunderts geht ein Schnitt. Jenseits liegt alte Zeit, altmodische Kultur, geschichtliche Vergangenheit, diesseits sind unsere Väter und wir, Neuzeit, Gegenwart. Das ist nicht etwa eine Täuschung des rückwärts gewandten Blickes, nicht eine Erscheinung, die jedem sich besinnenden Geschlecht begegnet: denn wir können die Zeitpunkte bestimmen, wo das neue Wesen sich vom alten sondert. Freilich nicht auf ein Jahr oder ein Jahrzehnt genau; denn wie sollte eine Kulturgrenze sich als scharfkantige Bruchfläche darstellen? Vielmehr weist sie, aus geringer Entfernung betrachtet, ein Bündel von Splitterungen auf, die jede einzelne Faser des Gesamtlebens je an andrer Stelle treffen. So können wir sagen, wann man begonnen hat, ein neues Deutsch, Zeitungsdeutsch, Abhandlungsdeutsch, Geschäftsdeutsch zu reden und zu schreiben, wann die humanistische Bildung von der historisch-pragmatischen abgelöst wurde, wann die geschäftliche Staatenpolitik begann, wann die Weltstadtphänomene sich erhoben, wann die faßbaren Ideale dem unbestimmten Sehnen unsrer Zeit gewichen sind.

Vollends erkennen wir diesseits der Epochengrenze, etwa seit Beginn der fünfziger Jahre, die

nicht mehr unterbrochene Gleichförmigkeit eines Zeitalters, das bis zu diesem Augenblick nur größenhafte Steigerungen und technische Verschiebungen erlebt hat. Vor allem aber sind alle diesseitigen Menschen uns als Zeitgenossen ohne Erläuterung verständlich, indem wir ihre Sprache, Lebensauffassung, Wünsche und Denkweise bis in die jüngste Generation unsrer Stadtbürger hinein erhalten und wiederholt finden. Unstet und gesellig, sprunghaft, gedankenbegierig und sehnsüchtig, interessiert, kritisch, strebend und hastend ist die Stimmung nun schon des dritten Geschlechtes westlicher Menschen.

Jenseits des Zeitalters jedoch, bis in die Anfänge des abgelaufenen Jahrhunderts, erblicken wir die Ausläufer des älteren Geschlechtes: seßhafte Menschen, die auf Ererbtem beruhen, von handgefertigten Werken umgeben, im Wechselkreis des Herkommens ihr Leben erfüllend. Wollte man meinen, der Gegensatz sei durch den Abstand vergrößert, so genügt es, das flache Land oder die Städte an der nördlichen und südlichen Grenze unsres Sprachgebiets aufzusuchen, um wahrzunehmen, daß trotz Zeitung, Eisenbahn, Industrie und Politik ein altes, dem Großstädter fernes Deutschland dort sich erhält und verteidigt. So wird man in den alten Ortschaften Holsteins oder der Nordschweiz den Unterschied der Stände, die Gegensätze der Berufe in Sprache, Gebaren und Gesichtszügen ausgeprägt finden, Beschaulichkeit der Denkweise, Handlichkeit des Ausdruckes, Festigkeit der Überlieferung nicht vermissen. Wie denn überhaupt in wundervollem Erhaltungstriebe die Erde abseitig und oft in Schlupfwinkeln alles scheinbar

Vergangene, selbst das Entfernteste, uns aufbewahrt hat, so daß alle zentrische Bildung von heute zur peripherischen von morgen wird, und jeder Schritt abseits vom Wege auch einen Schritt abseits von der Zeit bedeutet.

Betrachtet man aber die zentrischen Gebilde unsrer Zeit, so ist es zum zweiten Male merkwürdig und fast erschreckend zu bemerken, wie sehr diese Wesen trotz aller Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Herkunft und Vergangenheit einander gleichen.

In ihrer Struktur und Mechanik sind alle größeren Städte der weißen Welt identisch. Im Mittelpunkt eines Spinnwebes von Schienen gelagert, schießen sie ihre versteinernden Straßenfäden über das Land. Sichtbare und unsichtbare Netze rollenden Verkehres durchziehen und unterwühlen die Straßenschluchten und pumpen zweimal täglich Menschenkörper von den Gliedern zum Herzen. Ein zweites, drittes, viertes Netz verteilt Feuchtigkeit, Wärme und Kraft, ein elektrisches Nervenbündel trägt die Schwingungen des Geistes. Nahrungs- und Reizstoffe gleiten auf Schienen und Wasserflächen herbei, verbrauchte Materie entströmt durch Kanäle. So ist denn das steinerne Bild, auch im Schnitt betrachtet, allenthalben das gleiche: Wabenzellen, mit geschmeidigen Stoffen, Papier, Holz, Leder, Geweben ausgestattet, ordnen sich reihenweise; nach außen gestützt durch Eisen, Stein, Glas und Zement. Ein wenig höher oder ein wenig flacher getürmt, die Öffnungen etwas dichter oder etwas weiter gestellt, durch senkrechte oder wagerechte Ritzungen und Schnörkel gegliedert, zeigen die Straßenwände in allen Ländern den gleichen

Ausdruck. Nur im alten Inneren der Städte, wo in Kirchen und Staatshäusern jahrhundertelang Seele und Geist der Gemeinschaft wohnten, erhalten sich noch Reste physiognomischer Sonderheiten als fast erstorbene Schaustücke, während im Umkreis, gleichviel ob in der Richtung der Werkstätten, der Wohnstätten oder der Ruhestätten das internationale Weltlager sich ausdehnt.

Nicht mindere Einförmigkeit begegnet im Geistigen. Im täglichen und nächtlichen Spiel werfen die Städte der Welt einander ihre Bälle zu: ihre Launen, Moden, Leidenschaften, Lieblinge, ihre Vergnügungen, Freuden und Künste, ihre Wissenschaften und Werke tauschen sie aus und finden am Wechsel Gefallen. Das gleiche Theaterstück wird in Berlin und Paris gespielt, die gleiche Ladenauslage prangt in London und Newyork, das gleiche wissenschaftliche Problem hält sie in Atem, der gleiche Skandal macht sie lachen, die gleiche Küche ernährt sie, der gleiche Hausrat umgibt sie. Nie waren im Mittelalter zwei benachbarte Städte eines Landes: Nürnberg und Köln, Genua und Venedig, einander im wesentlichen so ähnlich wie heute London und Paris, Newyork und Berlin.

So kommt es, daß die städtischen Zeitgenossen dieses Kulturkreises in unerhörter Weise sich verstehen, ja zuletzt gar einander gleichen; so daß mancher Reisende, der in einem Nachtschlaf Berlin mit Paris vertauscht, sich eigentlich nur darüber wundert, daß er beim Aussteigen andre Sprachlaute vernimmt als beim Abschied.

Wer dürfte aber leugnen, daß die Städte sich des wirkenden Geistes unsrer Zeit bemächtigt haben? Wenn auch nicht das Treiben der Straße

und des Marktes das Wesen der Länder verkörpert, so ist doch das wirkende und das sichtbare Leben zuletzt eines; was in der Seele keimt, das spiegelt sich im Auge, und was im Auge leuchtet, das zuckt in den Händen.

Die Betrachtung aber bestätigt: in verschiedenen Zungen sprechen die Gedanken aller Länder die gleiche Sprache. Hier gibt es kein Land mehr des vorwiegend imperialen Denkens, keines mehr des künstlerischen oder religiösen oder merkantilen Geistes. Rom, Athen, Jerusalem und Karthago sind verschmolzen, alle denken und trachten alles, und alle das gleiche in gleicher Weise.

So haben wir zeitlichen Stillstand und örtliche Einform als Wesen dieser bewegtesten und mannigfaltigsten aller Zeiten, die sich stündlich mit Neuigkeiten sättigt und keinen Gedanken so feierlich betont wie den der örtlichen, nationalen und persönlichen Individualität.

Und nun den Blick in die früheren Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zurückgewendet! Lassen wir die Wandlungen des technischen Gehabens unbeachtet; halten wir uns an menschliche, physische, ethische, transzendente Eigenschaften: und wir müssen eingestehen, daß eine ähnliche Wandlung des Leibes und der Seele bei gleichbleibendem Volkskörper in aller bekannten Geschichtsentwicklung uns nicht begegnet. Wir kennen Völker mit tausendjähriger Geschichte; wir ahnen, daß Ägypten, Persien, Rom und China gewaltige Wandlungen der Menschen und ihrer Sitten zwischen Anfang und Ende ihres Völkerlaufes erblickt haben. Aber Wandlungen germanischer Krieger in deutsche Gelehrte, preußische Beamte, Berliner Hausbesitzer,

sächsische Industriearbeiter, Wandlungen frankogallischer Abenteurer in französische Bourgeois, Pariser Journalisten und Coulissiers – Wandlungen des Blutes und Geistes von solch erstaunlicher Verwegenheit kennen die uns erschlossenen Historien nicht.

Immer wieder fühlt man sich versucht, die taciteischen Schilderungen als Fabeleien eines nordlandsüchtigen Italieners zu verwerfen; allein die Geschichte des Mittelalters und die Werke dieser großen Zeit lassen uns Menschen empfinden, die der römischen Zeichnung gleichen. Vor den deutschen Domen und ihren Steinbildern, aus den Gesängen Walthers, Gottfrieds und Wolframs blickt uns die Gewißheit entgegen, daß Völker dieses Schlages gelebt haben: Menschen von demutsvollem Stolz, von kluger Treue, von furchtlosem Glauben, von kraftvoller Zartheit.

Suchen wir nach den Gestalten dieser Menschen, so brauchen wir nur unsre Museen zu betreten: das ganze Mittelalter hindurch, teilweise bis in die ersten Jahrhunderte der neueren Zeit, zeigen die Bilder von Menschen und Gottheiten das deutsche Antlitz. Bis tief nach Italien und Spanien hinein, wo heute kein Tropfen dieses Blutes mehr sichtbar ist, tragen die Idealgestalten die gleichen Züge. Wo dunklere Gestalten erscheinen, kennzeichnen sie den Niedriggeborenen, den Fremden und Bösen. Selbst die Bildnisdarstellungen der beginnenden Neuzeit zeigen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich überwiegend, in Italien häufig, die Gestalten, die bei uns so selten geworden sind. Man möchte sagen, daß das moderne Bildnis vom alten mehr durch den Unterschied der Dargestellten als durch Ver-

schiedenheit der Gewandung und der Malweise abweicht.

In den Straßen der Großstädte treffen wir die Menschen dieser Bildnisse selten. Es könnte jemand tagelang Unter den Linden auf und ab spazieren, ohne auch nur einen einzigen Menschen vom alten Schlage zu erblicken: und träfe er ihn, so würde in den meisten Fällen eine kurze Unterhaltung offenbaren, daß die Seele eines Hohenstaufen in diesem bevorzugten Körper nicht wohnt. Entfernt man sich jedoch von den städtischen Zentren nach jenen abgelegenen Gauen hin, etwa nach Friesland, Jütland und dem südlichen Schweden, so finden sich heute noch Menschen, ja Stämme, welche die antiken Schilderungen rechtfertigen und retten. Freilich tragen auch sie nicht Schild und Brünne; auch sie sind bisweilen Kaufleute, Rechtsanwälte, Techniker, Ärzte; aber seltsam ist zunächst das eine, wie starr sie an einigen alten Berufen, des Ackerbauers, Züchters, Fischers, Jägers, Schiffers, festhalten. Und da, wo sie in neuzeitlichen Berufen stehen, bemerkt man bald eine seltsame, losgelöste, dingliche und kühne Auffassung, die auf den Kern der Sache geht, nicht auf die Zwecke, und die daher, wie Glück und Umstände es wollen, das eine Mal zu ungewöhnlichen Erfolgen, das andre Mal zum gänzlichen Mißlingen führt.

Das seltsamste aber ist dies: wo wir Menschen des früheren Schlages treffen, da erkennen und verstehen wir auch den Geist alter Zeiten. Die ruhige, treu zuversichtliche und vornehm freie Art des Betragens, die karge, zur Untertreibung neigende Sprache, die des Rühmens bare Freude an Kraft und Mut, die leise Verspottung überklugen Wesens,

die Heimatliebe, Geistigkeit und immaterielle Frömmigkeit, diese Wesenszüge erinnern zugleich an die höchsten Erscheinungen unsrer eigenen Zeit und führen wiederum hinauf zu den Liedern des Vogelweiders, zu Fischarts Schwänken und zu Ekkharts Mystik.

Was ist nun im Laufe dieser Jahrhunderte geschehen? Was hat die Menschen, ihre Leiber, ihre Seelen so gewandelt? Was hat ihren Geist ergriffen, um durch ihn die Welt so gänzlich umzugestalten und diese umgestaltete Welt rückgewandt auf Geister und Seelen wirken zu lassen? Gibt es eine Grunderscheinung als Ursprung und Achse dieser neuen Zeit und Welt, die, was man auch von Wiederkehr der Dinge sagen mag, schlechthin ohne Vorbild und Gleichung uns umgibt und beherrscht? Die Erkenntnis dieser Urkraft und ihres Wirkens würde uns Wesen und Zusammenhang der Moderne, von vorgespiegelter Selbstverständlichkeit losgelöst, objektiv fühlbar machen, aus dem Übermaß der Erscheinungen das Notwendige vom Zufälligen sondern und am Ende gar eine Vorstellung von der Richtung der Entwicklung gewähren. Und selbst ein Irrtum im Zielen auf die Grunderscheinungen wird nicht unter allen Umständen wertlos sein, wie denn ein erster Schuß, auch wenn er fehlt, dem Geschützführer Anhalt für Richtung und Abstand gibt.

VERSUCHTE LÖSUNGEN

Wer sich in eine stetige Erscheinung vertieft in dem Bestreben, ihre Änderungen auf irgendeine Gesetzmäßigkeit aufzureihen, das heißt, sie als Funktion einer einfacheren oder bekannteren

zeitlichen Erscheinung festzulegen, der kommt leicht in Gefahr, Kontinuität und Kausalität zu verwechseln, indem die einzelnen Phasen teils ihrer mählichen Übergänge wegen, teils infolge eines Gegensatzes sich wechselseitig zu erzeugen scheinen, während sie in Wahrheit der Zentralbewegung einer unbekannten dritten Kraft folgen. Ein alltägliches Beispiel mag diese Erwägung bis zu einem gewissen Punkt erläutern. Hat der Wind eine Zeitlang von Süden her geblasen, dann von Südwesten und jetzt von Westen, so werden manche sagen: Dies war vorauszusehen; es liegt eben eine nach Westen drehende Neigung des Windes vor. Ist er statt dessen von Süden nach Nordosten gegangen, so wird man hören, dies sei die Folge eines notwendigen und üblichen Gegensatzstrebens. In beiden Fällen bleibt unbeachtet: warum hat die westdrehende Neigung nicht schließlich nach Nordwesten, Norden oder weiter geführt?, warum hat das Gegensatzstreben nicht statt nach Nordosten nach Nordwesten gewiesen?, schließlich: warum ist überhaupt, und gerade jetzt, eine Änderung vorgegangen? Die Wahrheit ist, daß nicht in irgendeiner Tendenz der Windrichtung, sondern in dem tieferliegenden Spiel der meteorischen Kräfte der Urgrund dieser wechselnden Erscheinung, dem beobachtenden Sinn unerkennbar, ruht.

Mit einer Verwechslung von Kontinuität mit Kausalität wird häufig die Frage nach der Herkunft der Neuen Zeit beantwortet. Ihre Ursache, so heißt es meistens, liegt im Verkehr. Und woher kommt der Verkehr? Von der Maschine. Und die Maschine? Von der Entwicklung der Technik. Woher stammt die Technik? Sie ist angewandte

Wissenschaft. Wie kam die okzidentale Wissenschaft empor? Sie war das gegensätzliche Erzeugnis der Scholastik. Und so fort bis zu Adam und Eva.

Gewiß ist es verlockend, die tausendjährige Entwicklung an die Kette der Geistesevolution zu reihen, deren Glieder uns als lückenlose, unzerreißbare kausale Folge erscheinen. Aber wie bedenklich wäre es, auch nur die Geschichte eines menschlichen Lebenstages oder eines ganzen Lebenslaufes an die Kette einer Gedankenfolge reihen zu wollen! Noch schwerer wäre die innere Kausalität dieser Gedankenfolge selbst glaubhaft zu machen, und es würde für die Haltbarkeit der Reihe wenig gewonnen, wenn man sich auf den allgemeinen Ursprung als Ausfluß einer Persönlichkeit beschränkte.

Gewiß ist es eine schöne Aufgabe, darzustellen, wie ein jugendliches Heidentum in gläubige Mystik, in dürre Scholastik sich verwandelt; wie aus dem sterbenden Reis die Forschung, das freie Denken und die Wissenschaft hervorsprießt; wie diese in zweckhafter Verzweigung die Technik abspaltet; gewiß mußte es so sein, denn es ist; aber warum mußte es gerade so sein und nicht anders? Die Griechen hatten Mystik, aber keine Scholastik; sie hatten Wissenschaft, aber keine Technik; die Juden hatten Scholastik, aber keine Forschung; die Römer hatten freies Denken, Technik, aber keine Wissenschaft; die Ägypter und Chinesen hatten Technik, aber weder freies Denken noch Forschung. Somit sind Geistesevolutionen denkbar, die von verschiedenartigen Ausgängen zu gleichen Ergebnissen, und wiederum solche, die zu verschiedenartigen Ergebnissen bei gleichem Aus-

gang gelangen, und deshalb bietet die scheinbar so feste Kette keinen genügenden Halt, um den eisernen Weg der Völkerentwicklung zu tragen.

Glücklicher scheint der Versuch, den Neuere gemacht haben: die Wandlung Germaniens in ein prussianisiertes Weltreich — und gleichzeitig die Parallelgestaltungen aller westlichen Länder — als Funktion wirtschaftlicher Vorgänge aufzufassen, und zwar sie an den Übergang von der Individualwirtschaft zur Universalwirtschaft, die man Kapitalismus nennt, zu ketten. Nur seltsam, daß sie es sich nicht angelegen sein ließen, die letzte Triebkraft, die die Wirtschaftsverschiebung verschuldet, ans Licht zu ziehen, obwohl es mit Händen zu greifen war: die Volksvermehrung; die ungeheuerste, proportional und absolut gewaltigste Volksvermehrung seit Anbeginn menschenkundiger Zeiten. Man zog es vor, zu eigenartigen Hypothesen Zuflucht zu nehmen; so schuf man ein besonderes Naturgesetz, wonach die Menschheit das Bestreben habe, zwischen Begierde und Genuß möglichst viele Stadien zu schalten: nicht sehr überzeugend zwar, doch gut zupaß; wie es denn von alters her stets ein Vorrecht der Erklärer war, ein factum durch eine facultas zu erleuchten.

Wie eng die wirtschaftliche Evolution mit der Volksvermehrung sich verknüpft, ist augenscheinlich. Einzelwirtschaft bedeutet Abgeschlossenheit, Nachbarlosigkeit; Gesamtwirtschaft bedeutet enge Berührung, Zusammenschluß. Einzelwirtschaft kann nur aus dem vollen schöpfen, ohne Rücksicht, wie viel, wie wenig übrigbleibt. Gesamtwirtschaft lebt von Ersparnis; Ersparnis an Zeit, Kraft, Material, Lagerverlust, Reibungsverlust. Gesamtwirtschaft

ist noch heute ebenso undenkbar bei spärlicher Bevölkerung, wie Einzelwirtschaft bei großer Dichte. Gesamtwirtschaft muß daher mit Naturnotwendigkeit eintreten, sobald eine gewisse Verdichtung stattgefunden hat.

Wenn trotz dieses offensichtlichen Zusammenhangs die Vertreter der wirtschaftlichen Auffassung nicht gewagt haben, die Volkszunahme schlechthin als Evolvente zu wählen, so läßt sich eine Erwägung anführen, die dies Zögern zu rechtfertigen scheint.

Denn immer wieder tritt bei Aufgaben, die sich auf Massenphänomene beziehen — mögen nun Flüssigkeitsbewegungen oder thermische Erscheinungen oder lebendige Gemeinschaften der Betrachtung dienen — die Erfahrung hervor, daß jede kleinste Verschiebung durch die benachbarte bedingt und abgewandelt ist; keine Kraft wirkt losgelöst und ungehindert; daher denn auch im vorliegenden Fall nicht bestritten werden kann, daß rückwirkend bis zu einem gewissen Grade die wirtschaftliche Entwicklung und der ihr folgende Wohlstand auf die Volksvermehrung habe einwirken können. Es konnte am Ende gar der Zweifel entstehen: ob nicht überhaupt das Phänomen umgekehrt aufgebaut sei: zuerst Wirtschaftsumschwung, dann Volksverdichtung. Dies wäre freilich nicht viel anders, als wenn jemand den Satz „Volksansammlungen veranlassen Verkehrsstörungen" grundsätzlich umkehren wollte, weil unbestreitbar Verkehrsstörungen auch schon manchmal Aufläufe hervorgerufen haben.

Mit besserem Recht könnte man geltend machen, hier werde nur ein Rätsel durch ein anderes verdrängt: denn wie in aller Welt sei eine Volksver-

dichtung erklärlich, die allen Seuchen und Kriegen des Mittelalters und der neueren Zeit standgehalten und von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an die gewaltigsten Menschenkonzentrationen erzeugt habe, die je von europäischem Boden ertragen wurden?

Um dieser seltsamen Frage zu begegnen, wird es nötig sein, nochmals einige Schritte zurückzutreten und von neuem auszuholen.

GESCHICHTETE VÖLKER

In seltsamem Doppelsinn deutet das Wort „Geschichte" — das von geschehen kommt — auf das Geheimnis, daß nur geschichtete Völker Historie machen und erleben. Einschichtige Völker, das heißt solche, die aus einheitlich entstammten oder gut zusammengekochten Rasseelementen bestehen, zeigen, von den Ägyptern bis zu den Chinesen, im Stande der Zivilisation das gleiche Bild: Abgeschlossenheit und Konservativismus, lange Dynastienreihen von wesentlich gleichartiger Physiognomie, langsam-stetige technische Entwicklung, die aber keinen Aufstieg zu einer idealen Kultur bedeutet, vielmehr in Geist und Kunst eine allmähliche Verflachung und Vernüchterung erlebt, indem die lebendige Kraft des einstmaligen, vorzeitlichen Anstoßes sich nach und nach aufbraucht.

Eine Geschichte hingegen, das Werden und Vergehen politischer Formen, geistiger Ziele, Erlebnisse und Träume, Wechsel von leidenschaftlichen, friedlichen und tätigen Epochen, Aufstieg, Ausbreitung und Niedergang, kurz das, was im Leben

des einzelnen dem freien, heroischen und tragischen Schicksal entspricht: eine Geschichte ist nur denjenigen Gemeinwesen beschieden worden, die von einer Oberschicht beherrscht, von einer stammverschiedenen Unterschicht getragen waren. Solche Zweischichtigkeit prägt sich mit Entschiedenheit aus im Bestehen von Aristokratien; daß alle Kultur dieser Erde von aristokratischen Gebilden ausgegangen ist, bezeugen Indien, Griechenland und Rom, Florenz und Venedig, England und die Niederlande, Frankreich und Deutschland. Selbst im fernen Osten muß den Japanern die Führung und Verantwortung zufallen, weil ihr Feudalsystem die Reste alter Zweischichtigkeit am Leben erhält.

Diese Schöpferkraft des Zwiespalts entspricht einem einfachen Gesetze. Wir können uns keiner Vorstellung bewußt werden als durch den Gegensatz, die Polarität. Wer die See kennt, begreift das Binnenland, wer die Fremde kennt, begreift die Heimat, wer seinen Nächsten kennt, begreift sich selbst, soweit denn ein Begreifen uns beschieden ist. Ein rechtes Volk aber erblickt in seinen Nachbarn den Spiegel nicht; sie sind ihm zu fern, zu fremd und zu verhaßt. Den Spiegel erblickt es im fremden Landesgenossen, und bei diesem Anblick wird es sich seiner selbst bewußt. Es beginnt die feinere Scheidung und Erkenntnis der physischen, sittlichen und geistigen Gegensätze, eine Selbsterkenntnis, Kritik und Wertung tritt ein, und mit diesen ersteht ein Ideal. Zugleich brechen die schönsten Kräfte menschlicher Gegensätze und Pflichten hervor: der Obere herrscht, leitet, verantwortet und schützt, der Untere gehorcht, leistet, dient und strebt. Der Obere erzieht sich zur Ge-

sinnung und Freiheit, der Untere zur Ausdauer und Fertigkeit. Daß solche Arbeitsteilung Großes hervorzubringen bestimmt ist, zeigt jede bewußte Organisation bis in die jüngste Zeit.

Nun ereignet sich aber in diesen zweischichtigen Volkswesen jeweils etwas Wunderbares, in einem jeden zu seiner Zeit und ein einziges Mal: die beiden Schichten, einst wie Öl und Wasser getrennt, beginnen sich zu lösen, die Kontraste verfließen (die Unteren sagen: die Vorurteile), ein näheres Erkennen, ein engeres Zusammenwirken tritt ein. Noch hat die Oberschicht soviel Recht und Geltung, daß ihre reineren und freieren Ideale den Geist der Gesamtheit beherrschen, noch hat die Unterschicht soviel Glauben und Respekt, daß sie ihr Können, ihr herkömmliches Handwerk, ihre Kunstfertigkeit in den Dienst dieser Ideale stellt. Die Kunstwerke solcher Epochen sind die edelsten Zeugnisse des irdischen Geistes; vor Zeiten nannte man sie hohen Stils, heute werden sie als archaisch oder primitiv verehrt.

Sodann beschleunigt sich der Vorgang, dem Phänomen vergleichbar, wenn zwei Flüssigkeiten hoher chemischer Affinität durch Mischung in Reaktion treten. Es lösen sich die lang verhaltenen Energien in einer Epoche heißen Aufschäumens und leidenschaftlicher Lebenssteigerung. Jetzt steigen die Befähigten der Oberschicht aus der Herrschersphäre hinab in die Schar der Ausübenden; jetzt steigen die Bedeutenden der Unterschicht empor in die Zahl der Bestimmenden; ihre innersten Geheimnisse rufen die beiden Stämme freudig und rückhaltlos einander zu; jede Wahrheit hat Geltung, jeder Gedanke findet Hörer, man erlebt das

Ungeheure und erwartet das Unmögliche. In solchen Zeiten ersteht der Kunst aus der Mischung der Freiheit und des Ausdrucks die Blüte, die wir aus der Zeit des Phidias und des Lionardo kennen.

Noch lange bleiben die Elemente in Bewegung, aber das Phänomen ist vollbracht, die Mischung ist geschehen. Die Unteren waren die Zahlreicheren, und so trägt das Gemenge ihre Färbung. Meist haben sie der Staatsform ihren Stempel aufgedrückt, zum mindesten herrschen sie faktisch. Die transzendenten Ideale der alten Führer sind gefallen, an ihre Stelle tritt der freie Bewerb um den Geschmack der Menge. Dieser Geschmack aber ist geistig Skeptizismus, Negation, Aberglaube und Rationalismus, künstlerisch Materialismus, Deklamation und Ekstase. Einer Epoche dieser Art hat man die Bezeichnung des „Barock" gegeben, ein Name, den man füglich auf die Parallelepochen anwenden könnte, so daß bei allen Kulturzeitaltern von einer archaischen, einer gipfelnden und einer Barockperiode kurz und verständlich gesprochen werden könnte.

Mit dem Abschluß dieses dritten Abschnitts tritt die Beruhigung ein, und zwar für immer, sofern nicht neue Eroberer neue Oberschichten schaffen und den Kreisprozeß von neuem vorbereiten. Geschieht dies nicht, so bleiben die Affinitäten gesättigt, die freien Energien sind verpufft, und die ausgebrannten Völker bleiben oftmals wie tote Schlacken am Wege liegen. So sind aus Dorern und Attikern innerhalb weniger Menschenalter die Graeculi der Römer geworden, so aus den Römern selbst römische Italiener.

Im Gegensatz zu diesen Erscheinungen der Vermischung bleiben einschichtige Völker sich selbst ihr Leben lang gleich, wie die Nationen Asiens beweisen. Technische Erfindungen mögen ihr äußeres Dasein langsam bewegen; ihr Geist, ihr Wille und ihre Seele bleiben, wie sie waren, und kaum merklich ändern sich die Zeugnisse des inneren Lebens: Religion und Kunst, Schrift und Sprache.

Hier sei eine Anmerkung gestattet:

Bei der großen Aufmerksamkeit, die unsre Zeit dem Wesen, der Geschichte und dem Austausch der Sprachen zuwendet, scheint es seltsam, daß man sich um das eigentlich Physiologische ihrer Entwicklung wenig kümmert. Daß und wie die Sprachen sich umgestalten, wissen wir; aber wie kommt es, daß die eine sich jahrhundertelanger Ruhe erfreut, die andre in stetem Wechsel sich bewegt, die dritte im Laufe knapper Jahrhunderte von Grund auf sich erneut? Betrachtet man die Sprache als einen Teil der geistigen und körperlichen Physiognomie, so liegt die Erklärung nahe. Nur gleichbleibende Individuen können gleichbleibend sprechen. Veränderte Denkweise und veränderte Muskulatur muß veränderten Sprachausdruck schaffen; wie denn ein jeder beim Erlernen bemerkt, daß es einer zwangsweisen körperlichen und geistigen Nachahmung bedarf, um neuer Rede sich anzupassen. Starke Persönlichkeiten sind nur in früher Jugend biegsam genug, dieser doppelten Schauspielerei sich zu bequemen; übertrieben vielsprachige Befähigung hat bei Älteren etwas Prostitutionsmäßiges. Sollen ganze Völker ihre Sprache ändern, so muß in ihrer physischen Beschaffenheit eine Änderung vorgegangen sein;

und es wird vielleicht einstmals in der beschleunigten Wandlung der Sprache das feinste und zuverlässigste Reagens auf den Zutritt neuen Blutes gefunden werden.

Damit die Doppelschichtung eines Volkes ihre natürliche Wirkung ausübe, ist keineswegs erforderlich, daß eine äußerlich erkennbare Trennungsfläche die entgegengesetzten Massen scheide, noch gar, daß jeder Volksgenosse sich seiner Rolle als oberes oder unteres Glied klar bewußt sei. Voraussetzung ist lediglich, daß die Oberen den Geist und Willen der Gesamtheit bestimmen und leiten; so wie etwa zur republikanischen Zeit die Römer echten Blutes das intellektuelle Leben der namenlosen Italiker und Eingewanderten derart beherrschten, daß die winzige Zahl der Herren einem Weltreich und einer Weltepoche Stimmung und Namen aufzwingen konnte. Ebensowenig darf man verlangen, daß der attische Plebejer, der das Handwerk des Steinmetzen übte, bei jedem Meißelschlag zu jenem blonden Patriziersohn aufblickte, der ihm sein Götterbild bestellte. Es genügte, daß Geist und Geschmack des Adels das Zeitalter erfüllte und den Bildner zwang, die menschliche Gestalt unter der Form des göttlichen Ideals zu erblicken; denselben Bildner, dessen Vorfahren und Nachkommen, von der Überwachung befreit, weit lieber Monstren, Süßlichkeiten und Karikaturen schufen.

Umgekehrt wird man sich hüten müssen, in unklarer Verallgemeinerung eine historisch wirksame Schichtung überall da zu erblicken, wo eine Abstufung auftritt. Dann freilich gibt es in jeder Volksgemeinschaft Starke und Schwache, Reiche und Arme, Geschützte und Hilflose. Aber diese

Gruppen stehen einander nicht als Rassen und Völker gegenüber; indem vielmehr sie auf- und niedertauchen wie die Flüssigkeitsteile eines Wellenzuges, können sie wohl im Zustande der Erhebung eine etwas veränderte geistige Temperatur oder Färbung gewinnen und den Tiefen mitteilen; Wechselwirkung und Austausch grundsätzlicher Eigenschaften und Kräfte zu vermitteln, vermögen sie nicht.

DIE AUFZEHRUNG DER OBERSCHICHT

Noch heute sind die Länder des mittleren Europa nicht von durchweg einschichtigen Völkern bewohnt. Die Herrscherhäuser deutscher Zunge und ihre Gefolgschaften entstammen einer Oberschicht, die sich bei Strafe des Verlustes edelster Rechte mit fremdem Blute niemals mischen darf. Die Heere als Träger und Garanten der Nationalmacht nach außen, der Herrschermacht nach innen, gehorchen adligen Führern. Die Geschäftsführung deutscher Staaten und ihre Vertretung geschieht durch Zugehörige der oberen Schicht, nicht minder die höchste Leitung der Regierung und der größere Teil ihrer Exekutive. Ja selbst die Gesetzgebung kann der Billigung und des Vetos einer Herrenkurie nicht entbehren. Der Geschichtschreiber später Zeiten wird vor einem Rätsel stehen, wenn er sich zu vergegenwärtigen sucht, wie unsre Zeit mit den äußeren Organen ihres Geistes demokratisch zu fühlen glaubte, während das Wollen ihrer inneren Seele den Aristokratismus noch immer duldete und zu erhalten strebte.

Freilich ist seit den letzten Jahrhunderten Adel nicht mehr reines Abzeichen edleren Blutes; dennoch zieht er seine stärksten Kräfte aus dem Stammhaften: Gesinnung und Physis. Wer ein preußisches Regiment defilieren sah und die Gestalten der Truppe mit denen der Führer verglich, der hat, wenn anders sein Auge für Betrachtung organischer Wesen geschärft ist, den Gegensatz zweier Rassen erkannt: gleichzeitig aber hat er ein sichtbares Symbol und Abbild der Gliederung unsres Volkes erblickt.

Weist somit unsre Zeit, bei allem offenkundigen Hang zum Demokratischen, noch immer sichtbare Spuren der Doppelschichtung auf, so können wir uns den Beginn unsrer Geschichte nicht anders als im Charakter ausgesprochener Zweiheit der Bevölkerung denken.

Vom ganzen ostelbischen Deutschland wissen wir, daß es zu geschichtlich bekannten Zeiten durch Eroberung und Kolonisation als doppelschichtiges Volksgebilde entstand. Die Sieger waren Germanen, die Besiegten Slawen, das Ereignis geschah vom zwölften bis ins vierzehnte Jahrhundert. Auf welchen Unterschichten besiegter Urbevölkerungen das übrige Deutschland ruhte, als es mit seiner aristokratischen Gliederung von Freien, Halbfreien und Hörigen in die Geschichte eintrat, ist unbekannt; doch ahnen wir aus frühen Sagen und späteren Darstellungen manches vom Wesen der Unterworfenen. Dunkelhaarig war der Knechtsbruder des freigeborenen Knaben. Handfertigkeit, schlaue Künste und feiger Sinn ist das Erbteil der Dunkelwesen. Sie sind klein von Gestalt; ihr Haar ist kurz und kraus; deshalb muß zur Hervorhebung des Gegen-

satzes der Freie in allen Ländern das blonde Haupthaar lang und schlicht um den Scheitel wallen lassen. Bis in die neuere Zeit hinein zeigen die älteren bildlichen Darstellungen von Bauern, Hörigen und Verbrechern die gleichen Züge: runde Schädel, breite Gesichter, aufgestülpte Nasen, kurze, gedrungene Glieder. Daß hier nicht Merkmale des Berufes, sondern des Stammes dargestellt werden sollten, beweisen die germanischen Gebiete des Nordens, wo Jahrhunderte bäuerlicher Arbeit den feingegliederten, schlanken und edlen Schlag nicht verwandeln können.

Indem nun jeder der südwestlich gerichteten Germanenströme die dunkleren Urvölker überdeckte, und zwar mit einer Schicht, die um so schwächer je weiter sie von der Einbruchszone entfernt war, so mußte denn auch die Aufzehrung in verschiedener Geschwindigkeit und verschiedener Vollkommenheit erfolgen: die südwestlichen Halbinseln Europas, verglichen mit der nordöstlichen, zeigen heute den entschiedenen Kontrast dunkler Bevölkerung.

Versucht man, sich die Bilanz der Kräfte zu vergegenwärtigen, denen im Laufe der europäischen Geschichte die beiden Elemente des Volkes, vornehmlich in Deutschland, ausgesetzt waren, so treten folgende Tendenzen hervor:

1. Bezüglich der Herrschaft. Sie war von den Eroberern mit Gewalt gewonnen und wurde zunächst mit Gewalt behauptet; solange, bis sie verfassungsmäßige, soziale oder plutokratische Geltung erlangt hatte. Dann aber mußte die Erhaltung der Herrschaft den Mächten der Ordnung anheimgegeben werden; Gewaltakte waren nur noch statthaft

bei der Bekämpfung Aufständischer und Ungläubiger, denn die beiden großen Erbteile des Ostens, Kaisertum und Kirche, wirkten im Sinne der Zivilisation. So blieb das Herrschaftsverhältnis im Innersten ungefestigt und unverteidigt, mußte zerbröckeln wie jeder Bau, den man nicht pflegt und erneuert, sondern seiner eigenen Festigkeit überlassen zu können glaubt.

2. Bezüglich der Herrschenden. Aus Waldland waren sie hervorgetreten, jagd- und waffengeübt, unbekannt mit verfeinerten Bedürfnissen, ungewohnt der Arbeit und des Zusammenlebens. In nicht unähnlicher Lage, wenn auch um vieles tiefer stehend, erblickte man vor einem Menschenalter die edleren Stämme des mittleren Afrika, die seither ihrer Natur entrissen, zum Teil vernichtet sind.

In wenigen Jahrhunderten lichtet sich das Land. Die Jagdgründe wichen zurück, der Zwang des Glaubens, des Lernens, des Erwerbes, des häuslichen und gedrängten Lebens trat heran. Die Frage war: Wie wird dies Waldvolk bestehen und gedeihen in steinernen Häusern, bei fremdartiger Nahrung, tagsüber dicht bekleidet, des Nachts in heißen Betten, im Leben von neuen Bildern, Gedanken und Pflichten umgeben und beherrscht? Die Sehnsucht des Mittelalters blieb der schwindende Wald. Und wenn die heitere Schwermut dieser Zeit zu Ausbrüchen der Schwärmerei, zu Vorstellungen des Verfolgungswahns sich verdüsterte, so wurden die Wirrnisse einer Volksseele offenbar, die ihre Heimat verloren hatte. Kriegszüge und Fehden hielten ununterbrochen ihre Auslese der Vernichtung unter den Besten, indes der Leib des

Volkes von periodischen Seuchen erschüttert wurde, deren Verheerungen nicht ihresgleichen gefunden haben. So wirkten veränderte Bedingungen des Bodens und Klimas, neubegründete Lebensweise, Krieg und Pestilenz auf das doppelschichtige Volksgebilde ein; symmetrisch, Gleichgewicht erhaltend zwischen beiden so verschieden gearteten Organismen, konnten diese Kräfte sich nicht erzeigen: und wenn die eine Schale sinken, die andre steigen mußte, so war der herrschende Stamm, der reicher, feiner organisierte, kriegerische und abenteuerliche bestimmt, schwerer unter den neuen Lebensformen zu leiden, die seiner Natur feindseliger waren als der Natur seiner Knechte. Auch darf hier nicht unterschätzt werden, daß eine Religion des Friedens, der Feindesliebe, der Demut, mit instinktiver Abneigung begrüßt, mit Gewalt aufgezwungen, zwar zur Milderung der Sitten führen, gleichzeitig aber die Niederen erhöhen, die Hohen erniedern mußte.

3. Bezüglich der Beherrschten. Ihr sklavisches Schicksal konnte sich nur mildern; die Stärken der Knechtschaft blieben ihnen erhalten. Zähigkeit und Anpassung, Schlauheit und Voraussicht sind die Eigenschaften aller Schwachen, Unterdrückbaren und Unterdrückten; tritt Besitz hinzu oder ein anderer Hebel der Macht, so materialisieren sich diese Eigenschaften zu gewaltigen Kräften. Fruchtbarkeit und Vermehrung, bei hochstehenden Stämmen sich selbst das Maß setzend, finden hier Beschränkung nur durch Not und Sterblichkeit, so daß sie, wie gespannter Kesseldampf, sich schrankenlos ergießen, sobald das hemmende Gewicht beseitigt ist. So sehen wir heute im preußischen

Osten das Bild einer Unterschicht, die ihr Gegengewicht überwunden hat und nun in rastloser Ausdehnung den Raum des Landes zu erfüllen trachtet.

Dem Wachstum kommt die Bildsamkeit und Anpassung zustatten, die abhängigen Menschenschlägen eigen ist. Denn da sie ihre Lebensbedingungen nicht selbst schaffen, vielmehr von anderen empfangen, so ist ihre Natur, einmal elastisch gemacht, allen späteren Änderungen der leiblichen und geistigen Umwelt widerstehend. Das Beispiel der Juden bestätigt dies, und noch ein weiteres: daß die Gewohnheit rastloser und zwangläufiger Arbeit allmählich den Arbeitsdrang als neue Notwendigkeit schafft, und um ihn zu rechtfertigen, Zwecke hinzuerfindet; ähnlich wie der Traum des Erwachenden nachträglich ein Erlebnis erdichtet, um das erweckende Geräusch sinnmäßig einzuordnen. Arbeitstrieb, Fertigkeit und die ängstliche Vorsicht bedrückter Menschen gehen aber eine Verbindung ein, die als Vorläufer des Erwerbs- und Geschäftssinns auf eine der stärksten Waffen im Rassenkampf hinausläuft.

Auch die gewaltigen Landerschließungen des Mittelalters durch Roden und Urbarmachen konnten, so seltsam es scheint, nur die Unterschicht der Bevölkerung stärken und erweitern. Denn die Territorialbesitzer, die von jeher in ihrer Subsistenz gesichert und daher in ihrer Expansion ungehindert sich fühlten, konnten durch die Erschließung ihrer Besitztümer höchstens bereichert werden; für die Unterworfenen aber wurde Raum, Nahrung, Tätigkeit und damit die Möglichkeit der Ausbreitung gewonnen. Begann erst einmal die Unterschicht, von ihrem gesindeartigen Zustand befreit, sich Raum

und Lebensmöglichkeiten selbst zu schaffen, so mußte durch immer nachhaltigere Bearbeitung der Erdgüter die arme Natur zu einer reichen, die dürftige Bevölkerung zu einer behäbigen, die spärliche zu einer dichteren sich entwickeln. Die Herren aber konnten die gleitenden Zügel nicht länger halten; zu Fürsten des Landes konnten sie aufsteigen, Besitzer des Landes und seiner Menschen höchstens dem Namen nach bleiben. Die Bewohner des Landes indessen waren ein neues Volk, das sich allmählich mit den Söhnen und Töchtern seiner Herren vermischte.

So neigt sich die Kräftebilanz nach der Seite der Unterdrückten, bei einer Betrachtungsweise, die keinerlei Entwicklungsstufen und gelegentliche Ereignisse vorausnimmt, die sich hütet, geistige und technische Errungenschaften als Ursachen anzusprechen, da sie ja ebensogut Wirkungen und Mittel eines unbewußt wollenden Massengeistes sein könnten, die vielmehr lediglich von eingeborenen und uranfänglichen Voraussetzungen auszugehen sich bestrebt.

Entschließt man sich nach diesen Erwägungen zu der Annahme: in einem zweischichtigen Volke, das durch fremde Kolonisation und Erschließung des Landes in veränderte Lebensweise geraten war, habe die Unterschicht von den Umwälzungen den größeren Nutzen gezogen, sich rascher vermehrt und allmählich einen großen Teil der Oberschicht aufgezehrt, so verschmilzt diese Hypothese mit der vorhin berührten Frage nach den Ursachen der nachmittelalterlichen Volkszunahme zu einem einheitlichen Theorem; und es wird augenscheinlich, daß das Gesamtphänomen nicht als eine sekundäre

Erscheinung, sondern als die dem ganzen neuzeitlichen Erscheinungsinbegriff zugrunde liegende Ursache betrachtet werden muß. Tiefere Ursachen können alsdann nur noch in den physisch-psychischen Elementen gesucht werden, die als ein Gegebenes gelten müssen. Dagegen werden alle äußeren, also zeitgeschichtlichen Einwirkungen nur als beschleunigende oder verzögernde Momente, alle inneren Einzelevolutionen — und unter ihnen die Reihenfolge der Geistesrichtungen, der wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften — nur als Willensakte und Hilfsmittel eines in bestimmter Richtung strebenden Gesamtorganismus zu betrachten sein. Und da in letzter Linie Wille, Geist und Seele des Gesamtorganismus erkennbar den Weg entscheiden, unerkennbar zum Ziele treiben, so darf diese Betrachtungsweise, obschon sie auf zählbar-sichtbare Elemente sich stützt, den Vorwurf materieller Einseitigkeit ablehnen.

Aufgabe weiterer Erwägungen wird es sein, nach Erledigung einiger Nebenfragen zu prüfen, wieweit die neuzeitliche Weltgestaltung aus dem geschilderten Phänomen: Verdichtung und Umlagerung, sich ableiten läßt.

Es soll jedoch schon jetzt ausgesprochen werden, daß nach der hier vertretenen Auffassung die Doppelerscheinung der Ursachen durch eine Doppelerscheinung der Wirkung unsrer Zeit den Stempel aufprägt: die Verdichtung schafft sich in der sichtbaren Welt ihre Kompensation, die ich Mechanisierung nennen will, und die darauf hinzielt, einem übervölkerten Planeten die Möglichkeit der Subsistenz und Existenz ungeahnter Menschenschwärme abzuzwingen; die Umlagerung spricht sich in der

geistigen Verfassung unsrer Völker als Entgermanisierung aus, die ein neues, für die Aufgaben der Mechanisierung seltsam geeignetes Menschenmaterial erschaffen hat.

Indem nun der veränderte Volkskörper dem Mechanisierungsdrang sein Bestes liefert: neugierig forschende Geschlechter mit leidenschaftlichem Interesse für Tatsachen, Zusammenhänge und Anwendungen; indem wiederum die Mechanisierung diesen Menschenschlag fördert durch Assoziation, Organisation und Werkzeug, verzweigen und verweben die Wirkungskomplexe sich so mannigfach, daß man einer einheitlichen Erscheinung gegenüberzustehen glaubt, die gerade deswegen einzigartig und unerklärlich wirkt. Immerhin lassen sich die Geäste sondern, wenn man den Zivilisationsstand der Mechanisierung und die Geistesverfassung der Entgermanisierung losgelöst voneinander betrachtet.

Erste Anmerkung
Naturvorgang und Geschichte

Die geschichtlichen Evolutionen und Einzelleistungen verlieren nichts von ihrer Größe und Schönheit, wenn sie im Rahmen dieser anscheinend physikalisch-geometrischen Entwicklung betrachtet werden. Denn die Einreihung in ein größeres und einfacheres Gesetz streift zwar von heroischen Ereignissen einen Teil des Zufälligen und Willkürlich-Freien ab, sie läßt es aber um so mehr als ein Notwendiges und Zuverlässig-Sicheres erkennen und stärkt unsre Zuversicht, daß die Kraft der göttlich-menschlichen Natur noch jederzeit ausreicht, um veränderten Bedingungen zu

entsprechen, notwendige Heilkräfte zu bezeugen und aus Bedrängnissen Möglichkeiten höherer Entwickelung zu gewinnen. Tatsächlich beherrscht den ganzen Kreis des uns bekannten Lebens ein Gesetz, das sich in gleicher Umfassung im Vegetabilischen wie im Animalischen offenbart: das Gesetz der Ausnutzung jeder gegebenen Lebensbedingung und der Erfüllung jedes gegebenen Lebensraumes. So wie ein Wasserstrom zerklüftetes Gestein durchdringt, derart, daß jede Spalte und Ader sich mit Flüssigkeit erfüllt, gleichviel, welchen verworrenen, kaum auffindbaren Weg ein jeder Teil des Elements zu nehmen hatte, so ergießt sich das Leben, immerfort verwandelt und umgestaltet, unerschöpflich an Erfindungskraft, in jede Existenzmöglichkeit, in jeden durch noch so verwickelte Bedingungen beschränkten Hohlraum. Dies schöpferische Gesetz wirkt früher als das der Auslese: denn um unter geschaffenen Lebensorganisationen auszuwählen, müssen Lebensorganisationen geschaffen sein; und die stündlich erneute Anpassungsarbeit jedes fertigen Organismus zeigt, daß nicht Zufall noch das Gesetz großer Zahlen die Entwicklungsarbeit der Kreatur bestimmt, sondern ein erfinderischer Lebenswille. Was nun, uns unbekannt, etwa in den Geweben eines Pflanzenkörpers, sich vollzieht, der sich veränderter Bestrahlung, Temperatur, Nahrung oder Lebensgemeinschaft anzupassen gezwungen ist, das erblicken wir sinnlichen und geistigen Auges, bis in die feinsten Einzelregungen zergliedert, in einer Volksgemeinschaft, deren Anfangszustand gegeben, deren Endzustand bestimmt ist. Sollte dieser Endzustand bezeichnet sein durch den komplexen Begriff, den

wir Mechanisierung genannt haben, so wird der Weg des Geistes von der Naturbetrachtung zur Naturberechnung führen, der Weg der Wirtschaft vom Einzelbetrieb zur Organisation, der Weg der Arbeit vom Handwerk zur Technik, der Weg der Politik vom Territorialbesitz zum Nationalstaat; und die geschichtliche Betrachtung wird staunend verzeichnen, wie an jeder Wegkreuzung, von den tiefsten Mächten emporgesandt, ein genialer Geist ersteht, um der Menge die Richtung ihres unbewußten Willens zu weisen, der sie zürnend folgen muß.

Wird dies anerkannt, so bedarf es nicht mehr der Frage, ob und wieweit die Forschung in den letzten Jahrhunderten den Geist der Neuzeit bestimmt habe: wenn Kepler und Newton Himmelsgesetze niederschrieben, so waren sie in sich nicht minder frei und vom Genius getragen, indem sie doch dem Willen zu neuen Produktions- und Lebensgesetzen gehorchen mußten, der, um Tatsächlichstes zu erzeugen, der Tatsache und ihrem Gesetz neuartigen Wert verlieh.

Zweite Anmerkung
Der Anbruch der neuen Zeit

Versucht man, den Vorgang der Umlagerung sich zu vergegenwärtigen, an den unsre Geschichte sich aufreiht, so muß man auf die Vorstellung verzichten, es könne der Rassenkampf im wesentlichen unter dem sinnfälligen Bilde von Aufständen, Revolutionen oder Verschwörungen erblickt werden. Denn nicht einmal die Kämpfenden selbst waren sich des Kampfes bewußt. Die einen verteidigten als Erben Rechte, Vorteile,

Ehren und Besitztümer, nach denen die andern als Erblose die Hände ausstreckten; und da weder Kämpfer noch Bekämpfte ihre, unsern Augen doch so sichtbaren Rassenmerkmale deuteten, vielmehr beide eines Landes, einer Sprache und eines Glaubens waren, so erblickten sie ihre bald ruhende, bald erwachende Feindschaft unter dem Licht gegnerischer Interessen, ständischer Gegensätze und erblicher Mißbräuche. Überdies sind innere Rassenkämpfe reich an friedlichen Eroberungen; denn das Ziel ist nicht Vernichtung, sondern Angleichung und Vermischung. Jede Mißehe, jede Deklassierung, jede Rangeserhöhung ist ein Sieg und eine Niederlage.

Dennoch sind große Episoden des Gesamtkampfes auch der chronistischen Geschichtsbetrachtung erkennbar: das Ringen um freien Grundbesitz, Vormacht der Kirche, Feudalrechte des Adels, Herrschaft der Zünfte, evangelische Freiheit, Leibeigenschaft, Ablösung der Lasten, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit; ja selbst die ersten Kämpfe um die erbliche Macht des Kapitals sind sichtbare Einzelkampagnen, zum Teil Nachgefechte des großen Rassenkrieges, dessen letzte Entscheidung erst um die Wende des XVIII. Jahrhunderts fiel.

In dem Zeitalter, das etwa mit dem Leben Goethes zusammenfällt, liegt die Schilderhebung der Unterschicht des deutschen Volkes beschlossen. Man vergleiche, was der Frankfurter Bürgersohn im Werther und im ersten Teil des Meister über die Beschränkung des Bürgerstandes schrieb, mit dem, was sechzehn Jahre nach seinem Tode in der Paulskirche seiner Vaterstadt gesprochen wurde: zwischen diesen Zeitgrenzen liegt Deutschlands Umschwung.

So konnte denn auch nach dem Gesetz der Energiebefreiung, das zu Eingang beschrieben wurde, dieser Zeitlauf eine Kulturepoche emportragen wie sie nie zuvor der Erde beschieden war, und deren Glanz erst späte Geschlechter voll erfassen werden. Sie offenbart, wie wenig die Naturvorgänge des Völkerlebens von Konstellationen der Zeitgeschichte sich meistern oder unterdrücken lassen. Denn aus einer Periode tiefsten politischen Niederganges bricht sie hervor — für rein historische Betrachtung ein unlösbares Rätsel — und schwindet mit dem Erstarken des Wohlstandes, der Freiheit und der Macht. Mit ihrem Höhepunkte können nur zwei frühere Kulturepochen sich messen, die im Aufstieg der bildenden Künste sie übertreffen, in der Vertiefung der Dichtkunst, der Musik, der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung und der politischen Einsicht sie nicht von fern erreichen: das Perikleische und das Leoninische Zeitalter.

Sicher aber ist zu keiner früheren Zeit eine so gewaltige Zahl ungewöhnlicher Menschen auf engem Bezirk hervorgetreten, wie damals in Deutschland und — auf andern Gebieten, entsprechend dem politisch gefärbten Umschwung — in Frankreich. Die übrigen großen Kulturländer hatten die Vollendung ihrer Umschichtungen weit früher erlebt: Italien im XV. und XVI., England und die Niederlande im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Seit jener großen Epoche aber, die als eine gewaltige Morgendämmerung die Neue Zeit emporführte, sind, wie das Gesetz es will, neue geistige Faktoren in das Leben der Nation nicht mehr eingetreten. Sprache, Gedanken, Politik und Kunst haben nur noch im internationalen Austausch wirk-

liche Bereicherung erfahren; im übrigen sind sie trotz mancher Absonderlichkeiten einheitlicher, ja einförmiger in Rhythmus und Kinetik geworden und haben sich damit den Anforderungen der Neuen Zeit, ihren unaufhörlich wechselnden und dennoch innerlich gleichbleibenden Aufgaben und Gegenständen vollkommen angepaßt.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. I

Aufgabe, Begriff und Mittel

Gegeben ist die Größe der menschlichen Einzelleistung, gegeben die bewohnbare Erdoberfläche, gegeben, aber praktisch fast unerschöpflich und nur an den menschlichen Arbeitseffekt gebunden, die Menge der greifbaren Rohstoffe, praktisch unermeßlich sind die verwertbaren Naturkräfte. Aufgabe ist es nun, für die zehnfach, hundertfach sich vermehrende weiße Bevölkerung Nahrung und Gebrauchsgüter zu schaffen.

Die Alten, in engerer Begrenzung und weiterer Welt lebend, wußten sich leichten Rat: sie sandten Kolonen in ein Nachbarland und schufen sich Verdopplungen ihrer Vaterländlein. Auch in unserer Zeit sind Auswanderer zu Millionen aus ihrer Heimat gedrängt worden; sie haben die Bevölkerungsdichte fast aller für Weiße bewohnbaren Länder auf ein nahezu europäisches Maß gebracht, ohne daß die Volksvermehrung der Alten Welt um ein merkliches gehemmt worden wäre.

Andern Rat, vielleicht den verruchtesten, der je der Menschheit zugerufen wurde, gab Malthus:

die natürlichen Quellen des Lebens zu hemmen und die Nachkommenschaft widernatürlich zu beschränken. Das einzige Land, das diesen Weg beschritten hat, Frankreich, ist im Begriffe, daran zugrunde zu gehen.

So blieb den alten Völkern nur eines übrig: zu gänzlich neuen Gewohnheiten und Gesetzen des Lebens und Schaffens überzugehen, zu dem Zweck, die irdische Produktion auf das gewaltigste zu vermehren und sie der Milliardenzahl der Menschheit anzupassen.

Dies war nur auf einem Wege möglich: wenn der Effekt der menschlichen Arbeit um ein Vielfaches gesteigert und gleichzeitig ihr Erzeugnis, das produzierte Gut, auf das vollkommenste ausgenutzt werden konnte. Erhöhung der Produktion unter Ersparnis an Arbeit und Material ist die Formel, die der Mechanisierung der Welt zugrunde liegt.

Um die Steigerung des Arbeitseffektes zu würdigen, wolle man erwägen, daß alles zweckbestimmte Handeln und Geschehen nur zu einem Teil dem Zwecke dient. Ein andrer Teil — in der Regel weitaus der größere —, sei er vorbereitender, begleitender, schützender oder ungewollter Art, dient dem Zweck nur mittelbar oder überhaupt nicht und schädigt den Wirkungsgrad. Ein Analoges gilt von den Beimengungen, Spaltungsprodukten, Abgängen der Materie. Nun ist es einleuchtend, daß viele dieser Effektverluste nur von der Handlung selbst, nicht von ihrem Umfange abhängen, daher mit wachsender Leistung an Bedeutung verlieren. Wenn ich einen Brief zur Post trage, kostet dieser Brief mich fünf Arbeitsminuten; trage ich sechzig Briefe auf einmal zur Post, so kostet mich jeder fünf Arbeitssekunden. Ja, ich kann es ermöglichen,

den gesamten Briefverkehr einer Kleinstadt zu bewältigen, wenn ich mich als Briefträger den ganzen Tag über ausschließlich dieser Aufgabe widme. Verbrauche ich einen Zentner Kohlen, um einen Dampfkessel anzuheizen, so bleibt der Verlust der gleiche, ob ich nun den Kessel fünf oder zehn Stunden im Betrieb halte; bei ununterbrochenem Betriebe aber würde der Anheizverlust jede Bedeutung verlieren.

Es besteht also die Möglichkeit, den Wirkungsgrad von Vorgängen und die Ausnutzung von Materialien erheblich zu verbessern, indem man Gelegenheit für möglichst große Mengen gleichartiger und einfacher Nutzhandlungen sammelt, um dieselben ununterbrochen auszuüben — dies ist die Arbeitsteilung, auf der die alte Methode der Manufaktur beruht —, oder indem man den Einzelvorgang in seinem Kraft- und Massenumfang steigert, ein Verfahren, das man Arbeitshäufung nennen und als die Grundlage der neuzeitlichen Fabrikation ansprechen könnte.

Die Hilfsmittel dieser doppelten Übung der Effektsteigerung sind Organisation und Technik. Organisation, indem sie Produktion und Verbrauch durch Unterteilung, Vereinigung und Verzweigung in die gewollten mechanischen Bahnen lenkt, Technik, indem sie die Naturkräfte bändigt und sie bald in gewaltigen Massenbewegungen, bald in chemischen Wirkungen, bald in elektrischen Strömen, bald in mechanisch kunstfertigen Handgriffen den neuen Produktions- und Verkehrsorganisationen ausliefert.

Daß somit nicht die Technik oder der Verkehr Ursache der Mechanisierung und somit der neu-

zeitlichen Lebensverfassung sein konnte, vielmehr die Volksverdichtung zur Mechanisierung drängte, die ihrerseits neue Hilfsmittel verlangte und schuf, darf in Einschaltung nochmals ausgesprochen werden. Diesen Zusammenhang verkennen hieße nichts andres als etwa behaupten: die Eisenbahn habe den Großverkehr oder das Zündnadelgewehr habe den Massenkrieg geschaffen. In Wirklichkeit schafft der Wille zum Verkehr sich seinen Weg, der Wille zum Massenkrieg sich sein Geschütz; das Werkzeug ermöglicht das Werk, doch bleibt es selbst ein Geschöpf des auf das Werk gerichteten Willens.

Den Ursprung der Mechanisierung aus der Verdichtung, ihre Anfänge, ihren Verlauf und ihre Welteroberung historisch zu schildern, ist Aufgabe späterer Geschichtschreibung. Hier seien in kürzesten Zügen nur einige Staffeln verzeichnet; denn die Absicht dieser Darstellung richtet sich dahin, nicht sowohl den Vorgang als die Wirkungen der Verdichtung und Umschichtung, der Mechanisierung und Entgermanisierung auf die Welt, die Menschen und das Leben unsrer Zeit zu erörtern. Mit dem ersten Tausch, der auf Erden stattfand, war die Einzelwirtschaft durchbrochen und zwei neue Begriffe geschaffen: des Tauschvorrates und der Spezialisierung. Je dichter nun die angehenden Spezialisten aneinander heranrückten, je häufiger sie sich begegneten, desto mehr konnten sie sich auf die wechselseitigen Vorräte verlassen. Zuletzt konnte der eine die Erzeugung dessen einstellen, was der andre besaß: er konnte Korn gegen Vieh, Vieh gegen Erz tauschen. Verdichtete sich die Bevölkerung abermals, so lernte man neue Gegenstände kennen; es lohnte sich, reich zu sein: aus dem

Vorrat wurde Kapital. Der Spezialist wurde gesucht, er fand Aufträge; aus Anlage und Kenntnis entstand der Beruf.

Nun war man aufeinander angewiesen; die Begehrlichkeit der Weiber, die Freigebigkeit der Männer mag das ihre beigetragen haben: man tauschte und handelte, betrieb Wirtschaft und Handwerk; die Anfänge der wechselseitigen Gütererzeugung waren gegeben. Aber noch konnte ein Mürrischer oder Selbstzufriedener, ein Gegner des Neuen, sich abseits halten. Verzichtete er auf kunstvolle Güter, auf mannigfaches Werkzeug, so mochte er mit Pfeil und Speer, mit Pflug und Hacke ins Weite ziehen und sich von der Gesamtwirtschaft befreien. Mit zunehmender Dichte wird auch diese Freiheit benommen. Jetzt bedarf ein jeder des Schutzes; er muß Mitglied einer Gemeinschaft sein. Der Sitte kann er sich nicht entziehen, sie verlangt Kleidung und Behausung und manches andre. Land zu erschließen ist ihm versagt; er muß Eigentum achten, auf dem Seinen haushalten, somit nachhaltiger wirtschaften, mit Geräten und Werkzeugen, die beschafft sein wollen. Doch schon ist die Verdichtung vorgeschritten, die Scholle beschränkter, die Wirtschaft schwieriger und einseitiger. Um den ganzen Bedarf an Lebensgütern zu erlangen, muß verkauft, muß Absatz gesucht werden. Die Wirtschaft wird zum Unternehmen, zum Geschäft. Der Absatz stellt sich ein und mit ihm die Konkurrenz. Eine Zeitlang können Zunftbestimmungen und mangelhafte Verkehrswege den Handwerker und Landwirt vor der Geißel des Wettbewerbs schützen. Unter der ständigen Verdichtung der Produktion macht sie sich denn doch fühlbar.

Und trotz der gleichzeitigen Konzentration des Konsums kann keiner froh werden: denn die Erzeugungsmethoden sind noch immer primitiv, sie nötigen der Erde nicht genügend Stoffe ab, um die Gesamtheit zu befriedigen, die Arbeit wird hart, man leidet Not. Doch eben hat ein erfinderischer Kopf ein Werkzeug erfunden, ein Erzeugnis verbessert, ein Verfahren vereinfacht. Der Teufelskerl wird reich, die andern sehen's und empfinden ihre Not verdoppelt. Nun sind sie alle dem Wettlauf der Konkurrenz verfallen, der technischen, der kommerziellen, der kapitalistischen Konkurrenz. Nun werden alle Künste und Wissenschaften herbeigerufen; die Erfindungsreichen, Kühnen, Vorurteilsfreien, die Habsüchtigen, die Ehrgeizigen, die Handfesten eilen voran; die Schwachen bleiben am Wege liegen, sie werden eingefangen und als Troß mitgezogen. Und unter den Tritten dieses Reigens schwitzt die Erde aus allen Poren und läßt an Gütern den zehnfach vermehrten Enkeln das Hundertfache dessen emporströmen, was sie den Ahnen kärglich gewährte, sich zu nähren, zu wärmen, zu schmücken und zu berauschen.

Wenn somit die Mechanisierung ursprünglich in der Gütererzeugung wurzelt, so blieb sie nicht lange auf dies Gebiet beschränkt. Freilich bedeutet dieses noch heute den Stammbezirk ihrer Verzweigung und Überschattung; denn die Gütererzeugung bleibt das zentrische Gebiet des materiellen Lebens, dasjenige, mit dem sich alle übrigen in mindestens einem Punkt berühren.

Mechanisierung aber erblicken wir, wohin wir auch über die Provinzen menschlichen Handelns das Auge schweifen lassen; allerdings treten ihre

Formen derartig verwickelt und vielgestaltig auf, daß es vermessen dünkt, den ganzen Umriß des ruhelos bewegten Bildes zu umfassen. Dem wirtschaftlich Betrachtenden erscheint sie als Massenerzeugung und Güterausgleich; dem gewerblich Betrachtenden als Arbeitsteilung, Arbeitshäufung und Fabrikation; dem geographisch Betrachtenden als Transport- und Verkehrsentwicklung und Kolonisation; dem technisch Betrachtenden als Bewältigung der Naturkräfte; dem wissenschaftlich Betrachtenden als Anwendung der Forschungsergebnisse; dem sozial Betrachtenden als Organisation der Arbeitskräfte; dem geschäftlich Betrachtenden als Unternehmertum und Kapitalismus; dem politisch Betrachtenden als real- und wirtschaftspolitische Staatspraxis.

Gemeinsam ist aber allen diesen Erscheinungsformen ein Geist, der sie seltsam und entschieden von den Lebensformen früherer Jahrhunderte unterscheidet: ein Zug von Spezialisierung und Abstraktion, von gewollter Zwangsläufigkeit, von zweckhaftem, rezeptmäßigem Denken, ohne Überraschung und ohne Humor, von komplizierter Gleichförmigkeit: ein Geist, der die Wahl des Namens Mechanisierung auch im Sinne des Gefühlsmäßigen zu rechtfertigen scheint.

Dritte Anmerkung. Scheinbares Paradox

Warum haben ältere Verdichtungsprozesse, deren die Geschichte eine Anzahl kennt, niemals zu einer ausgesprochenen, der unsern vergleichbaren Mechanisierung geführt? Sagt man doch, daß die Menschheit jeden uns denkbaren

Gedanken schon einmal gedacht habe: warum hat sie dies Gedankenphänomen unsrer, im übrigen keineswegs so bevorzugten Epoche aufgespart?

Hier ist zunächst zu erinnern, daß keine der alten Volksverdichtungen, relativ und absolut gemessen, sich mit neuzeitlich okzidentalen Verhältnissen vergleichen läßt. Ägypten und Mesopotamien waren nicht übervölkert, Griechenland und Italien nach unsern Begriffen arm an Einwohnerzahl.

Vor allem aber wirkt das Mittelmeerklima in einem Sinne verzögernd auf die Zivilisation, indem es die menschlichen Bedürfnisse an Nahrung, Obdach und Kleidung gleichzeitig mäßigt und leicht befriedigt. Selbst in den heutigen trocken und unfruchtbar gewordenen Ländern dieser Zone bleibt der Lebenskampf vergleichsweise harmlos und spielend, weil Ertrag und Bedarf noch immer in glücklicherem Verhältnis sich die Wage halten. So stehen selbst in unsern Tagen die Mittelmeervölker mit einer mehr kindlichen als nothaften Begehrlichkeit dem Ansturm unsrer Warenmassen gegenüber; ihre Produktionsmethoden sind, wenn man vom nördlichen und mittleren Italien absieht, nur in bescheidenem Umfang mechanisiert, und den übrigen Mechanisierungsformen haben sie halb widerwillig halb kindlich nachahmend Aufnahme gewährt. Süditalien und Griechenland stehen noch heute trotz Eisenbahnen und Telegraphen dem antiken Leben näher als dem modernen.

Dennoch zeigte das Rom der späten Republik und der Kaiserzeit deutliche Anfänge der Mechanisierung, und es ist lehrreich, zu prüfen, weshalb diese Lebensform in ihrem Vordringen gehemmt wurde.

Großbetriebe waren vorhanden, ja ein Welthandel und eine kapitalistische Ordnung des Besitzes aufgekommen. Zur Fortentwicklung des mechanistischen Prinzips hätte es nun vornehmlich dreier Dinge bedurft: einer Vervollkommnung der metallurgischen Technik, insbesondere der Eisen- und Stahlerzeugung, einer Weiterbildung der Präzisionsmechanik, und der Konstruktion einer Kraftmaschine. Diese Aufgaben waren nur zu lösen auf Grundlage messender Naturerforschung. Der Römergeist, der mit empirischer Technik ungeheure architektonische Aufgaben zu lösen gewohnt war, hätte den strengen Anforderungen dieser Disziplinen genügt, obwohl ihm pragmatisches Denken vertrauter war als stilles Beobachten. Schwieriger wäre es in jener Epoche gewesen, die Hunderte von forschenden und entdeckenden Geistern, deren die Ausbildung dieses Wissenszweiges bedurfte, unter der kleinen Zahl von bildungsliebenden Italikern aufzutreiben. Sollte diese Abkehr des Römertums vom Markt, Tribunal und Heerlager zur Gelehrtenstube und zum Laboratorium erzwungen werden, so bedurfte es einer Not. Diese Not aber war nicht vorhanden. Denn Rom war gewohnt, die Völker des Erdkreises für seine Erhaltung sorgen zu lassen; wo ein Prokonsul genügte, um Attalidenschätze nach der Hauptstadt zu leiten, bedurfte es keiner Exportfabrikationen. Die an sich nicht beträchtliche Nahrungsbeschränkung durch Bevölkerungsverdichtung war mehr als ausgeglichen durch eine Hoheit, welche die Gesamtheit des herrschenden Volkes zum Souverän erhob und mit auskömmlichen Zivillisten versah.

Wenden wir den Blick außereuropäischen Verdichtungszentren zu, so scheinen in China die gün-

stigsten Voraussetzungen für mechanisierte Wirtschaft gegeben zu sein: große Masse und Dichte einer Bevölkerung, die ausreichende bürgerliche Freiheiten genießt und von der Natur des Landes nicht allzu leichtfertig über den Lebenskampf hinweggehoben wird. Und wirklich geben die Tatsachen den Voraussetzungen recht: außerhalb der kaukasischen Rassenzone umschließt China mit seinem kulturellen Tochterlande Japan das einzige Gebiet der Erde, auf dem eine eigene großangelegte Technik erwuchs, ja eine Technik die ganz besonders die uns vertrauten verkehrhaften Züge aufweist. Als ein Geschenk Chinas ist vor wenig mehr als hundert Jahren die vergessene Kunst des Heerstraßenbaus uns neu beschieden worden.

Bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war China an technischen und organisatorischen Erfahrungen dem Durchschnitt Europas ebenbürtig; aber die Keime überflügelnder Entwicklung lagen im westlichen Boden. Daß den klügsten und tätigsten Orientalen so wenig wie den Römern das Geheimnis der messenden und rechnenden Wissenschaft sich erschloß, befremdet nicht, wenn man erwägt, welche seltenen, ja widersprechenden Geistesstimmungen zusammentreffen müssen, damit systematische und exakte Forschung möglich sei. Ein ideal gerichteter, dem Gesetzmäßigen offener Sinn muß transzendenter Betrachtung entsagen, sich mit Liebe dem Tatsächlichen, ja dem scheinbar Nebensächlichen zuwenden, um in lebenslanger Arbeit, Korn für Korn, das Bleibende vom Zufälligen zu sondern, ohne Hoffnung, selbst jemals des Weltsymbols teilhaftig zu werden, das aus der reinen Saat erblühen soll. Umgekehrt bedarf es, damit die

Forschung sich in Technik verkörpere, praktischster Geister, die dennoch zu den abstraktesten Gebieten der Wissenschaft sich erheben, um mit prometheischem Griff das dem irdischen Bedarf Bestimmte herabzuholen. Dem Verlauf der Darstellung vorgreifend sei hier bemerkt, daß in einer Zivilisation, die der Mischung aus germanischer Idealität mit vorgermanischer Zähigkeit und Handfertigkeit entsprang, diese seltenen, vielleicht nicht wiederkehrenden Voraussetzungen einer Wissenschaft und wissenschaftlichen Technik gegeben waren. Daß die mandschurisch-mongolische Zivilisation die gleichen Vorbedingungen nicht erfüllte, entschied die Frage der technischen Welthegemonie zugunsten des westlichen Dichtigkeitszentrums. In gleichem Sinne wird sich dereinst die Frage der politischen Hegemonie entscheiden, der man die kindlich gehässige Bezeichnung einer gelben Gefahr gegeben hat. Erweist sich der Westen auch in Zukunft stärker ideenbildend als der ferne Osten, der in jüngeren Zeiten diese höchste Kraft nicht mehr besessen hat, so wird er auch weiterhin die Verantwortung der Weltentwicklung tragen.

Zusammenfassend dürfen wir die Zwischenfrage: warum Mechanisierung bisher auf Erden nirgend anders als im germanischen Zentrum aufgetreten sei, folgendermaßen beantworten. Erforderlich war das Zusammentreffen stärkster Volksverdichtung mit zwei auslösenden Faktoren: gemäßigten physikalischen Bedingungen, welche bei zunehmender Dichte die Sorge um den Unterhatl empfindlich machten, sodann spezifischen sittlich-geistigen Werten, welche imstande waren, technisch-methodische Hilfsmittel zu schaffen. Die

alten Mittelmeerkulturen scheiden aus, denn es fehlte ihnen fast durchweg an der Hauptbedingung, ausnahmslos am ersten der beiden auslösenden Faktoren. China konnte eine gewisse Mechanisierungsarbeit leisten, bis im entscheidenden Moment der intellektuale Faktor versagte. Der zentraleuropäischen Kultur war es vorbehalten, alle Bedingungen zu erfüllen und die Mechanisierung bis in die letzten uns bekannten Folgen durchzuführen.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. II

Mechanisierung der Produktion

Von allen Teilen der Erdoberfläche strömen die Urprodukte mineralischer und organischer Abkunft auf eisernen oder wässernen Wegen in die Sammelbecken der Städte und Häfen. Von dort verzweigen sie sich nach den Verarbeitungsstätten, wo sie in vorbestimmter Mischung eintreffen, um chemisch oder mechanisch umgestaltet als Halbprodukte einen zweiten Kreislauf zu beginnen. Von neuem getrennt und abermals vermischt und bearbeitet erscheinen sie als Verbrauchsgüter, die zum drittenmal geordnet in den Lagern der Großhändler sich vereinigen, bevor sie die fein verzweigten Wege zum Kleinhändler und endlich zum Verbraucher finden, der sie in Abfallstoffe verwandelt und in den Gestaltungsprozeß zurücksendet. Dem Blutumlauf vergleichbar ergießt sich der Güterstrom durch das Netz seiner Arterien und Adern. In jedem Augenblick des Tages und der Nacht donnern die Schienen, rauschen die Schiffs-

schrauben, sausen die Schwungräder und dampfen die Retorten, um die Last dieses Umlaufs zu erneuern und zu bewegen.

Und was ist das Geschick der Materien in den Mägen der Verarbeitung? Sie werden von Mechanismen ergriffen, gelöst, erhitzt, zerstampft oder gepreßt, zerschnitten, gehämmert, gezogen oder gewalzt, gesponnen, gezwirnt, verwoben oder getränkt; ein zweiter, ein dritter Maschinenprozeß schließt sich an, und der Mensch überblickt ordnend, beschleunigend, messend sein Werk, das Werk nicht mehr seiner Hände, sondern seiner Mechanismen. Ist eine Formung durch Handfertigkeit noch vonnöten, so ist das Gesetz der Produktion unvollkommen erfüllt. Dies Gesetz lautet: Beschleunigung, Genauigkeit, Verminderung der Reibung, Einheitlichkeit und Einfachheit der Typen, Ersparnis an Arbeit, Verminderung und Rückgewinnung des Abfalls. Da, wo ein Teil der Prozesse den Schöpfungsakten der Natur überlassen werden muß, fühlt man sich berechtigt, von ihr die gleiche Beschleunigung und Genauigkeit, die gleiche Reaktionsfähigkeit auf Reize und Disziplin zu verlangen wie von leblosen Mechanismen und Prozessen.

Und die Natur gehorcht. Sie, die Erzeugerin der Urmaterien, ist sich des Ernstes und Umfanges ihrer Aufgaben bewußt geworden. Nicht mehr lächelnd und spielend wie ehedem, sondern ernst und geschäftig läßt sie ihre Felder das zehnfache Maß tragen, läßt sie ihren Flanken das Tausendfache an mineralischen Werten entströmen. Ja, sie gibt zu erkennen, daß sie es nur der menschlichen Arbeit und Begehrlichkeit anheimstellt,

die lebenden und toten Ernten nochmals zu vervielfachen. Keines der heute geschätzten Güter scheint vorerst auf die Neige zu gehen; allenthalben winkt und blinkt es noch von ungehobenen Schätzen an Materie und Kraft.

Die Menschheit hat es begriffen und eilt ihrem Produktionsideal entgegen. Dies Ideal ist erreicht, wenn von den jeweils günstigsten Gewinnungsstätten die Produkte auf kürzestem Wege und mit größter Eile zu der bestgelegenen Verarbeitungsstätte gelangen, um in einem einzigen Prozeß umgestaltet sofort einem Vertriebssystem übergeben zu werden, das sie in die Vorratsräume, Küchen und Werkstätten der Verbraucher leitet.

Zuweilen scheint es, als beginne die Güterproduktion, über ihr Ziel hinausschießend, überflüssige, nicht mehr verzehrbare Mengen zu fördern. Ständig wachsende Massen von Rohstoffen und Fabrikaten schleudern die Länder im Wechselspiel einander zu. Hier Erze gegen Kohlen, Baumwolle gegen Getreide, Vieh gegen Eisen, Holz gegen Zucker; und dennoch wird dies gewaltige Werben und Spenden nicht nachlassen, denn immer noch wächst die Zahl der Erdenbewohner, und immer noch sind Millionen von Händen nicht nachhaltig genug in den Schaffensprozeß verstrickt, um ihr Teil am Begehrten zu erraffen.

Wohin ergießt sich nun diese Güterflut? Wir finden sie in den Speichern der Häfen, in den Vorratsräumen der Fabriken und Handlungen, wir finden sie in Läden und Kaufhäusern. Das Berlin von 1811 besaß im Umkreise seiner Mauern nicht so viel an Ladengütern wie ein einziges Häuserviereck des Berlins von 1911. Aus den Magazinen fließt

der Strom in die Behausungen der Menschen. Ungezählte Substanzen, die man ehedem nicht kannte, Metalle, Gläser, Hölzer, Tonwaren, Papiere, Leder, Bein, Gewebe, alles bedeckt mit farbigen Schichten, Polituren und Ornamenten, füllen die Gemächer; Seifen, Essenzen, Chemikalien sind vorrätig, Nahrungs- und Genußmittel aus allen Erdteilen werden gespeichert; selbst in den Wohnungen der Schwachbemittelten, ja der Armen finden sich Menge und Mannigfaltigkeit der Gerätschaften und Verbrauchsgüter seit den letzten drei Generationen um ein Vielfaches vermehrt. Fast möchte man meinen, die Menschheit sei von einem Taumel des Warenbesitzes, von einer Gerätetollheit befallen, die man in früheren Zeiten vielleicht gewissenlosen Spekulanten oder auf Ablenkung bedachten Regierungen zur Last gelegt hätte. Und noch immer ist Begehr und Lust nach käuflichen Dingen im Steigen, zumal bei Frauen.

Ihr passiver Anteil am Produktionswachstum ist nicht unbeträchtlich. Denn ihre naivere Freude am feilen Besitz und am Vergleich des Besitzes setzt zahllose Gewerbe in Bewegung, und ihr geringeres Interesse für Struktur und Konstruktion kommt der eigenartigen Qualitätsverschiebung des modernen Erzeugnisses in erstaunlicher Weise entgegen. Mit dieser Verschiebung aber hat es folgende Bewandtnis.

Jeder, der ein Erzeugnis des alten Handwerks in Händen hält, etwa ein Buch, eine Truhe, einen Schlüssel, empfindet an diesen Gegenständen etwas Organisches, wie es den Schöpfungen der Natur eignet. Das Werk ist genau gearbeitet, aber nicht mathematisch. Der Naturstoff, dem es entstammt,

ist geformt, aber nicht verwandelt. Es besitzt eine innere Festigkeit, die den Einwirkungen des Gebrauchs und der Zeit widersteht und ihnen doch einen seltsam verschönernden Einfluß gestattet. Es ist selbst im größten Reichtum sparsam, denn es ist ein durchdachtes, für sich alleinstehendes Werk, ein Stück Menschennatur.

Die Maschine kann dergleichen nicht schaffen. Sie erzeugt mathematische, schnurgerade, kreisrunde, spitze, scharfe, polierte Dinge, die sich nicht abschleifen, sondern schartig werden. Sie spart am Material, aber sie knausert nicht mit Ornament, denn dies macht ihr keine Arbeit. Auch überträgt sie gern praktisch erwiesene Kunstgriffe von einer Materie, von einer Form auf die andre. Sie formt mit gleicher Unbeteiligtheit ein Gebetbuch und eine physikalische Wage. Vor allem aber setzt sie an die Stelle der Dauerhaftigkeit die bequeme Erneuerung. Hausgesponnenes Linnen und Papierservietten sind Sinnbilder dieses Gegensatzes.

An die Stelle des Anschaffungswertes setzt die Mechanisierung den Verbrauchswert, an die Stelle des Zinsverlustes die Neubeschaffung. Der Luxus unsrer Zeit ist nicht Kapitalsaufwand, sondern Rentenaufwand.

Durchaus verständlich! Denn die Mechanisierung will produzieren. Reparaturwerkstätten sind ihr kostspieliger als Fabriken; anstatt zu flicken, schmilzt sie um. Hier kommt ihr ein psychologischer Kreislauf zunutze; die Möglichkeit des Wechsels erzeugt den Wunsch nach Wechsel, dieser Wunsch wiederum unterstützt das Erneuerungsprinzip.

Ein Weiteres tritt hinzu. Die alten Stoffe waren nicht abstrakt rein. Die Erze, die Gewürze, die

Farben, die Erden enthielten Beimengungen, deren Störendes kunstreich überwunden war, und die nun dem Gefühl, dem Blick, dem Geruch und Geschmack etwas Getöntes, Abgestuftes, Anheimelndes gaben. Die mechanisierte Produktion nennt diese Zutaten Verunreinigung und hat nicht viel Mühe, sie auszuscheiden. Sie hält uns das duftende Prinzip des Veilchens kristallisiert unter die Nase und läßt keine Einwendung zu. Sie schafft Extrakte, Reinkulturen, Normative. Aber solche Produkte ohne eigenes Leben, ohne Milderung überreizen und ermüden. So führen sie abermals zum Wechsel und nebenher, da sie nun einmal ihre Seele verloren haben, zum Surrogat.

Zeigen nun diese Künstlichkeiten, teils überrein, teils flüchtig naturalisiert, teils nachgeahmt, teils appretiert, eine Teufelsschönheit im Schimmer der Neuheit, in dem, was ein Geschäftswort die Aufmachung nennt, und in einer gewissen Keckheit der rasch erdachten Form, so blüht diese Frische schnell dahin; und alsbald klopft das mechanisierte Schicksal, die Mode, an die Tür und weist das früh gealterte Geschöpf in den Vorstadtwinkel, in die Provinz, nach Südamerika und zuletzt nach Afrika, um der Produktion neue Arbeit zuzuweisen.

So schafft die Mechanisierung sich selbst ungeheuerste Hilfskräfte in dem Warenhunger der Menschen, in der Irrealität, Leblosigkeit und Schattenhaftigkeit ihrer Produkte und in der Mode.

Doch was ist dieser ephemere Umlauf der Gebrauchsgüter im Vergleich zu jenem zweiten, anhäufenden, den die Mechanisierung zeitigt! Denn die Menschheit verbraucht nicht alles, was

sie schafft; einen großen Teil ihrer Güter speichert sie auf. In welcher Form? Sie baut.

Sie baut Häuser, Paläste und Städte; sie baut Fabriken und Magazine. Sie baut Landstraßen, Brücken, Eisenbahnen, Trambahnen, Schiffe und Kanäle; Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke, Telegraphenlinien, Starkstromleitungen und Kabel; Maschinen und Feuerungsanlagen. Sie bessert Ländereien, entwässert, reguliert und deicht.

Es ist schwerer, sich eine sinnliche als eine zahlenmäßige Vorstellung vom Umfange dieser Bauten zu machen, die sich für Deutschland jährlich auf mehrere Milliarden belaufen. Schätzungsweise könnte man annehmen, daß die alljährlichen Erweiterungen Berlins etwa der Wertbewegung gleichkommen, die zum Bau des Perikleischen Athen erforderlich waren. Die Neubauten der deutschen Städte dürften etwa alle fünf Jahre einen Wert erreichen, der an mechanischem Aufwand dem Bauwert des kaiserlichen Rom gleichkäme.

Wozu dienen nun diese unerhörten Bauten?

Zum großen Teile dienen sie direkt der Produktion. Zum Teil dienen sie dem Verkehr und Handel, somit indirekt der Produktion. Zum Teil dienen sie der Verwaltung, der Wohnung, der Gesundheitspflege, somit vorwiegend der Produktion. Zum Teil dienen sie der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, dem Unterricht, der Erholung, somit indirekt, und mit einiger Einschränkung, noch immer der Produktion.

Das ist das Saatgut, das die Mechanisierung alljährlich dem Boden anvertraut, und das auf lange Zeiten ihr vielfache Ernte tragen wird. Es ist gleichzeitig der materielle Lohn der Welt für die unsäg-

liche Anstrengung im Joche der Mechanisierung: denn diese Schätze aus Erde, Stein und Metall bedeuten die Zunahme der Nationalvermögen, deren unvorstellbare Zahlen hier auszusprechen nicht verlohnt.

Fassen wir die Reihe dieser Vorstellungen zusammen, so muß uns die Erde als eine einzige, untrennbare Wirtschaftsgemeinschaft erscheinen. Das Anwachsen der Bevölkerung hat dies ungeheure Rad in Schwingungen versetzt; nun kreist es, indem es selbsttätig und ununterbrochen seine Masse und Geschwindigkeit vermehrt. Über das Ziel des Schutzes und der Nahrung hinausstrebend, schafft die mechanisierte Produktion dauernd neue Begierden. Schon hat sie die materiellen Lebensbedingungen bedeutend gehoben; sie wird und muß dazu führen, jedes absolute Elend des Besitzes aus der Welt zu schaffen; gleichzeitig saugt ein immer wachsender Warenhunger die gewaltiger sich ergießenden Ströme auf.

Auch in früheren Jahrhunderten war Produktion eine Hauptaufgabe menschlicher Tätigkeit, doch ihre Mittel waren beschränkt und gaben keiner weiteren Hoffnung Raum als der, das Nötigste zu erschwingen und für himmlische und irdische Herren etwas zu erübrigen. Die Entfesselung der Mechanik hat jede Schranke niedergeworfen. Der Teil der menschlichen Tätigkeit in zivilisierten Ländern, der weder mittelbar noch unmittelbar der Produktion und ihrem Schutze dient, ist klein geworden. Die mechanisierte Produktion hat sich zum Selbstzweck erhoben.

Mechanisierung und Organisation

Wir haben die Mechanisierung der Gütererzeugung betrachtet und uns vergegenwärtigt, wie dieser vielfältige, alles materielle Handeln umschließende Aufbau mit Notwendigkeit aus dem Fundament der Volksverdichtung erwachsen mußte. Damit nun der zum sichtbaren Gesamtgeschöpf erhobene wirtschaftliche Bienenstaat Existenz und Leben gewinnen konnte, mußte ein System unsichtbarer Verständigungen, Bindungen und Beziehungen gegeben sein, das die menschlichen Elemente des Organismus zusammenhielt, Beruf und Arbeit verteilte und gleichzeitig die zu bearbeitende tote Substanz an diese lebenden Elemente kettete. Es mußte für das notwendige Drama der mechanisierten Produktion Textbuch, Szenarium und Rollenverteilung geschaffen werden.

Den Kern dieser unsichtbaren Ordnung der wirtschaftlichen Welt bildet die Einrichtung des Besitzes, und zwar in der auf das strengste an die Person gebundenen Form des erblichen Besitzes.

Damit nun diese höchst persönliche Einrichtung den mannigfachen Bildungen und Bewegungen der mechanisierten Produktionsform sich anschmiegen konnte, mußte sie in analoger Weise wandelbar und unpersönlich werden. Der Besitz mußte bis ins Kleinste teilbar, bis zum Größten anhäufbar, er mußte beweglich, austauschbar, fungibel, seine Erträge mußten vom Stamme trennbar und für sich verwertbar sein. Kurz, der Besitz mußte im Abbilde den Aufgaben der mechanisierten Wirklich-

keit, der Arbeitsteilung, Arbeitshäufung, Organisation und Massenwirkung entsprechen lernen, er mußte mechanisiert werden.

Den mechanisierten Besitz nennen wir Kapital. Der Vorgang, der von außen und physikalisch betrachtet als mechanisierte Gütererzeugung erscheint, dieser Vorgang stellt sich von innen, menschlich und organisatorisch betrachtet, als Kapitalismus dar.

Daher wird der Kapitalismus andauern, solange das mechanisierte Produktionssystem Bestand hat; er wird andauern, gleichviel ob alles Kapital der Welt in den Händen einer Person oder eines Gemeinschaftskörpers vereinigt wird, und somit das, was man heute Transaktion nennt, zur bloßen Buchung herabsinkt. Man kann daher von dem Aufhören der privatkapitalistischen Gesellschaft reden, vorläufig aber nicht von dem Aufhören der kapitalistischen Produktionsweise.

Schon jetzt ist die Mechanisierung des Besitzes so weit vorgeschritten, daß das Kapital in seiner atomistischen Teilbarkeit, Beweglichkeit und Kohäsion auffallende Ähnlichkeiten mit dem Aggregatzustand der Flüssigkeiten aufweist und daher innerhalb gewisser Grenzen den Gesetzen der Hydrostatik und Hydrodynamik folgt. Diese Verflüssigung ist geschaffen worden durch eigenartige Zirkulationsformen, die, von verschiedenster Herkunft und Geschichte, sich allmählich sozusagen zu Münzsorten des Kapitalverkehrs ausgebildet haben. Als Zirkulationsform des Grundbesitzes kann man die Hypothek, den Pfandbrief und die Obligation bezeichnen, als Zirkulationsform der Waren den Wechsel, als Zirkulationsform des Arbeitswertes die

Aktie, als Zirkulationsform der Gesamtwirtschaft die öffentliche Anleihe, als Zirkulationsform des unspezialisierten Vermögensanspruchs das Bankguthaben und die Banknote. Im Maße wie die Weltwirtschaft sich ausdehnt, erhöhen sich die Beträge dieser fünf Kategorien, im Maße wie die Wirtschaft dem einen oder andern Schaffensgebiet sich zuwendet, ändert sich das Verhältnis ihrer Wertbemessungen.

In Gestalt der Zirkulationsformen häufen sich die Vermögensbestände in zentralen Behältern, aus denen sie gesammelt oder verteilt den Bestimmungen zugeführt werden. In Argentinien ist der Bau einer Hafenanlage erforderlich. Ein Ventil wird geöffnet: deutsche, französische und englische Bankguthaben und Wechsel werden gegen argentinische Anleihe eingetauscht. Ein zweites Ventil: der argentinische Staat verfügt über sein Guthaben. Und gleichzeitig wird der lebende Vorgang sichtbar, dessen finanzielles Abbild soeben gebucht wurde: aus allen Häfen setzen sich Dampfer nach der Baustelle hin in Bewegung; sie tragen Säcke Zement, eiserne Schienen, Maschinenteile, Kessel, Kleider; Lebensmittel und Menschen. Werkstätten werden errichtet, Erdmengen bewegt, Krane montiert, Löhne ausbezahlt, Ministerreden gehalten, und die vereinigte Weltwirtschaft hat sich längst wieder andern Aufgaben zugewendet.

In gewissem Sinne läßt sich behaupten, die Mechanisierung des Besitzes sei der Mechanisierung der Produktion bereits vorausgeeilt. Denn indem das Kapital in seinem hydraulischen Zustande jeden Hohlraum des ökonomischen Bedürfnisses auszugleichen, von jeder Anhäufung überflüssiger Produktionseinrichtung abzuströmen strebt, treibt

es einerseits zu Neugründungen, andrerseits aber auch zu Verschmelzungen und Aufsaugungen. So kann es kommen, daß ein Industrieller in sich selbst die Doppelnatur der Produktionsseite und der Kapitalsseite seines Unternehmens erlebt: als selbständiger, auf Tradition und patriarchalische Unabhängigkeit gestützter Fabrikant wünscht er die Isolation, als Verwalter eines Kapitals sieht er sich zur Vereinigung mit andern gedrängt.

Der anonymen, selbsttätig wirkenden und rationalen Organisation des Besitzes steht, nicht minder mächtig, wechselseitig sie stützend und von ihr gestützt, eine zweite Organisation gegenüber, die auf Herkommen, Anerkennung, Gewalt und Sanktion sich aufbaut, die Organisation des Staates. In ihr kämpft seit unvordenklichen Zeiten das mystische mit dem mechanischen Prinzip, das erste berufen, Herkommen und Ziele zu festigen, das zweite von den wachsenden Aufgaben und Sorgen des Augenblicks emporgetragen. Die mystische Stärke des Staates lag in seiner uralten Verbindung mit Religion und Kult. Von dem Zeitpunkt an, wo eine veränderte Wirtschaft, eine steigende Bedeutung der Bevölkerungsmenge, ein verstärkter Reibungskoeffizient in der Außenbewegung den Staat veranlaßte, Toleranz zu üben, das Verbrechen der Nebenreligion zu ignorieren, fremdreligiöse Nachbargebiete anzuerkennen, war der Stützpunkt vom Unbedingten, Überirdischen ins Bedingte, Nützliche verlegt; der religiöse Staat war ein Sakrament, der Verwaltungsstaat ist eine Einrichtung. Das römische Imperium suchte vergeblich nach einem Ankergrund im Absoluten, Unantastbaren; es mußte sich schließlich mit orientalischem Leib-

gardendespotismus abfinden und ging zugrunde. Der mittelalterliche Staat trug zwar nicht mehr in sich das Licht der Religion, doch spiegelte er die Strahlen der Kirche; und als die Gewalten sich entzweit hatten, erwies sich die germanische Gefolgeschaftstreue von ausreichender Idealität, um den Monarchen sakrosankt und den mit ihm verketteten Staat unberührbar zu machen.

Das erschütterndste Umsturzwort, das je aus königlichem Munde kam, sprach Friedrich der Große, indem er den Herrscher als Staatsdiener bezeichnete. Nicht in der Offenbarung preußischer Sachlichkeit und Pflichtbewußtheit lag das Entscheidende dieses Wortes, sondern vielmehr darin, daß das Königtum vom Mysterium, der Staat vom mystischen Königtum losgebunden wurde, und daß nunmehr der Staat nach Auffassung des königlichen Freigeistes zwar als höchste Einrichtung, immerhin aber nur als Einrichtung der Nützlichkeit und Wohlfahrt und als Menschenwerk dastand.

Dies hindert nicht, daß gerade unsre Zeit, und zwar nicht bloß im feierlichen und festlichen Verkehr, die mystische Seite des Staates und der Staatsautorität zu betrachten liebt. Auch wäre es durchaus verkehrt, den Staat als eine Übergangsform anzusprechen, die geradeswegs zur Aktiengesellschaft höherer Ordnung führt. Noch immer schöpft er seine stärkste Lebenskraft aus absoluten Werten und Notwendigkeiten. Er bleibt der Garant der Nationalität, des Rechtes und der Ordnung; das Jahrhundert der Rationalisierung hat ihm überdies als Ersatz der schwindenden Mystik den Schutz der Religionen, der Erziehung, der Wissenschaft und Kunst übertragen.

Sucht man nun bilanzmäßig zu ermitteln, wie weit der heutige Staat dem Prinzip der Mechanisierung unterliegt und dient, so handelt es sich darum, festzustellen, welche Funktionen ihm gelegentlich, welche Funktionen ihm notwendig zufallen; sodann abzuschätzen, wie weit diese notwendigen Funktionen mechanistischer Richtung folgen. Unberücksichtigt, doch nicht unbeachtet mag bleiben, daß der Staat in seinem Aufbau das Vorbild aller mechanistischen Organisationen geworden ist, und daß er an keinem Tage seines aufwandreichen Lebens die gemünzten Hilfsmittel mechanisierter Wirtschaft entbehren kann.

Von der Kirche sind die westlichen Staatsgebilde in ihrer überwiegenden Mehrzahl losgelöst, ohne daß man sagen könnte, sie hätten hierdurch ihren Staatscharakter eingebüßt.

Das eigentliche Regierungswesen, die Aufsicht über örtliche und regionale Verwaltungen, ist in den angelsächsischen Ländern bis auf eine leichte finanzielle Überwachung unbekannt, und es denkt niemand daran, im Interesse der Staatsvervollständigung diese Einrichtung einzuführen, ebensowenig wie man etwa in Frankreich oder in Preußen daran denkt, sie abzuschaffen. Auch sie darf daher nicht als ein notwendiges Organ des Staatskörpers gelten.

Die Aufsicht über das Erziehungswesen ist den Obliegenheiten des Staates erst in jüngster Zeit hinzugefügt worden. Sie zu beseitigen wäre vielleicht kein Fortschritt, doch eine Maßnahme, die dem Staatsleben nichts von seinem inneren Wesen rauben könnte; um so weniger als ein anerkanntes Erziehungsideal in Ländern starker Interessengegensätze nicht besteht.

Staatliche Unternehmungen des Verkehrs, der Industrie und des Handels, mögen sie als notwendige Funktionen angesehen werden oder nicht, entspringen und dienen der Mechanisierung.

Der Wissenschaftsbetrieb auf Grundlage privater Universitäten und Forschungsinstitute hat in den Vereinigten Staaten sich durchaus ebenbürtig den Staatsbetrieben andrer Länder erwiesen und somit den Begriff der immanenten Notwendigkeit dieser Verwaltungsgebiete erschüttert. Auf dem Gebiet der Kunst ist die Betätigung des lehrenden, bestellenden und bestimmenden Staates in den meisten Kulturländern unbedeutend, wo nicht schädlich.

Die staatliche Finanzwirtschaft beruht, soweit sie Einnahmen schafft, auf mechanisierter Wirtschaft und schließt sich ihr aufs engste an. Soweit sie Ausgaben begleicht, trägt sie die Färbung des Gesamtkörpers, dem sie dienstbar ist, und verhält sich somit im Sinne der gestellten Frage neutral.

Es bleiben, wenn man von allgemeiner Repräsentanz absieht, die unumgänglichen Funktionen des Staates: äußere Politik und Landesverteidigung, Gesetzgebung und Rechtsschutz.

Entschieden ist die Verteidigung der Nationalität beim heutigen Stande der Zivilisation eine notwendige, ja eine absolute Aufgabe. Indessen wird erhaltende und werbende Politik, verteidigende und angreifende Kriegführung weitaus überwiegend, vielleicht dauernd in den Dienst sogenannter Lebensfragen gestellt bleiben, die, solange nicht abenteuernde Menschen oder Nationen die Stetigkeit des Geschichtsganges unterbrechen, sich in Fragen

der wirtschaftlichen Existenz auflösen lassen. Tatsächlich und normalerweise gelten neun Zehntel der politischen Tätigkeit den wirtschaftlichen Aufgaben des Augenblicks, der Rest den wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft.

Mit Ausnahme gewisser seelenpathologisch, religiös, historisch oder philosophisch gestimmter Gebiete der Kriminalistik, die außerhalb dieser Betrachtung stehen, dient die Justiz der Sicherheit und dem Schutz der wirtschaftlichen Person und Gesellschaft auf der Grundlage der bestehenden Besitz- und Mechanisierungsordnung.

Die Gesetzgebung wiederum, die alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens auf Grund der herrschenden Zeitanschauung regelt und ausgleicht, fügt ebensowenig wie die Säckelmeisterei dem Gesamtbilde eine neue Farbe zu.

So darf man zusammenfassend sagen, daß der heutige Staat trotz der Zuflüsse an absoluten Aufgaben, die ihm im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte beschieden waren, in seinem innersten Wesen den Gesetzen und Evolutionen der Mechanisierung gefolgt ist.

Ihn als eine bewaffnete Produktionsvereinigung auf nationaler Grundlage hinzustellen, wäre vielleicht verfrüht; ihn als eine mystische Institution oberhalb der mechanisierten Wirtschaft und Gesellschaft zu betrachten, sicherlich verspätet.

Selbst solche Lebensgebiete, die von materiellen Zielen und Einwirkungen losgelöst erscheinen wie Religion und Wissenschaft, haben sich mechanistische Umformungen gefallen lassen müssen. Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, wie die in Kirchen verkörperten Religionen mit wachsender

Gebietsausdehnung und Bekennerzahl sich zu Betrieben ausgestalteten, wie sie lernten, durch stillschweigende wechselseitige Duldung ihrem innersten Wesen das schwere Opfer der Arbeitsteilung zuzumuten, wie sie hierarchisch, finanziell, bureaukratisch und geschäftlich ihre Verwaltungskörper auszubauen gezwungen waren, wie sie propagandistisch wetteifern, ja selbst mit Gegnern über Teilung der Gebiete, man möchte sagen: des Absatzes sich verständigen mußten, wie sie unter Ausnutzung jeder aktuellen Verschiebung der Lage politische, wirtschaftliche und soziale Mächte in den Dienst ihrer Interessen zu ziehen hatten.

Der Weltbetrieb der Wissenschaften, neben dem Kapitalismus die großartigste der anonymen und internationalen Organisationen, mit seinen peinlich beobachteten Gebietsabgrenzungen, seinem hochentwickelten Nachrichtenwesen, seinem großindustriell angelegten Laboratoriumsbetrieb, seiner Wechselbeziehung zur Technik, seinen Verbänden und Kongressen ist genügend gekannt und gerühmt, um eine Vertiefung in seine Mechanisierungsform entbehrlich zu machen.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. IV

Mechanisierung und Gesellschaft

So spannen mechanisierte Organisationen ihre vielfachen unsichtbaren Netze über jeden Fußbreit Erde. Hier und da wird eine Masche sichtbar: Absperrungen, Verbote, Aufforderungen, Warnungen, Drohungen säumen unsre Wege.

Aber diese armseligen Verkehrsmaschen bedeuten wenig, verglichen mit jenen zahllosen Bindungen, die mit Ausnahme der Gestirne fast jeden sichtbaren Gegenstand an Personen knüpfen, die jede Tätigkeit an Rechte und Pflichten ketten, die alle Einzelmenschen zu den seltsamsten und mannigfachsten Gemeinschaften vereinigen. Ein erwachsener Deutscher, der vermögenslos aus Amerika heimkehrt, hat, sofern er sich nicht um Wohltätigkeit bewirbt, nur das Recht, sich mit normaler Geschwindigkeit auf öffentlichen Straßen zu bewegen und seine Stimme für die Reichstagswahl abzugeben. Kein verwickelterer und schwierigerer Beruf läßt sich in zivilisierten Ländern erdenken als der des Einsiedlers.

Konnte vorzeiten ein Deutscher sich rühmen, Christ, Untertan, Bürger, Familienvater und Zunftgenosse zu sein, so ist er heute Subjekt und Objekt zahlloser Gemeinschaften. Er ist Bürger des Reichs, des Staates und der Stadt, Eingesessener des Kreises und der Provinz und Mitglied der Kirchengemeinde; er ist Soldat, Wähler, Steuerzahler, Inhaber von Ehrenämtern; er ist Berufsgenosse, Arbeitgeber oder -nehmer, Mieter oder Grundbesitzer, Kunde oder Lieferant; er ist Versicherungsnehmer, Mitglied gewerblicher, wissenschaftlicher, unterhaltender Vereinigungen; er ist Kunde einer Bank, Aktionär, Staatsgläubiger, Sparkontenbesitzer, Hypothekengläubiger oder Schuldner; er ist Mitglied einer politischen Partei; er ist Abonnent einer Zeitung, des Telephons, des Postscheckkontos, der Trambahn, der Auskunftei; er ist Kontrahent von Verträgen, mündlichen und schriftlichen Verpflichtungen; er ist Sportsmann, Sammler, Kunstliebhaber, Dilet-

tant, Reisender, Bücherleser, Schüler, Akademiker, Inhaber von Zeugnissen, Legitimationen, Diplomen und Titeln; er ist Korrespondent, Firma, Referenz, Adresse, Konkurrent, er ist Sachverständiger, Vertrauensmann, Schiedsrichter, Zeuge, Schöffe, Geschworener; er ist Erbe, Erblasser, Gatte, Verwandter, Freund.

Diese Bindungen bedeuten die Verzweigungen der Nervenfasern im bloßgelegten Inneren der mechanistischen Wirtschaft. Um aber das Gewebe der Gesellschaft, der belebten Trägerin der Mechanisierung, vollkommener zu erblicken, muß das Auge auch auf den Einschlag dieser lebendigen Kette gerichtet werden: den Beruf.

Aus diesen beiden Elementen: Bindung und Beruf, entwickelt sich die entscheidende Eigenschaft der mechanisierten Gesellschaft, ihre Homogenität.

Schon apriorisch leuchtet es ein, daß eine lebende Maschinerie, um den Produktionsprozeß der Erde zu tragen, aus gleichmäßigem, normalem und festem Material bestehen muß, daß ihre Teile massenhaft produzierbar und auswechselbar, fest ineinandergefügt und reibungslos, geschwindester und gleichförmigster Bewegung fähig sein müssen.

Die Bindungen tragen zur Homogenisierung bei, indem sie bewirken, daß jeder mit jedem sich berührt, reibt und schleift, daß eine große Zahl gemeinsamer Kenntnisse, Verwaltungs- und Verkehrsmethoden zum Gemeingut wird, daß der einzelne lernt, sich zurechtzufinden, anzupassen, umzugehen und sich von der Abgrenzung der Interessengebiete, der Beschränkung der Willkür und der Zusammenwirkung des Ganzen eine Vorstellung zu bilden. Jedes der mechanisierten Gesellschaftselemente ist

ein wenig alles in allem: Politiker, Geschäftsmann, Unterhändler, Redner, Disponent und Organisator; ein jeder ist Träger von Verantwortung, welche füglich als Mechanisierungsform der Pflicht und, bei ihrem merklich materiell und militärisch gefärbten Charakter, schlechtweg als die ethische Kategorie der Mechanisierung angesehen werden kann. Erfreulich tritt der Ausgleich der Eigenschaften zutage in der schnell erworbenen und bewährten Fähigkeit unsrer Arbeiter, zu urteilen, zu handeln und zu verfügen.

Selbst die scheinbar trennende Sonderung des Berufes muß zur Homogenität führen. Denn eine reichliche Ansammlung in letzter Linie ähnlicher Vorkommnisse erzeugt übereinstimmende Geistesdispositionen; die Anwendung gleichartiger Denk- und Arbeitsformen wirkt entscheidender als die Ungleichartigkeit der Anwendungs- und Arbeitsgebiete; die Gleichförmigkeit der Arbeitszeit und Erholungsdauer entscheidender als die Verschiedenheit der Arbeitsstelle; die Gleichwertigkeit der Einkommen entscheidender als die Ungleichheit der Quellen, aus denen sie fließen.

Ein Rechtsanwalt von heute ähnelt seinem medizinischen Stammtischgenossen weit mehr als ein Leinenweber einem Tuchmacher von ehedem. Und mehr noch ähneln sich ihre Häuslichkeiten, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Kleidungen, ihre Denkweisen und ihre Wünsche.

Vor allem aber trägt die zunehmende Intellektualisierung der Berufe dazu bei, gleichartige Menschen zu schaffen. Die alte Güterproduktion verlangte vom einzelnen einen periodischen Kreislauf bereitender, schaffender, fertigender und verwerten-

der Tätigkeit, denn das Werk eines jeden Menschen war ein Ganzes. Deshalb mußte viel Handliches und viel Ungeistiges, viel Abwarten und viel Umstand in Kauf genommen werden. Heute ist alle Arbeit unterteilt und daher verdichtet; die Stufenfolgen sind beseitigt, und der arbeitende Mechanismus erfordert mehr denkende Überwachung als handfestes Zugreifen. Im Gegensatz zu den alten Aufgaben, die sich periodisch wiederholten und daher den Wert der Erfahrung aufs höchste schätzen ließen, die aber in ihrer Wiederholung der Phantasie und der Erkenntnis unmerklich wachsenden Spielraum gestatteten, steht der Schaffende und Überwachende unsrer Zeit beständig vor scheinbar neuen Problemen, die sich aber alle mit gleichen Denkformen bewältigen lassen und daher die Gleichförmigkeit des Handelns vermehren: so etwa, wie in einem Buch mit Regeldetriaufgaben das hochgemute Auftreten von Wasserstrahlen, Schnellläufern und Handelsleuten nur eine wechselnde Umschreibung der nämlichen einfachen Gleichungsformel bedeutet.

Fügt man dem physischen und intellektuellen Ausgleich der Lebensbedingungen die Wirkungen eines beständig wachsenden Volkswohlstandes hinzu, so erhält man die Grundbedingungen der Mittelstandstendenz, die für die mechanisierte Gesellschaft bezeichnend ist.

Die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands ist weit jünger als die englische und französische. Von ihrer Entstehung an, die in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts fällt, war sie hundert Jahre lang arm, und diese Armut, verbunden mit einer edlen Stärke der Entsagung, trug reiche geistige

Frucht, die zur Ernte der romantischen Periode und des Verfassungskampfes reifte. Der Merkantilismus der Mechanisierungszeit brachte ihr unerhörten Zuwachs an Wohlstand und raubte ihr dafür einen Teil ihrer geistigen Werte. Im letzten Menschenalter allein hat sich die Zahl der Einkommen, die selbständigen kommerziellen Verantwortungen entsprechen, zum mindesten verhundertfacht, und Raum geschaffen für eine Breite des bürgerlichen Behagens und Luxus, wie sie nur in England bekannt war. Behausung, Kleidung, Bedienung und Unterhaltung zeigen die Merkmale dieser Steigerung, die vielleicht von allen Entwicklungsformen der neuen Zeit die beispielloseste ist. Denn die Geschichte bietet uns zwar Vorgänge von maßlosem Reichtum und Prunk einzelner Personen und Gemeinschaften: die Existenz von Hunderttausenden begüterter, ja nach früheren Begriffen reicher Menschen in einem Lande aber ist gänzlich ohne Vorgang und führt zu unabsehbaren Folgen, die man als Grunderscheinung der neuzeitlichen Umgestaltungen anzusehen sich versucht fühlen könnte, wenn es nicht klar zutage läge, daß sie als Folgeerscheinungen von der Verdichtung und Mechanisierung abhängen.

Zunächst aber hat dieser Reichtum eine Verarmung herbeigeführt; nicht an Vorstellungen und Kenntnissen, sondern an Wertungen, nicht an Wünschen und Zwecken, sondern an Idealen. Dieser homogenisierten Gemeinschaft sind gemeinschaftliche Urteile und Ziele noch nicht erwachsen, es sei denn solche von handgreiflicher Utilität; es ist, als sei dem Gesamtkörper ein Innenleben noch nicht erwacht oder als seien seine ersten

Regungen vom Lärm der Interessen übertäubt. Noch mehr: eine unbewußte Widerstandsbewegung der Elemente gegen ihre Homogenisierung zwingt sie, noch einmal jedes erschwingliche Maß von Individualität nach außen zu kehren und zur Wahrung vermeintlicher Originalität sich jeder offenkundigen Gemeinschaftsrichtung zu entziehen. So wurde in Deutschland nicht einmal für die Freude am Vaterland ein kulturell gültiger Ausdruck gefunden: der unterwürfigen Devotion und dem aggressiven Gebaren des Vereins- und Geschäftspatriotismus wurde eine selbstvertrauende Heldenverehrung, ein sicheres Nationalbewußtsein nicht entgegengesetzt.

Von der ideenbildenden Fähigkeit des deutschen bürgerlichen Intellektualismus aber hängt es ab, ob und wann er berufen ist, die Verantwortung für das kulturelle und politische Leben zu übernehmen, die ihm nach dem Lauf der mechanischen Entwicklung beschieden ist. Heute trägt er in Deutschland von dieser Verantwortung nur einen kleinen Teil, obwohl die bedeutendsten materiellen Aufgaben: die Versorgung und Ernährung des Volkszuwachses und die Bewältigung der Staatslasten, auf seinen Schultern ruhen.

Denn nach zwei Seiten hin findet in Deutschland die Homogenisierung wo nicht Grenzen, so doch Hemmungen, die zwar in manchem Sinne überschreitbar und überschritten, für die heutige Kräfteverteilung jedoch von entscheidender Bedeutung sind. Es wird späteren deutschen Geschichtschreibern schwer verständlich sein, wie in unsrer Zeit zwei Schichtungssysteme sich wechselseitig durchdringen konnten: das erste ein Überrest

der alten Feudalordnung, das zweite, das Kapitalistische, eine Nebenerscheinung der Mechanisierung selbst. Noch seltsamer aber muß es berühren, daß die neuentstandene kapitalistische Ordnung zunächst dazu beitragen mußte, den Bestand der Feudalordnung zu stützen.

Tatsächlich herrscht heute in den entscheidenden deutschen Staaten politisch und militärisch derjenige Rest der früheren Oberschicht, der sich in der Form eingesessenen Adels erhalten hat. Aus zwei Gründen konnte er seine Macht bewahren: einmal, weil sein gesunder Instinkt ihn an die Landwirtschaft fesselte, die unter der Betriebsform des Großgrundbesitzes im verflossenen Jahrhundert einen bedeutenden mechanistischen Aufschwung erlebte und die noch heute eine starke Überwachung der Landbevölkerung ermöglicht; sodann, weil eine Anzahl europäischer Dynastien, durch die kapitalistische Ordnung bedenklich gemacht, um so enger mit denjenigen Mächten verbündet zu bleiben wünschten, die durch Herkommen ihren Häusern nahestanden und die bei einem Umsturz am meisten zu verlieren hatten. Freilich wurden diese Erwägungen zumeist verlassen, sobald die Verhältnisse zu einer gewissen Reife gediehen waren: wie ein Kapitän beim Sturm sein Schiff lieber auf hoher See als verankert sieht, so wurde in solchen Fällen die Monarchie der Tragkraft der gesamten Nation anvertraut. So bestehen denn feudal verankerte Dynastien nur noch in Mitteleuropa.

Daß die zweite der bestehenden Schichtungen, die kapitalistische, und mit ihr die gewaltigste der einheitlichen Bewegungen unsrer Zeit, die sozialistische, nicht in den Mittelpunkt dieser Gesell-

schaftsbetrachtung gerückt ist, mag befremden und bedarf der Rechtfertigung.

Zweifellos ist es der schwerste Vorwurf, welcher der Zivilisation unsrer Zeit gemacht werden kann, daß sie die Beschränkung eines Proletariats zuläßt, wenn unter einem solchen eine Bevölkerungsklasse verstanden wird, deren Angehörige unter normalen Verhältnissen zu selbständiger Verantwortung und unabhängiger Lebensführung nicht vordringen können. Die schärfste Zuspitzung dieses Vorwurfs: daß nämlich innerhalb dieser Klasse zeit- und stellenweise Not und Elend haust, wird als berechtigte Klage durchweg anerkannt und Abstellung der Übel mit Ernst und nicht ohne Erfolg angestrebt; so daß die Frage des Notstandes hier ausgeschieden werden darf.

Erstrebt nun der Sozialismus die Beseitigung wirtschaftlicher Ungerechtigkeit, die Hebung oder Umschmelzung des Proletariats, so muß diese Weltaufgabe mit hohem Respekt betrachtet und jeder Schritt zu ihrer Förderung als Zivilisationsfortschritt begrüßt werden. Doch darf man vom Standpunkt einer über den Augenblick hinausgehenden Betrachtung nicht übersehen, daß es sich hier um Abhilfen, und zwar materielle Abhilfen, nicht um absolute Schöpfung und Ideen handelt. Deshalb ist es dem Sozialismus nicht gelungen, eine Weltanschauung zu schaffen; was er über das materiell praktische Erstreben hinausgreifend zustande gebracht hat, ist stark anfechtbares populärphilosophisches Erzeugnis. Sozialismus bleibt Zeitaufgabe, solange er sich nicht zur Transzendenz zu erheben und neue Ideale für die gesamte Menschheit und ihren geistigen Besitz aufzustellen vermag.

Dann aber würde sein innerstes Wesen sich wandeln und ein großer Teil des materiellen Rüstzeugs abgestreift werden müssen.

Aber auch innerhalb der Grenzen der Zeitaufgabe besitzt der Sozialismus nicht die Stärke der Konsequenz und Unausweichlichkeit, die ihn zum Pol der gesellschaftlichen Entwicklung machen könnte, denn er verkennt den Dualismus der Arbeit. Erfindung und Ausführung, Anordnung und Leistung werden sich niemals dauernd und grundsätzlich vereinigen lassen, am wenigsten in einer mechanistischen und arbeitsteilenden Gemeinschaft. Immer werden die intuitiv, phantastisch, künstlerisch und organisatorisch Veranlagten den handgreiflich, praktisch, suggestiv Veranlagten gegenüberstehen. Eine Arbeitsverschmelzung der beiden Kategorien ist innerhalb der uns bekannten menschlichen Eigenschaftszonen nicht denkbar, vielleicht nicht einmal wünschbar.

Befreit man somit das Problem von der nüchternen Phantastik mechanisch konstruierter Paradiese, so bleibt als Kern die große und ernste Aufgabe einer Reform des Proletariats. Ihre Lösung muß einsetzen an dem Punkte der höchsten Ungerechtigkeit: bei der lebenslänglichen, ja erblichen Unentrinnbarkeit des Proletarierschicksals. Die Lösung ist möglich, wenn sie darauf abzielt, die Einsperrung der Vermögen, ihre allzu starre Kettung an Personen, Familien, Genossenschaften zu sprengen, eine gerechtere Bindung des Wohlstandes an wirtschaftliches und geistiges Verdienst zu sichern und jedem die geistigen Werkzeuge erschwinglich zu machen, die zum Wettkampf befähigen. Diese Gesamttendenz habe ich vor Jahren mit dem Namen

Euplutismus bezeichnet; ihre Mittel bestehen vornehmlich in der Beseitigung aller Rechte, die den Charakter von Privatmonopolen tragen, in der Beschränkung des Erbrechts, in einer gegen mühelose und ungerechte Bereicherung gerichteten Gesetzgebung, in der Ausgestaltung der Volkserziehung.

Sicherlich wird die Durchführung dieser Grundsätze Menschenalter erfordern, aber ebenso sicherlich wird sie erfolgen, und ihre Ergebnisse werden den Beweis erbringen, daß es zur Abstellung einer wirtschaftlichen Ungerechtigkeit keines Weltbrandes bedarf. Noch vor dieser Erfüllung aber wird das soziale Problem eine Umgestaltung erfahren, und zwar in dem Sinne, daß die Homogenisierung, weit über die Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft hinausgreifend, einen bedeutenden, und zwar den wertvollsten Teil des Proletariats assimiliert haben wird.

Denn schon heute erreichen, dem ehernen Lohngesetz zum Trotz, das seinen Trugschluß an die stillschweigende Voraussetzung unbeschränkten Arbeitsangebotes knüpft, die Einkünfte geschulter Qualitätsarbeiter eine höhere Ebene als die des bürgerlichen Durchschnitts, und gleichzeitig hiermit werden bürgerliche besitzschützende Interessen rege. Die mechanistische Produktion aber muß die ihr vorgeschriebene Richtung verfolgen und beständig darnach trachten, mechanische Arbeit durch Überwachungsarbeit, ungeschulte durch Qualitätsarbeit zu ersetzen, die sie nicht nur höher bezahlen kann, sondern vielmehr so reichlich bezahlen muß, daß Aufmerksamkeit und Stimmung des Arbeiters ihren Zwecken erhalten bleiben. Wollte man dieser Bewegung vorwerfen, daß sie

nach Auswahl der Qualifizierten ersten, zweiten und dritten Grades schließlich ein doppelt verelendetes Proletariat Unqualifizierter, Arbeitsunwilliger und Arbeitsunfähiger zurückläßt, so wäre zu erwidern, daß ein Idealzustand auf Erden freilich die Abschaffung aller wirtschaftlichen Beschränkung erfordern, daß dieser Idealzustand aber gleichzeitig die ausschließliche Existenz brauchbarer Menschen beanspruchen würde. Solange dies Ideal nicht erfüllt ist, wird es des Gegensatzes zwischen beschränkter und reichlicher Lebensführung bedürfen, um Regungen der Indolenz zu überwinden, die der Gemeinschaft schaden. Freilich wird es um so dringender die Aufgabe der Gesellschaft sein, dafür zu sorgen, daß jeder Willige durch eigene Kraft dem Zustande der Beschränkung sich entwinden kann.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. V

Mechanisierung und Leben

Die umgestaltete Produktionsform, die umgestaltete Gesellschaft und Welt wirken auf das Einzelleben zurück; sie schaffen ihm neue Vorstellungen, Aufgaben, Sorgen und Freuden und formen die Persönlichkeit derart, wie die Maschine beim Einlaufen ihren Teilen die rechte Gefügigkeit gibt; so daß die Elemente mit geringster Reibung, mit Ausnutzung aller vorhandenen Kräfte, unter Ersparnis an Zeit und Material willig, nachhaltig und rückhaltlos in den Massenprozeß sich einfügen und seinem rastlosen Anwachsen dienstbar werden.

Der Mensch früherer Zeiten kannte den Kreislauf der Natur, die ihn umgab; er kannte die Wiesen, Felder, Wälder und Hügel seiner Gegend; die Straßen und Gebäude seines Ortes, die nicht zahlreichen Waren und Gerätschaften, die man feilhielt, und die Heiligenbilder der Kirchen; er hatte etwas Lesen, vielleicht auch Schreiben und Rechnen gelernt, wußte manches aus den Heiligen Schriften und verstand sein Handwerk. Vielleicht war er als Geselle gewandert, vielleicht hatte er große Herren vorüberziehen, Kirchenfeste sich entfalten sehen; dann und wann vernahm er von fernen Erdbeben, Kriegen und Seuchen, erblickte eine Feuersbrunst, ein Meerwunder, ein afrikanisches Tier; im übrigen waren die Ereignisse seines Lebens die natürlichen, von Geburt und Tod umschlossenen. Das Alltägliche war wunderbar, das Wunderbare alltäglich, alles stimmte zum Betrachten und zum Vertiefen, nichts zum Urteilen. Die seltenen Ereignisse erschüttern; sie hinterließen lange Erinnerungen, die sich mit langen, zuversichtlichen Hoffnungen zu einem ruhigen Fluß des Erlebens vereinigten.

Vor wenigen Jahrzehnten waren Lebenskreise ähnlicher Geschlossenheit und Rundung etwa noch in den Alpentälern von Tirol oder auf friesischen Inseln zu finden; heute würde es nicht genügen, bis in die Kleinstädte von Mittelrußland vorzudringen, um ihre Spuren aufzusuchen. Welche Änderung des Horizontes hat unterdessen etwa der mittlere Bürger des neuen Deutschen Reiches erfahren!

Er verläßt die Schule mit einer Übersicht der vergangenen und der gegenwärtigen Welt, mit einer flüchtigen Kenntnis mehrerer Sprachen, ver-

schiedener Rechnungsmethoden; er hat einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Lebenseinrichtungen, von der Schematisierung der Naturerscheinungen. In millionenfachen Reproduktionen sind Kunstwerke aller Zeiten, Baustile, Landschaften, Völkerschaften an ihm vorübergezogen. Der Weg durch eine städtische Straße hat ihm mehr Gattungen von Waren, Gerätschaften, Apparaten und Mechanismen vor Augen geführt, als Babylon, Bagdad, Rom und Konstantinopel kannten. Das Arbeiten der Maschinen, der Verkehrsmittel, der Fabrikationen ist ihm alltäglich, der Anblick von Menschen aller Berufe und Länder, von Tieren und Pflanzen aller Zonen nicht überraschend. Er kennt Ausflüge, ja Reisen über meilenweite Gebiete; Feste, Aufzüge, Vorführungen, Unglücksfälle, Kriegsübungen sind ihm geläufig. Er ist gewohnt, Bücher zu lesen, Hunderte von Gegenständen zu benutzen, ja, zu besitzen; er ist gewohnt, Speisen und Vergnügungen aus aller Herren Länder zu genießen, sich zu unterhalten und unterhalten zu lassen. Die Erlernung des Berufes bringt weitere Kenntnis von Methoden und Hilfsmitteln, seine Ausübungen an wechselnden Stellen und Orten neue Erfahrung von Lebensverhältnissen, Umgang und Organisation.

Aber mit der Lehrzeit und Berufseinrichtung läßt der Strom der zudringenden Kenntnisse nicht nach. Täglich mindestens einmal öffnet das Welttheater seinen Vorhang und der Leser des Zeitungsblatts erblickt Mord und Gewalttat, Krieg und Diplomatenränke, Fürstenreisen, Pferderennen, Entdeckungen und Erfindungen, Expeditionen, Liebesverhältnisse, Bauten, Unfälle, Bühnenaufführungen, Spekulationsgeschäfte und Naturerscheinungen; an

einem Morgen während des Frühkaffees mehr Seltsamkeiten, als seinem Ahnherrn während eines Menschenlebens beschieden waren. Und zu dieser freiwilligen Aufnahme an Nachricht gesellt sich die berufliche: die Korrespondenz des Kaufmanns, das Kundengeschäft, der Verkehr mit Angestellten und Vorgesetzten, mit Behörden und Geschäftsleuten bringt vom Morgen bis zum Abend so viel an Tatsachenmaterial, das gemerkt und verarbeitet werden muß, daß Hunderte von Papierfabriken ganze Waldungen in weiße Bänder verwandeln müssen, um die Erinnerungszeichen an einen kleinen Teil dieser Neuigkeiten aufzunehmen.

Das Beängstigende der Bilderflucht ist ihre Geschwindigkeit und Zusammenhanglosigkeit. Bergleute sind verschüttet: flüchtige Rührung. Ein Kind mißhandelt: kurze Entrüstung. Das Luftschiff kommt: ein Moment der Aufmerksamkeit. Am Nachmittag ist alles vergessen, damit Raum im Gehirn geschaffen werde für Bestellungen, Anfragen, Übersichten. Für die Erwägung, das Erinnern, das Nachklingen bleibt keine Zeit.

Wie entledigt sich nun der Geist überflüssiger Notionen? Durch Urteil. Die Erscheinung wird besiegelt, etikettiert und eingereiht; so ist sie erledigt, indem sie sich scheinbar in einen Zuwachs an Erfahrung, vielfach nur in einen Zuwachs an Vorurteil verwandelt hat. Aber selbst das Vorurteil scheint erträglicher als die Urteillosigkeit, eben deshalb, weil es Vorstellungen verdauen hilft und in Zweckdienlichkeiten verwandelt. So wird geurteilt von früh bis spät: dies ist gut, dies ist nützlich, dies ist ungerecht, dies ist töricht. Selbst die Unterhaltung wird zu einem Dialog von Urteilen, die leicht,

verantwortungslos, unsachlich und schematisch vorgebracht werden. Im Hagel der Tatsachen erstirbt die Verwunderung, der Respekt vor dem Ereignis, die Empfänglichkeit, und gleichzeitig erhöht sich die Begierde nach neuen Tatsachen, nach Steigerungen. Wird die Begierde nicht gesättigt, so tritt eine verzweifelte Erschöpfung ein, die dem Menschen seine eigene Lebenszeit hassenswert erscheinen läßt und daher Langeweile genannt wird.

Mechanistisch betrachtet ist die Langeweile das Warnungssignal, das dem Menschen in die Ohren bläst: er sei zeitweilig ausgeschaltet aus dem allgemeinen Werden und Walten, und das ihn zum Zwang der Arbeit oder des Genusses antreibt.

Die Arbeit selbst aber ist nicht mehr eine Verrichtung des Lebens, nicht mehr eine Anpassung des Leibes und der Seele an die Naturkräfte, sondern weitaus eine fremde Verrichtung zum Zweck des Lebens, eine Anpassung des Leibes und der Seele an den Mechanismus. Denn mit Ausnahme der wenigen freien Berufe, deren Wesen ungeteilt und Selbstzweck ist, der künstlerischen, wissenschaftlichen und sonsthin schöpferisch gestaltenden Arbeit, ist der mechanisierte Beruf Teilwerk. Er sieht keinen Anfang und kein Ende, er steht keiner vollendeten Schöpfung gegenüber; denn er schafft Zwischenprodukte und durchläuft Zwischenstufen. Auch er kann angepaßten Naturen eine absolut erscheinende Befriedigung gewähren, insbesondere da, wo er mit Vorrechten und Befugnissen winkt; im allgemeinen aber trägt er seine Belohnung nicht in sich, sondern hinter sich, er verlangt nicht sowohl Liebe als Interesse.

Mit der Abkehr des Berufes von der Natur zur Mechanisierung haben sich weitere Änderungen seines Wesens vollzogen.

Zum ersten: der alte Beruf war gegründet auf Erfahrung und Erlernung. Der Sohn vollbrachte im Kreislauf des Jahres, was der Vater im Kreislauf des Jahres vollbracht hatte. Der Alte hatte die längere Übung, er hatte mehr Zwischenfälle erlebt: so war er geschulter und weiser. Zu ihm blickte man auf, er war Autorität. Was das junge Geschlecht zum Ererbten hinzufügte, war freiwilliger Tribut an die langsam sich ändernde Meinung der Zeit, nicht Not und Zwang.

Wollte heute einer sein Land bestellen, seine Schuhe fertigen, seine Schnittware verkaufen, wie es ihn seine Vorfahren gelehrt, er wäre bald mit seiner Weisheit am Ende; könnte er sie bei seinen wechselnden Zwischenfällen um Rat fragen, er erhielte falsche Auskunft. Er muß wie ein Fechter der launischen Mechanisierung ins Auge schauen, ihre Finten parieren, ihren Stößen zuvorkommen. Er muß planen, erfinden, nachahmen, ausprobieren, um sich zu erhalten. Den Begriff der Autorität versteht er nicht mehr, und Respekt hat er nur da, wo er Erfolg sieht.

Zum zweiten. Der Nachbar von ehedem ist der Konkurrent von heute. Selbst die Landwirtschaft unterliegt der Konkurrenz, obwohl der Feind jenseits der Grenzen, ja des Meeres wohnt. Die Arbeit ist nicht mehr allein ein Ringen mit der Natur, sie ist ein Kampf mit Menschen. Der Kampf aber ist ein Kampf privater Politik; das verfänglichste Geschäft, das vor weniger als zwei Jahrhunderten von einer Handvoll Staatsmännern geübt und gehütet

wurde, die Kunst, fremde Interessen zu erraten und den eigenen dienstbar zu machen, Gesamtlagen zu überschauen, den Willen der Zeit zu deuten, zu verhandeln, zu verbünden, zu isolieren und zu schlagen: diese Kunst ist heute nicht dem Finanzmann allein, sondern in gewahrtem Verhältnis dem Krämer unentbehrlich. Der mechanisierte Beruf erzieht zum Politiker.

Deshalb hält der Berufsmensch sich für befähigt, nicht nur die eigenen, sondern auch die Angelegenheiten der Gemeinschaft zu beurteilen, zu beraten und notfalls zu verwalten. Er findet sich nicht mehr in den Gedanken einer über ihm schwebenden, von der Gottheit inspirierten und ihr allein verantwortlichen Erbweisheit; patriarchalische Fürsorge empfindet er nicht wohltuend, sondern kränkend.

Zum dritten. Der Beruf ist ernst und lehrt Sorgen. Niemand nimmt sich des Irrenden, des Fallenden an; der Mann trägt in seiner Hand sein bürgerliches Schicksal und das der Seinen. Eine Verkennung der Zeit, ein Nachlassen der Kräfte, ein unheilbarer Mangel der Ausbildung, eine Handlung der Leidenschaft: und das Gebäude langer Arbeitsjahre stürzt ins Nichts. Deshalb empfindet der Mensch seine eigene Verantwortung, aber auch die seines Nächsten. Er steht der Allgemeinheit mit einem starken Anspruch an Recht gegenüber und mit einer entschiedenen Meinung des für ihn Wünschenswerten. Er ist schwer zu behandeln, schwer zu überzeugen, denn er fühlt sich in allen Dingen, die ihn von fern oder nah angehen, als neue Kategorie: als Interessent.

So wird in der Schule des Berufes der Mensch seltsam gemodelt. Mag ihm die Arbeit eine Freude

sein, so ist nicht mehr die Freude des Schaffens, sondern des Erledigens. Eine Aufgabe ist gelöst, eine Gefahr ist beseitigt, eine Etappe gewonnen: nun zur nächsten und zur folgenden. Die Zeit eilt, die Konkurrenz treibt, die Ansprüche wachsen, da bleibt nicht viel zu sinnen, sich des Erschaffenen zu freuen, es mit Liebe zu betrachten und zu verschönern; genug, wenn es strengen, allgemein formulierten Ansprüchen genügt. Der Erfolg liegt nicht in der Vollendung, sondern in der Erweiterung; zehnmal, hundertmal das gleiche Produkt wiederholen, in kürzester Zeit, mit möglichster Ersparnis, das bringt Nutzen. Die Arbeit wird extensiv, wie die Produktion es geworden ist; die glückbringende Arbeit ist die, welche sich vervielfältigt.

Die Arbeit aber wird mehr und mehr vergeistigt. Kaum daß sich die Hand bewegt, eine Zahlenreihe zu schreiben, eine Schraube zu verstellen; je teilnahmloser die Gliedmaßen ruhen, desto erregter arbeitet das Gehirn. Und doch ist es mit ruhigem Nachdenken nicht getan; Angst, Begierde, Leidenschaft müssen wirken, damit nichts vergessen, nichts versäumt, nichts verloren werde.

Diese Spannung erträgt der Mensch, dessen Großvater Hans Sachs oder der Müller von Sanssouci oder der Pastor Schmidt von Werneuchen gewesen ist. Von der Flut zusammenhangloser Eindrücke bestürmt, zwischen Langeweile und Interesse eingespannt, eilig, rastlos, sorgenvoll und überbürdet, leidenschaftlich aber lieblos wirkend, zehrt er von Geist und Seele, um einen Tag zu leben; und ist der Tag verlebt und verbracht, so verfällt er der Erschöpfung, die nicht Ruhe, sondern Genüsse verlangt.

Die Genüsse des Berufsmenschen sind ebenso extensiv wie seine Arbeit. Der Geist, nachzitternd von den Erregungen des Tages, verlangt in Bewegung zu verharren und einen neuen Wettlauf der Eindrücke zu erleben, nur daß diese Eindrücke brennender und ätzender sein sollen als die überstandenen. In Worte und Töne sich zu versenken, ist ihm unmöglich, weil die Gedankenflucht des Schlaflosen ihn durchfiebert. Gleichzeitig pochen die gequälten, unterdrückten Sinne an ihre Tore und verlangen Berauschung. So werden die Freuden der Natur und Kunst mit Hohn ausgeschlagen, und es entstehen Vergnügungen sensationeller Art, hastig, banal, prunkhaft, unwahr und vergiftet. Diese Freuden grenzen an Verzweiflung, sie erinnern an die Freier Homers, die beim Herannahen des Schicksals blutiges Fleisch lachend verzehren, während die Tränen ihnen über die Wangen laufen. Ein Sinnbild entarteter Naturbetrachtung ist die Kilometerjagd des Automobils, ein Sinnbild der ins Gegenteil verkehrten Kunstempfindung das Verbrecherstück des Kinematographen.

Aber selbst in diesen Tollheiten und Überreizungen liegt etwas Maschinelles. Der Mensch, im Gesamtmechanismus Maschinenführer und Maschine zugleich, hat unter wachsender Spannung und Erhitzung sein Energiequantum an das Schwungrad des Weltbetriebes abgegeben. Ein rauchender Motor ist kein beschauliches Arbeitstier, das sich unter freiem Himmel weiden läßt, man schmirgelt ihn ab, schmiert ihn, feuert den Kessel, und schon stampft der eiserne Fuß mit neuen Kräften seinen Zyklopentakt.

DER MENSCH IM ZEITALTER DER MECHANISIERUNG UND ENTGERMANISIERUNG

Das Blut

Wollen wir uns die Wandlungen vergegenwärtigen, die dem Naturell des westlichen Menschen in den letzten Jahrhunderten beschieden waren und die noch erstaunlicher sind als die Veränderungen seiner Umwelt und seines Lebens, so müssen wir uns daran erinnern, daß ein Rassenwechsel, die Aufzehrung einer Oberschicht mit dem Verdichtungs- und Mechanisierungsprozeß Hand in Hand ging. Ja, es bestand zwischen diesen Erscheinungen eine doppelte, zum Kreislauf geschlossene Kausalverbindung: die Verdichtung brachte den Rassenwechsel hervor, und der Rassenwechsel allein konnte die Voraussetzungen der entfesselt fortschreitenden Verdichtung schaffen, die Mechanisierung der Produktion, der Gesellschaft und des Lebens.

Denn die germanischen Herren des Abendlandes waren unfähig, diesen Prozeß heraufzuführen, unfähig selbst, ihn zu erleiden. Der Strenge und Schönheit nördlichen Waldlandes wo nicht entstammend, so doch durch Jahrtausende verbunden, von der Seligkeit des Kampfes mit Natur und Geschöpfen erfüllt, froh in der Kraft und Freiheit des Leibes, nichts verehrend als das Mutvolle, das Unberührte und Überirdische, ein Volk von heiterem Ernst, von kindlicher Männlichkeit, unschlauer Klugheit, träumender Wahrheitsliebe, der Tat geneigt, dem Tun abhold, so traten sie auf die Bühne der Welt, als Schicksal der Antike und als Herren einer neuen Zeit.

Als Herren und Freie blieben sie Krieger und Landleute, und wo wir heute noch ihre Überlebenden erblicken, da sind sie ihrem alten Wesen treu geblieben, der Mechanisierung nicht oder widerstrebend gefolgt, nirgends ihre Förderer gewesen. Selbst da, wo sie unentrinnbar in neuzeitliches Getriebe verstrickt wurden, haben sie den Mechanismus in eine stillere Sphäre eingeschlossen; ein holsteinischer Kramladen wird sachlicher, zweckfreier und ungeschäftlicher geleitet als eine amerikanische Kirche.

Denn einer reinen furchtlosen Natur ist das Zweckhafte fremd. Die Furcht erspäht hinter den Dingen Gefahren und Hoffnungen, sie flüchtet in die Zukunft, indem sie die Gegenwart vernichtet. Der Muthafte läßt sich die sinnliche und übersinnliche Gegenwart genügen, er respektiert die Dinge, liebt sie um ihrer selbst willen und benutzt keine Kreatur als Mittel. Die Mechanisierung aber ist auf Zweckhaftigkeit aufgebaut. Ihr ist keine Handlung und kein Gegenstand Selbstzweck; jedes Organ dient dem Gesamtprozeß, und der Gesamtprozeß dient dazu, neue Organe zu schaffen. Jeder Moment ist, für sich genommen, wertlos, aber von der heißen Arbeit erfüllt, die Reihe der wertlosen Momente zur Ewigkeit auszudehnen.

Das mechanistische System konnte nicht von diesen Menschen aufgebracht werden, die in ihrer Unmittelbarkeit es kaum erfaßten, die es ungern erlitten und in ihm die höchste Gefährdung ihrer Herrschaft, ja ihrer Existenz gar bald erblickten. So haben sie dieses System bis auf den heutigen Tag bekämpft; gegen Städte, Stände, Konstitutionen, Demokratien, Verkehr, Handel und Industrie haben

sie sich mannhaft gewehrt, und noch jetzt bedeuten alle konservativen Programme nichts weiter als Umschreibungsformeln des unbewußten Willens gegen die Mechanisierung.

Um diese emporzutreiben, bedurfte es Menschen geringeren Schlages, Unterdrückte und Emanzipierte. Sie mußten aus der Knechtschaft die Gewohnheit der Arbeit mitbringen und das Stigma der Geduld, das unentbehrlich ist für jeden, der durch Lernen intellektuelle Schätze sammeln soll. Handfertigkeiten besaßen sie von Ursprung an, denn die Schwächeren waren von je auf Werkkünste angewiesen; grüblerisch und erfindungsreich wurden sie, weil Furcht ihre Stärke aus der Überlegung sammelt. Auch hatten sie gelernt, seßhaft und in umfriedeten Räumen ihr Wesen zu treiben, das späterhin zur Stubenarbeit wurde, Arbeitsteilung kannten sie, Reden, Verständigen, Überzeugen waren ihre Gegenmittel gegen Gewalt gewesen. Neugierde, Wissensdurst, geistige Beweglichkeit hatte ihnen beständig genützt, Wahrheitsliebe nicht immer; die Zähigkeit des Willens und die Lust am Besitz war gestählt durch die Unablässigkeit der Gegenkräfte, die harte Gleichförmigkeit des Druckes. In Lebensansprüchen gemäßigt, in Genüssen nicht wählerisch, ohne Transzendenz, in Leidenschaften heiß, nicht tief, ohne Bösartigkeit, aber rachsüchtig und des Hasses kundig: so trugen sie den Marschallstab des mechanistischen Menschen im Tornister.

Daß ungermanischer Geist für die Gestaltung der Moderne verantwortlich ist, hat mancher unwillige Denker dem Volksgewissen ins Ohr geraunt, doch stets in der Meinung, zu entarteten Germanen zu sprechen. So suchte man nach einem Ferment

und entdeckte es im Judentum. Der Antisemitismus ist die falsche Schlußfolgerung aus einer höchst wahrhaften Prämisse: der europäischen Entgermanisierung; und somit kann derjenige Teil der Bewegung, der Rückkehr zum Germanentum wünscht, sehr wohl geachtet und verstanden werden, wenn er auch die praktische Unmöglichkeit einer Volksentmischung verlangt.

Die Lehre von der semitischen Gärung hat jüngst ein geistvoller Nationalökonom in anziehender Weise mit einer Art verdrießlicher Bewunderung des schuldigen Teils entwickelt, indem er das Neuzeitwesen auf den Kapitalismus, den Kapitalismus auf das Judentum zurückführt. Er denkt also im Ernst daran, dem kleinen Volksstamm, dem die Welt die Hälfte ihres Gesamtbesitzes an religiöser Transzendenz schuldet, nun auch die Summe der materiellen Lebensordnung gutzuschreiben. Der Irrtum liegt in der Verkennung der Tatsache, daß Kapitalismus, so gut wie Technik, Wissenschaft, Verkehr, Kolonisation, Städteentwicklung oder Weltpolitik, nur Einzelerscheinungen der Grundfunktion bedeuten, die in der Verdichtung und ihrer Selbstbehauptung, der Mechanisierung, liegt. Die Betrachtung der Einzelfunktionen mag entwicklungsgeschichtlich Bedeutendes zutage fördern; den inneren Zusammenhang enthüllt sie nicht. Wählt man einseitig eine der Einzelerscheinungen als Grundvariable, so laufen die übrigen als glückliche Zufallsergänzungen nebenher, und man muß es als eine Art prästabilierter Harmonie betrachten, daß die Geschichte der Erkenntnis, der Wissenschaft, der Entdeckungen jedesmal rechtzeitig die Errungenschaften lieferte, deren der Kapitalismus

bedurfte. Am schwersten aber wird der Gärungstheorie der Nachweis fallen, daß durch bloße Einwirkung eines Fermentes aus taciteischen und karolingischen Germanen preußische Kaufleute, Fabrikarbeiter, Gelehrte und Beamte werden konnten. Die Gesamtheit der neuzeitlichen Umwälzung fordert zu ihrer Erklärung neben der Verdichtungswirkung den Rassenwechsel.

Wäre der Wechsel jedoch unvermittelt und von Grund auf erfolgt, so hätte er die mechanistische Zivilisation nicht gezeitigt. Das Volk bedurfte noch lange germanischer Geistesleitung und bedarf noch heute germanischen Einschlages. Dieser Beschränkung verdankt das geistige Leben Westeuropas, insbesondere Deutschlands, die Erhaltung seines transzendenten Inhalts, verdankt Kunst und Geisteswissenschaft ihre Freiheit und ihre Innerlichkeit, verdankt die Forschung ihre Aufopferung und Wahrheitsliebe, verdankt das Erwerbsleben seine Weitherzigkeit, das öffentliche Leben Unbescholtenheit, Hingebung, Mut und Treue. Genau in der Abstufung, in der vom Norden nach dem Süden, Südwesten und Südosten hin der germanische Einschlag sich abschwächt, verdunkeln sich die Eigenschaften, die er den Völkern einprägte. Skandinavien, England, Deutschland, Holland, das zisleithanische Österreich und die Schweiz bilden noch heute das Weltzentrum und die Schule der Kulturqualitäten, welche die gräkoromanischen Länder großenteils verloren, die übrigen niemals besessen haben. Den Vereinigten Staaten, die hinsichtlich ihrer Einschlagsverhältnisse dem europäischen Durchschnitt entsprechen, fehlt die Vorschule germanischer Oberherrschaft und Leitung, sie konnten daher zwar die

mechanistische Zivilisation auf den höchsten Gipfel treiben; kulturbildende Kräfte sind ihnen nicht entstanden, wenn man auch in einer Nation von achtzig Millionen eine leidliche Anzahl kultivierter Menschen auftreiben mag. Die übrigen europäischen und europäisierten Länder haben sich den Mechanisierungsformen passiv, zum Teil verständnislos angepaßt, ohne Neues hinzuzufügen. Die Kultur Japans ist eine orientalische; was an ihr europäisch erscheint, ihr Idealismus des Dienstes, ihre Naturliebe und Muthaftigkeit, entstammt der Herrschaft einer kriegerischen Oberschicht unbekannter Herkunft.

Die treibenden Kräfte

Unter dem Bilde des Interesses haben wir die Willensform erblickt, die den mechanistischen Menschen durch das Gewirr der Bindungen hindurch von Mittel zu Mittel zu den Zielen leitet, die zu erstreben er sich berechtigt und befähigt glaubt. Freilich weicht die Fata Morgana vor seinem Nahen unablässig zurück, denn sein inneres Leben ist von Strebungen so durchsetzt, daß der Wille unbewußt zum Selbstzweck geworden ist. Dies drückt sich von innen, aus der Seele des Menschen betrachtet, so aus, daß das jeweils Erreichte nach dem Bismarckschen Worte „auch nichts ist". Denn in der mechanistischen Welt darf kein Ziel erreichbar sein; sie bedarf aller Kräfte bis zum letzten Atemzuge, um ihren Wirbel zu beschleunigen, und straft den entsprungenen Sklaven mit Not, Vergessenheit, Langeweile oder vorschnellem Altern.

Damit nun die Besessenheit des Strebens im Menschen nicht erlahme, bedarf es unerschöpflicher Triebkräfte. Die materiellen Appetite, Hunger und Liebe, reichen nicht aus, denn auch die weitesten Ansprüche ihrer Üppigkeiten sind zu sättigen. Die ideellen Motoren, Pflicht, Schaffensfreude, Wissensdrang, Vervollkommnung, Ausflüsse der transzendenten Liebe, lassen sich nicht wissentlich in den Dienst einer materiellen Weltordnung stellen. So mußte die banalste und rätselhafteste aller Leidenschaften, der Ehrgeiz, zur Verstärkung der bewegenden Mechanisierungskräfte ins Ungemessene gesteigert werden.

Banal ist diese Leidenschaft, wenn man in ihr nur den Inbegriff der am Durchschnitt sich messenden und darüber hinausstrebenden Appetite erblickt; rätselhaft wird sie, wenn man alle materiellen Begierden abspaltet und erkennt, daß dennoch etwas übrigbleibt, das sie alle an Heißhunger und Nachhaltigkeit übertrifft. Dies Etwas ist das Streben nach Geltung, und zwar ohne Hinblick auf die mittelbaren Vorteile, die aus ihr erwachsen können, vielmehr lediglich nach Geltung selbst, nach Anerkennung, Bewunderung, Beneidung. Dies Streben darf nicht verwechselt werden mit dem wesentlich seltneren, dem Schaffensdrang verwandten Willen zur Verantwortung und somit zur Herrschaft. So war Napoleon in diesem eitlen Sinne nicht ehrgeizig, wenn auch höchst herrschsüchtig; am Urteil der Menschen lag ihm nur da, wo er ihrer bedurfte; Gesetze und Organisationen ihnen vorzuschreiben, war ihm wichtig. Die Krönung in Notre Dame, der erhabenste Traum des Histrionen, war ihm ein lästiges Theaterspiel, die Ausarbeitung des Code civil ein hohes Glück.

Rätselhaft ist der abstrakte Ehrgeiz deshalb, weil alle Bewunderung der Maske gilt und von der Maske zum Träger kein inneres Band der Identität führt. Die Huldigung bleibt die gleiche, auch wenn sie den Wagenlenker für den Triumphator hält, denn sie gilt einem beliebigen Leichnam. Rätselhaft ist ferner der wahnsinnige Wille zur Abhängigkeit, der Sturz in die Knechtschaft der fremden Meinung. Diese Leidenschaft läßt sich nur erklären aus atavistischen Gefühlsreihen von Zurücksetzung, die ihre Umkehrung auszulösen streben, und aus der ererbten Furcht vor Menschen, die sich ihres Gegenstandes zu entledigen, womöglich zu bemächtigen sucht, nun aber, da sie sich ihrer selbst nicht entledigen kann, als Furcht vor Meinungen endet, da sie zuvor Furcht vor Handlungen gewesen war.

Diese krankhafte Psychologie unterdrückter Geschlechter, die den Schwerpunkt außerhalb der Persönlichkeit legt und das innere Gleichgewicht des Menschen aufhebt, war dem germanisch freien Stammeswesen unbekannt. Germanisches Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl und Herrentum ist uns überliefert, germanischer Ehrgeiz und Eitelkeitshang ist undenkbar; wie denn eine Reihe von Merkmalen schlechthin als Indikatoreigenschaften der Urrassen angesehen werden können: vor allem Unwahrhaftigkeit, Eitelkeit, Neugier und Verkleinerungslust.

Im absoluten Ehrgeiz hat die auftauchende Unterschicht sich ihre leitende Begierde geschaffen. Daneben aber hat sie einem der ursprünglichen Appetite eine veränderte, die mechanistische Bewegung gewaltsam fördernde Form gegeben.

Die Freude am überflüssigen Besitz ist alt und allgemein menschlich, wenn sie gleich bei edleren

Rassen gemindert, bei edleren Individuen fast verflüchtigt erscheint. In ihrer primitiven Form verlangt sie nach Handgreiflichem, Glänzendem; Dingen, die zieren, schmücken, die anziehen oder Neid erregen. In entwickelter Form nähert sie sich der fanatischen Freude am Ordnen, Verwalten und Schaffen.

Die Mechanisierung mußte von der niederen Form der Besitzesfreude ausgehen, die zum geistigen Inventar der Unterschicht gehörte; sie trieb diese Leidenschaft empor, indem sie eine nie geahnte Fülle von Produkten ihrer Begierde entgegenhielt, und erzeugte so den beispiellosen Warenhunger, der mittelbar und unmittelbar mehr als die Hälfte der Weltarbeit verbraucht. Das Kaufen und Kaufenkönnen ist zumal das Glück der Frauen. Und da Maschine und Manufaktur unabsehbare Mengen von Surrogaten des Naturgenusses und von Surrogaten dieser Surrogate liefern, nach Herzenslust geschmückt und staffiert — denn den Mechanismus kostet es nichts, mit einem Handgriff alle Formen der belebten Welt auf das nüchterne Material zu prägen —, so ergänzt und erneuert sich alljährlich das ungeheure Warenlager des menschlichen Besitzes. Wie die Eroberer des Pekinger Kaiserpalastes bis an die Knie in seidenen Stoffen wateten, so stampft der erwerbende Mensch durch Ströme von Waren, mit denen ihn keine eingewohnte Liebe zum Gerät verbindet, und er läßt Ströme von Abfällen hinter sich zurück. Wir lesen vom Reichtum einer griechischen Stadt und bedenken nicht, daß im Hause des Bürgers nichts anderes zu finden war als ein paar Tische und Betten, ein Dutzend Tongefäße, Decken und vielleicht ein

kupferner Kessel. Die jährlichen Abgänge einer unsrer bürgerlichen Wohnungen sind umfangreicher als dieser ganze klassische Besitz.

Ehrgeiz und Warenhunger arbeiten sich in die Hände. Der eine zwingt den Menschen, sich immer fester in das Joch der Mechanisierung einzupressen; er steigert seine Erfindungskraft, seinen produktiven Willen. Der andre erhöht sein Verbrauchsbedürfnis und läßt ihn doch gleichzeitig empfinden, daß nur ein emsig schaffendes Organ die Lust des Kaufens dauernd genießen darf.

Die Summe der beiden Haupttriebkräfte aber steigert sich zu einem Gesamtwillen, der entschiedener als irgendeine andre Erscheinung die Seele unsrer Epoche kennzeichnet, indem er ihr den Stempel des nach außen gerichteten Strebens aufprägt. Diese Übermacht des substantiellen Willens über die Seelenkräfte, dieses Zweckmenschentum, das dem Wesen furchthafter Stämme entspringt, setzt die okzidentale Rassenverschiebung in das hellste Licht psychologischer Betrachtung.

Die Ideale

Einem Menschen kann man nicht tiefer ins Herz blicken, als wenn man seine Träume und Wünsche erforscht und deutet. Wollen wir unser Bild vom Wesen dieser Epoche vertiefen, so können wir nichts Besseres tun, als den Spuren ihrer Ideale nachzugehen; denn sie sind nicht nur die bewußten und unbewußten Träume, Ahnungen und Sehnsuchten einer Gemeinschaft, sondern zugleich verklärte Spiegelungen ihres eigenen Wesens. Ein Mensch kann vom andern träumen, sich mit

ihm vergleichen, ihn bewundern, sich nach ihm formen: die Gemeinschaft träumt nur sich selbst; denn fremdes Wesen ist Kenntnis des einzelnen, der Gesamtheit ist es unwichtig und unbekannt

Nun folgt sofort ein Widerspruch: Damit das Spiegelbild klar und rein erscheine, muß die projizierende Flamme gleichmäßig leuchten: nur homogene Gemeinschaften haben Ideale. Ein Engländer, ein Franzose, ein Neger und ein Mongole, die sich im Eisenbahnwagen unterhalten, können sich vielleicht über letzte nebelhafte Ziele der Menschlichkeit verständigen; ihre Begriffe von dem, was schön, gut und wahr ist, werden weit auseinandergehen. Nun ist aber die europäische Gemeinschaft ein Verschmelzungsprodukt zweier Schichten, die nicht durchweg und gleichmäßig sich durchdrungen haben: von der Legierung bis zur Mengung findet von Süd nach Nord ein mählicher Übergang statt, überdies mit wechselnden Massenverhältnissen der Komponenten. Ist dieses Gemenge genügend gleichförmig, um Ideale zu erzeugen?

Sodann: die mechanistische Lebensform ist ein Kreislauf ohne Ziel, eine sich selbst verstärkende Maschinerie ohne Tendenz nach außen, in sich geschlossen und ausschließlich: kann sie absolute Ziele und Werte schaffen oder auch nur anerkennen oder selbst erhalten? Wird sie nicht am Ende dahin neigen müssen, alles im Menschen zu beschwichtigen, was an Fragen, Hoffnungen und Träumen in ihm auftaucht, weil diese immateriellen Regungen ihn dem Arbeitsprozeß entziehen? Wird sie nicht immer wieder ihre handgreiflichen Werte, ihre rechnerischen Denkformen, ihre tatsächlichen

Forschungen emporheben, um ihre Gefolgschaft zu blenden oder zum mindesten durch Zwiespalt zu beherrschen?

Ein annähernd lückenloses Bild der zeitgenössischen Ideale wird sich uns nicht entrollen. Wir werden uns begnügen müssen, aus Bruchstücken halbzerstörter Untermalung und aus neu hervortretenden Umrißlinien den Sinn der Zeichnung zu erraten: Hier und da werden alte und neue Formen sich durchkreuzen, hier und da werden wir Gebilde unter dem Hauch der Mechanisierung erloschen finden; doch wird der Eindruck des Erkennbaren die Vermutung rechtfertigen, daß überall da, wo die fortschreitende Homogenisierung bereits Grundzüge neuer Ideale festgelegt hat, die alten merklich dem Verlöschen sich nähern. Wie bisher wird die Darstellung die den westeuropäischen Ländern gemeinsamen Züge hervorzuheben suchen, und dort, wo Sonderung erforderlich scheint, den deutschen Verhältnissen sich zuwenden.

Das leibliche Ideal. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gegenstandes können ihm einige kennzeichnende Züge abgewonnen werden. Es ist dem griechischen ähnlich, aber schlanker, weniger gerundet, straffer gemuskelt. Der Kopf größer, aber immer noch klein im Verhältnis zum Körper, der Hals dünner und länger. Die Nase stärker gebogen als die griechische und bedeutend schmaler, aber gleichfalls lang. Die Lippen weniger voll, die Wangen weniger tief, die Stirn flacher. Vor allem das Weib weniger breitbrüstig und heroinenhaft, zarter und jungfräulicher. Alles in allem der Leib feiner und rassiger, mehr den equestrischen als den gymnastischen Übungen angepaßt.

Zweifellos ist dieser blonde und blauäugige Idealtypus den überlebenden germanischen Naturen entlehnt: er tritt überall da hervor, wo die Aufzehrung noch nicht vollendet ist, selbst in Frankreich. Spanien, das Land der frühesten Vermischung, kennt ihn in seiner neuzeitlichen Kunst nicht mehr; in Italien herrschte er bis zum Ende der Frührenaissance; mit dem beginnenden Barock war er, wie zu erwarten, verschwunden. Heute steht der spanische Idealtypus dem arabischen, der italienische dem gräkoromanischen näher, und südfranzösische Künstler beginnen, die volleren Formen der Frauen ihres Landesstriches zur Norm zu erheben.

Die Beibehaltung des germanischen Körperideals zeigt, was auch ein Blick in neupreußische Verwaltungs- und Militärverhältnisse bestätigt, daß das Volk unbewußt das reinere Germanentum, soweit es ihm noch sichtbar vor Augen steht, als das edlere Blut, sich selbst als Abkömmling unterdrückter und unedler Geschlechter betrachtet. Zu dieser Selbstlosigkeit stimmt die humorvolle Bescheidenheit, in der ein Teil des deutschen Bürgertums sich mit Familiennamen abfindet, die bloße Gattungs- und Berufsbezeichnungen bedeuten, und die zuweilen verderbt slawisch, unverständlich, absurd oder vulgär klingen, während der weniger entgermanisierte Nordseestrich, vor allem aber Skandinavien, die Benennung nach dem Vorfahren sich erhalten hat.

Das menschliche und das ethische Ideal sind vereint zu betrachten, denn sie hängen durch die Grundanschauungen des Zielbewußtseins zusammen.

Im Menschlichen herrschen die alten germanischen Idealbegriffe des Mutes und der Großmut.

Der mutig Kraftvolle wird bewundert und geliebt; ihm ist alles erlaubt, was er durch souveräne Gewalt durchsetzt, sofern er sich als ein großmütiger, gerechter und milder Herr erweist, jedoch mit der neuzeitlichen Einschränkung, daß nicht etwa geschädigte oder erschreckte Individuen und Gesellschaften sich entrüsten dürfen. Der Aufrührer, der Revolutionär, der kirchliche Empörer, der Konquistador werden gepriesen, verehrt und, wenn sie Erfolg haben, staatlich anerkannt. Verachtung trifft, abgesehen vom vertierten Menschen, eigentlich nur den Feigling und seine heimlichen Taten. Hinterlist, Betrug, Diebstahl, ja selbst Lüge, die im außergermanischen Kreise als zulässige Diplomatie gilt, werden verabscheut und in neuzeitlicher Abstufung nach Maßgabe der Vermögensgefährlichkeit bestraft. Den Taten der Leidenschaft und des Übermuts steht das Volksbewußtsein indifferent, ja mit einer Art von Wohlwollen gegenüber, sie sind Gegenstand der Dichtung, und der Kontrast zwischen menschlichem Verstehen und sozialer Sühneforderung bildet tragische Konflikte. Handlungen der Großmut und mutiger Aufopferung begeistern, Ausflüsse der Güte, der Friedfertigkeit, des Erbarmens lassen kalt. Ein feiger Mensch könnte, abgesehen von slawischer Literatur, heute noch nicht Held europäischer Gedichte sein, auch wenn er mit allen Tugenden der Evangelien ausgestattet wäre.

Dagegen läßt sich eine gewisse Verschiebung des Idealtypus in der Richtung der Energie und des Intellekts feststellen. Amerikanische Menschen des Erfolges beginnen den Massen zu imponieren; mutige Erfinder und Entdecker werden höher gefeiert als vordem Kriegshelden; zum Lesebuch des Volkes

ist nach Ritter- und Indianergeschichten der Detektivroman geworden. Ja es beginnt hier bereits eine große Verwirrung des bürgerlichen Empfindens: in einer Zeit, die den Erfolg an die Stelle des Sieges gesetzt hat, kann man nicht umhin, sich einzugestehen, daß den Helden von ehedem die Eigenschaften fehlen, welche die Mechanisierung verlangt. Man strebt, den Erfolgreichen nachzuahmen, und kann somit nicht unterlassen, sie zu bewundern, wo nicht gar zu lieben. Das germanische Ideal, das dem Ansturm des Christentums durch ein Jahrtausend standhielt, ist durch die Mechanisierung erschüttert.

Sichtbarer noch sind die Einwirkungen der neugestalteten Zivilisation auf die Ethik der Gemeinschaft, zumal auf die Schärfung des öffentlichen Gewissens. Die christliche Kirche durfte alles menschliche Elend als Prüfung bezeichnen und auf das Jenseits verweisen; die Reformation konnte in großartiger Verneinung auf jegliches fromme Verdienst verzichten. So begnügte sich die älteste Zeit hinsichtlich aller Wohlfahrtsbestrebungen damit, Siechenhäuser, Irrenkerker und Klostersuppen zu stiften, und alles übrige der bürgerlichen Barmherzigkeit anheimzustellen. Die mechanistische Epoche dagegen übernahm von ihren Schöpfern, unterdrückten und furchthaften Stämmen das Mitleid, das nichts anderes als eine altruistische Furchtempfindung ist. In der Verherrlichung dieses Leidens zum ethischen Ideal lag zweifellos eine gewisse Diesseitigkeit der Anschauung, ja ein ethischer Materialismus; doch ist durch die gesetzgeberische und organisatorische Ausgestaltung des Wohlfahrtswesens, vor allem aber durch die Überzeugung des

öffentlichen Gewissens, daß alles menschliche Elend als Blutschuld der Gesellschaft zu erachten sei, ein Wert von so gewaltiger Wirklichkeit entstanden, daß jede künftige Einschätzung der Mechanisierung ihn in Rechnung zu stellen haben wird.

Das religiöse Ideal. So mächtig die Kirche das Leben der früheren Jahrhunderte durchdrang, so gering war die Wirkung der in ihr verkörperten reinen christlichen Ideen auf das Germanentum. Widerwillig aufgenommen, durch Höllenzwang gefestigt, konnte die Kirche den Abgrund, der zwischen dem Worte Christi und ihren hierarchisch-politischen Aufgaben lag, nicht überbrücken. Mit dem Mutideal des Germanen, das ihren Lehren der Demut widersprach, mußte sie sich abfinden; die wenig evangelischen Sitten abendländischer Lebensweise, Politik, Kriegführung mußte sie dulden, ja ihren irdischen Zielen dienstbar machen. Den letzten transzendenten Inhalt ihrer Verkündigung durfte sie den Massen nicht übermitteln, um nicht die weltliche Ordnung zu stören oder aufzuheben. Die Lehre von der Liebe, der Weltflucht, der Demut, der Kindlichkeit, der Zweckfreiheit, dem Gottesreich blieb esoterisch, ein Besitz der Heiligen. Ins Volk drang der Mariendienst, die Geschichte der Geburt und der Leiden Jesu, der Olymp der Heiligen, der Begriff der Sünde und der Gnade, Himmel und Hölle. Diese Inhalte haben die Kunst aufs glücklichste befruchtet, sie haben manches fromme Gemüt mit göttlicher Ahnung erfüllt und starke Gewissenszwänge auf die jungen Völker ausgeübt; die Ideen Christi haben sie dem Abendlande nicht mitgeteilt. Man kann deshalb fast durchweg in der vorreformatorischen Geschicht-

schreibung Europas den Begriff des Christentums durch den der Kirche ersetzen. Die Reformation hat neben ihren großen dogmatischen und rituellen Umgestaltungen die Evangelien literarisch erweckt und aus ihrem Inhalt so viel überströmen lassen, daß den Schwachen Tröstung, den Mächtigen Erbauung gespendet wurde. Ein evangelisches Leben in Wahrheit zu verwirklichen, hat auch sie nicht versucht und ist somit Kirche geblieben. Ja mehr noch: sie war Macht und diente der Macht, so daß gelegentlich der naiv-verruchte Gedanke aufkommen konnte: da nun einmal Christus die Notleidenden tröstet, so möge ihnen damit genug sein; man gebe ihnen statt Brot steinerne Kirchen, um sie desto besser in göttlicher Furcht und menschlicher Abhängigkeit zu erhalten.

Die beginnende Mechanisierung fand sich somit der Macht zweier Kirchen gegenüber und wandte gegen sie das ganze Arsenal ihrer Forschungsergebnisse und Verstandesmethoden; zum Christentum selbst drang sie nicht vor. Selbst der späte und reiche Geist Nietzsches wütete gegen die Kirche, indem er glaubte, mit Christus zu kämpfen.

Noch heute ist die mechanistische Epoche in christlichem Sinne nicht weitergekommen. Sie hat den kirchlichen Liberalismus emporgebracht und ringt in materieller Auffassung um dogmatische Zugeständnisse. Populär-historische Fragen werden mit Leidenschaft erörtert, und das Ziel erscheint eine dritte Kirche mit unpersönlichem Dogma.

Auch da, wo die Zeitanschauung sich vom Christentum löste, konnte sie ihr religiöses Empfinden vom terrestrischen Bande der Vernunft nicht befreien, gleich als ob eine vielbeschäftigte Zeit es für

angemessen hielt, die göttlichen Dinge mit der Geistesmechanik des Alltages zu erledigen, um nicht allzuweit von ihren vermeintlich produktiveren Aufgaben hinweggerissen zu werden. So griff sie denn immer wieder zu den plumpen Hebeln des Materialismus, ließ sie unüberzeugt fahren, wenn angesehene Leute ihr ins Gesicht lachten, und spähte beständig nach heimlicher Gelegenheit, um zu ihrem Lieblingsspielzeug zurückzukehren.

Denn bei den edleren ungermanischen Rassen mischt sich — wie bei den Juden ersichtlich — in seltsamer Weise Aberglauben mit hoher Transzendenz. Der abergläubische Teil sieht in der Religion die Mirakelseite des Naturgeschehens. Glaubt er sich von Mirakeln und Gebetwundern unterstützt, so behält er eine gewisse dumpfe Dämonologie bei, nicht ohne sich seiner Unaufgeklärtheit ein wenig zu schämen. Hat er enttäuscht oder kämpfend dem Wunderwesen ein Ende gemacht, so läßt er sich im Gefühl erledigten Vorurteils mit einer entgötterten Welt oder einem deistisch-pantheistisch verwalteten Naturtheater genügen. Der Anspannung der Seelenkräfte, des religiösen Erlebens, der transzendenten Intuition ist ein anderer Teil dieser Menschen von jeher in hohem Maße fähig gewesen; doch haben ihre Stimmen in der mechanistischen Welt bisher wenig Nachhall gefunden. Die Anschauung dieser Welt geht eben dahin, alles Geschehene sei unerstaunlich, von ausschließlicher Realität, nicht ethischen, sondern mechanischen Gesetzen unterworfen, ohne absolute Werte, durch Vernunft erschöpfbar. Diese Anschauung ist aber nichts anderes als die Gefühlslokalisierung der Tatsache, daß der noch junge

mechanistische Prozeß die Seelenkräfte zugunsten der Geisteskräfte unterdrückt. Sollte dieser Zwangszustand nachlassen, so würde die entgermanisierte Bevölkerung an transzendenten Kräften sich reich genug erweisen, um ein von Erdenfesseln freies religiöses Ideal emporzutragen: Beweis ist die echte und große Sehnsucht edlerer Naturen, die mit nicht geringerer Inbrunst als vor zweitausend Jahren auf Erlösung wartet.

Das Ideal der Kunst. Die Kunst entstand aus Schmuck und Spiel primitiver Völker. Die erste Segnung wurde ihr zuteil, als sie im Stande beginnender Zivilisation als Handwerk gebunden wurde. Hieraus erwuchsen ihr die Vorteile der technischen Bindungen an Materialien und Kräfte, der traditionellen Summierung der Erfahrungen durch Generationsreihen, der Kurzschrift und Symbolik des Ornaments, der Vorräte an landläufigen Inhalten und Gegenständen, der Gefolgschaft einer im Mitempfinden und Verstehen fortschreitenden Bevölkerung.

Eine zweite Steigerung geschah, als Könige, Priester und Herren die Kunst ihren Hofhaltungen dienstbar machten, denn es wuchs die Größe der Aufgaben, es entstand, von reicheren Mitteln gefördert und dem Alltäglichen überhoben, ein Zusammenwirken der Kräfte zu vorbildlichem, monumentalem Schaffen.

Die dritte und höchste Weihe wurde der Kunst durch Eroberung aufgezwungen. Kunstfremde, aber hochgeartete, dem Wesentlichen zugewandte Kriegsstämme unterwarfen die kunstfertige Zivilisationsmasse, die an die Grenze ihrer eigenen Entwicklungsmöglichkeit gelangt war, und festigten ein

Adelsregiment, das wohlwollend und aufs Große gerichtet die Kunst zu sich emporzog, indem es ihr den Inhalt des individuellen, des seelenhaften, des gefühlstiefen Lebens verlieh. Bis in die historische Zeit hinein können wir derartige Vorgänge gewaltsamer Befruchtung verfolgen; Oberitalien, Nordfrankreich, Sizilien, Spanien bezeugen sie. Daß Hochkultur niemals anderen als zweischichtigen, von kriegerischen Aristokraten beherrschten Nationen beschieden war, haben wir uns vergegenwärtigt, wie auch ferner, daß erst der Vermischungsprozeß die letzten und tiefsten Kräfte entbinden konnte.

War die Mischung geschehen, die Masse geflossen und beruhigt, so geschah in allen Jahrhunderten und in allen Nationen das Gleiche, in Griechenland wie im Italien der Renaissance, in Holland wie in Frankreich, in Italien wie in Deutschland: die Kunst hatte ihren transzendenten, ihren religiösen, ihren seelenhaften Inhalt verloren, sie war wiederum zur rein sinnlichen Kunst geworden.

Das Wort fordert eine Erläuterung. Freilich muß alle Kunst vor allem anderen sinnlich sein, denn durch die Sinne wird sie uns zuteil und wirkt auf unser inneres Leben. Unter rein sinnlicher Kunst aber soll diejenige verstanden sein, die auf dem Wege der Sinne nur das sensitive, nervöse, der Erde zugewandte und von ihr abhängige Leben ergreift, während transzendente Kunst bis in das Urgebiet der Seele, bis in die undifferenzierten Regionen vorzudringen vermag, in denen jenseits aller Wünsche und Begierden die ewige Einheit und Harmonie ahnbar wird. Den Gegensatz des Sinnlichen und Transzendenten kann man nicht deutlicher als in

Beethovens Kunst erfassen, etwa im Vergleiche des Septetts oder der Fidelioouverture mit der Missa Solemnis. Im Sinne dieser Unterscheidung beschränkt sich der Begriff der sinnlichen Kunst durchaus nicht auf das Gebiet niedriger Reizungen; auch Gebilde unvergänglicher Schönheit sind in diese Bestimmung eingeschlossen, wie die vom Pathos der Angst und der Beschwörung durchtobten Psalmen der Hebräer.

Dies aber kennzeichnet die Künste der Verschmelzungsepochen, daß sie immer wieder den Weg eingeschlagen haben vom Religiösen zum Ekstatischen und Deklamatorischen, vom organisch Struktiven zum stimmungsmäßig Koloristischen, vom Architektonischen zum Dekorativen, vom Gemütvollen zum Sentimentalen, vom Ergreifenden zum Sensationellen; symbolisch gesprochen: von der Linie zur Farbe und vom Organismus zum Eindruck.

Während der früheren Perioden der Abstiege wurde die Kunst aus ihren beiden ältesten Bindungen, der handwerklichen und der höfischen, nicht entlassen; im Gegenteil, ihre äußeren Fesseln verengten sich. Der souveräne Auftraggeber war anspruchsvoller, verwöhnter, eigensinniger geworden und zwang das Metier zur äußersten Anspannung seiner technischen Fertigkeiten, und an die Stelle kontrollierenden aristokratischen Geistes trat die geschulte Zunft der Kenner, die nicht aus Reinheit des Empfindens, sondern nach bequem erlernbaren Regeln urteilte und Tradition in Konvention verwandelte. Unter solchem Zwang kamen seelenlose, aber meisterlich vollendete Werke zustande, die durch die Jahrhunderte hindurch immer

wieder das Gefallen der Mächtigen erregten, und die von einzelnen für unsere Zeit ersehnt werden. Freilich vergebens. Denn die mechanistische Epoche hat längst diese beiden Bindungen der Kunst gelöst. Die eine mußte fallen, weil bei erhöhtem Volkswohlstand und doppelt erhöhter Kunstproduktion nur noch die bürgerliche Gesellschaft als Bestellerin auftreten konnte; die andere, weil alles Handwerk erstarb und mit ihm der Stolz der Geschicklichkeit, der Übung und der Überlieferung. So war die Kunst befreit durch den Bruch der Kontrolle und den Bruch der Tradition; aus Hofkunst wurde Bürgerkunst, aus Handwerkskunst Talentkunst. Gleichzeitig aber war eine dritte Richtung der Freiheit eröffnet; denn durch Forschung, Verkehr und technische Mittel erschlossen lag plötzlich alles vergangene, alles fremdländische Kunstwesen handgreiflich vor aller Augen. Man erkannte, daß, von wechselnden Verhältnissen bedingt, jede Form, jede Richtung, jeder Inhalt möglich, keine Bedingung absolut, keine Lösung ewig war. Nun begann ein Wühlen und Wählen, das nun schon drei Menschenalter andauert, und dahin zu führen scheint, daß man künstliche Bedingtheiten möglichst nationaler Art erfindet, um nicht aus Reichtum zu verarmen und den beschämenden Weg der karnevalistisch travestierenden Mode zu wandeln

Muß man also von Schranken befreite Sinneskunst als das Kunstideal der Mechanisierung bezeichnen, so darf daran erinnert werden, daß eine Länder und Generationen überblickende Betrachtung ebensowenig zu Wertbemessungen wie zu ausschließlichen Urteilen gelangen darf. Das vorahnende Fühlen der Kunst, vielfach zusammenwirkend

mit der Kontraimitation, die den rasch abstumpfenden Geschmack dieser Zeit dem Kontrast entgegentreibt, hat zeitiger als auf anderen Lebensgebieten Gegenströmungen in der Kunst erweckt, die auf Beschränkung und Verinnerlichung hinstreben. Freilich haben solche Regungen, die uns vornehmlich in der deutschen Dichtung entgegentreten, einen doppelten Kampf zu bestehen: mit den Schreibern, die Rückfälligkeiten ahnden — denn im Kunstbetriebe verlangt man nach mechanistischem Gesetz stets das äußerlich Neue — und mit dem Publikum, das seine sauer erworbene Revolutionsgesinnung noch lange nach Friedensschluß zäh verteidigt.

Inzwischen spielen die Wirkungen der mechanisierten Produktionsform unmittelbar in die Werkstätten der Künste hinein. Die Erschwerung des Existenzkampfs, die Konkurrenz, der massenhafte Bedarf und seine massenhafte Deckung, die Publizistik, das Ausstellungswesen, die Aushilfsbeschäftigungen treiben zu hastiger, skizzenhafter, äußerlich aufgereihter Produktion; die Grenzgebiete zwischen Kunst und Geschäft verzehren einen starken Teil der Arbeitskraft. Das Spiel der Mode tritt hinzu, der Drang zum Neuen, die Vormacht des weiblichen und des gewerbsästhetischen Urteils, zuletzt die geschäftliche oder tendenziöse Begründung der Aufträge; so darf es nicht wundernehmen, daß die bedächtigste der Künste, die Architektur, unter der Mechanisierung ihrer vielgeschäftigen Betriebe zum kunsthistorischen Dekorationsgeschäft herabsank, und daß die jüngste französische Malerei in Technik und Inhalt ihrer Werke sich indianischen Darbietungen nähert.

Das Ideal der Wissenschaft. Welch wunderbare Vorbestimmung für Wissenschaftsbetrieb den germanisch durchsetzten Völkermischungen innewohnt, haben wir gesehen. Die Liebe der Urvölker zum Tatsächlichen als Grundlage der Forschung, die Idealität der Germanen als unbeirrbare Instanz der Betrachtung mußten sich verbinden, um das mechanistische Wunder der Zeiten, die moderne Gesamtwissenschaft, möglich zu machen. Die eigentümliche Richtung jedoch, die den Wissenschaftsgeist zum mächtigsten Faktor der Mechanisierung erhob, verdankt sie der Zweckhaftigkeit der einstig Unterdrückten. Wenn der phantastische Mensch sich mit der vereinfachenden Erklärung begnügt und den Donner als Gottesstimme, den Himmel als eherne Sphäre hinnimmt, so verlangt der Zweckhafte, die Erscheinung sich dienstbar zu machen, sie ganz zu besitzen, wie er sagt: dahinterzukommen. Er stellt die sieben Fragen, wittert Widersprüche, verlangt Beweise. Diese Beweise aber kann nur die Rechnung liefern, weil sie als unumstößlich gilt, und so beginnt er zu zählen, zu messen, zu wägen, zu rechnen. Es hat etwas Einleuchtendes, daß Nomaden, die ersten Besitzer zahlenmäßiger Güter, Erfinder des rechnerischen Denkens auf Erden gewesen sind; und somit wären die Patriarchen der Hirtenvölker nicht nur die Väter des Kapitals, sondern auch der exakten Wissenschaft. Indem nun die Wissenschaft die rechnerische und experimentelle Ermittlung des Gesetzmäßigen zum höchsten Prinzip erhob, entäußerte sie sich in einem Akt großartiger Selbstverleugnung für immer der Spekulation und der Hoffnung auf absolute Erkenntnis. Sie widmete ungezählte Geschlechter der Lösung

umschränktester Aufgaben, indem sie es sich genügen ließ, das ungemessen zuströmende Material des Tatsächlichen in das Netzwerk der Gesetzmäßigkeiten zu verflechten und hierdurch für die Menschheit erträglich zu machen. Der Mechanisierung zugeführt, hat die Summe der entdeckten und errechneten Tatsachen und Zusammenhänge erstaunliche technische Ergebnisse gezeitigt; im Sinne der Erkenntnis gemessen, hat sie das Gebiet des Unbegreiflichen zwar mit neuen Fragestellungen bestürmt, jedoch nicht verkleinert, sondern vergrößert. Das Prinzip der mechanischen Gesetzmäßigkeit aber hat sich derart als wissenschaftliche Denkform unserer Zeit festgesetzt, daß die erzählenden, schildernden und urteilenden Wissenschaften nur so weit als reine Wissenschaften erscheinen, als sie sich dieser Form bedienen können, im übrigen als Verwandte der Technik und der kritischen Kunst sich anlassen.

Der zweckhafte Einschlag, der die Wissenschaft zur Exaktheit zwang und ihr Ideal zu einem im höchsten Sinne geometrischen machte, durchdringt, wie den Betrieb, so die Menschen, die ihm angehören, und unterscheidet sie auf das entschiedenste von künstlerisch schaffenden.

In einer Zeit, die den gewaltigsten Besitz der Urvölker, die ethische Produktivität, noch nicht zutage gefördert hat, sind sie die höchsten Vertreter des Zweckmenschentums, und ihr geistiger Schatz kann als der Idealismus der Materiellen gelten.

Daß das politische Ideal unserer Zeit, soweit es auf die Verhältnisse der Völker zueinander sich bezieht, im Nationalismus zu suchen ist, mag auf den ersten Blick befremden. Denn das Netz der

Mechanisierung ist international: niemals waren die Völker einander so nahe, niemals haben sie der Wechselwirkung so sehr bedurft, einander so viel besucht und so gut gekannt. Da aber der Nationalismus als Zentralgedanke sehr jung, kaum mehr als hundertjährig die Politik beherrscht, da er, aus bewußtem Gegensatz zum Kosmopolitismus des Aufklärungsalters entstanden, gemeinschaftlich mit der Mechanisierung aufgewachsen ist, so muß sein Ursprung wo nicht im Wesen, so doch in den Modalitäten der Mechanisierung begriffen werden.

Indem wir nun das Paradox zu erklären suchen, wie die fortschreitende Homogenisierung und Angleichung der Völker ihren Willensausdruck in die Betonung der relativen Gegensätzlichkeiten stellen konnte, müssen wir uns erinnern, daß die Hochperiode der Mechanisierung die europäische Welt in einem Augenblick tiefster politischer Zerklüftung überrascht hat. Vereinigt standen zu Anfang des letzten Jahrhunderts die leitenden Mächte Frankreich gegenüber, so wie sie in etwas veränderter Konstellation seit Ende des Jahrhunderts Deutschland gegenüberstehen. Das, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat, ist seit Philipps und Alexanders Tagen in der Weltgeschichte nicht erhört worden: ein armes, mäßig bevölkertes, politisch verwahrlostes Land erhebt sich innerhalb dreier Menschenalter zum begütertsten, volkreichsten, kriegerisch gefürchtetsten im Kreise der europäischen Völker. Die Geschichte betrachtet noch immer, obwohl sie es leugnet, die politischen Ereignisse als die primären und erblickt in den drei preußischen Kriegen das Moment der Erhebung. Es tut der Größe der Menschen und ihrer Taten keinen Abbruch, wenn

erklärt wird, daß ohne die Mechanisierung Deutschlands der Zuwachs an Volk und Reichtum, ohne ihn die Erhebung nicht möglich war, die ihrerseits dann abermals auf die Mechanisierung mächtig rückgewirkt hat. Das XIX. Jahrhundert gehört, trotz des Ausbaus der englischen Kolonialmacht, den Deutschen und Amerikanern, und beiden aus wirtschaftlichen Ursachen: den Amerikanern, weil sie das reichste Land der Erde erschlossen, den Deutschen, weil sie der bürgerlichen Intelligenz ein angepaßtes Arbeitsfeld gewannen.

Moderne Kriege sind im Völkerleben das gleiche, was Examina im bürgerlichen Leben sind, Befähigungsnachweise. Den Befähigungsnachweis als Großmacht hat Preußen mit deutscher Hilfe erbracht; der Befähigungsnachweis als führende Wirtschaftsmacht Europas wird Deutschland über lang oder kurz von den wetteifernden Nationen aufgezwungen werden. Im Vorgefühl dieser Abrechnung ist nicht nur alles Kriegsspiel unserer Zeit, sondern auch alles Wirtschaftsspiel Rüstung. Jede neue Industrie und jede neue Handelsverbindung ist ein Gegenwert von Bataillonen. Alle Politik ist Wirtschaftspolitik, Kriegsbereitschaft.

Dies bedeutet der Nationalismus unserer Zeit, der somit eine Reaktion auf die ungleichmäßige Verteilung der mechanistischen Vorteile darstellt.

Wiederholen wir kurz den Kreisprozeß: Im Augenblick heftigen Zwiespalts wird den Völkern eine Wirtschaftsform aufgezwungen, die eigentlich für geeinigte Völker bestimmt ist. Getrennt bildet man sie aus; es zeigt sich, daß eine bevorzugte Nation die unvergleichlich größten Vorteile zieht, weil sie die besten Voraussetzungen besitzt. Diese Na-

tion erhebt sich aus politischer und wirtschaftlicher Nichtigkeit zum bestimmenden Faktor und besiegelt diese Stellung mit dem Schwertknauf. Der Moment zur wirtschaftlichen Einigung ist verpaßt; die friedliche Konkurrenz wird zur wirtschaftlichen Rüstung, und die Nationen stehen feindlicher als zu Beginn der Epoche einander gegenüber.

Der letzte Schritt, die Überleitung des nationalistischen Empfindens aus dem politischen Bewußtsein in das bürgerliche, ging bewußt von Deutschland aus, und zwar von der politisch herrschenden Klasse, die ihre Interessen von der Mechanisierung nicht genügend gefördert sah und daher kein Bedenken trug, ihr den internationalen Boden zu entziehen. Durch den deutschen Schutzzoll wurde der private ausländische Konkurrent getroffen, und indem er sein eigenes Land zu Vergeltungen drängte, nährte er bei sich selbst und seinen Landsleuten gleichzeitig das nationale Bewußtsein und die Abneigung gegen den Rivalen; beides zuerst im wirtschaftlichen, dann überwiegend im politischen Sinne.

So will es scheinen, als sei der Nationalismus, in seiner Eigenschaft als Brotfrage, für alle Zeiten verankert. Er ist es nicht, denn das Widersinnige ist nicht von Dauer.

Es braucht wohl nicht ausgesprochen zu werden, daß der Name des Nationalismus hier nicht als Gleichsinn des Wortes Patriotismus genannt wird, daß vielmehr unter jenem Begriff die Tendenz verstanden ist, die Nationen in ihren Lebensfunktionen abzusondern, ihre Vergesellschaftung zu hindern. Auch in dieser Bedeutung bleibt der Nationalismus in seiner Urform berechtigt: es darf

einer Nation nicht zugemutet werden, fremder Sprache, fremdem Glauben, fremder Kultur und fremder Obrigkeit sich zu fügen; das Weltcäsarentum hat seine Berechtigung verloren, und ein absoluter Kosmopolitismus wird als politisches Ideal schwerlich wiederkehren. Indessen ist es durchaus denkbar, daß die staatlichen Organisationen über den Rahmen des Staates hinaus einen unvergleichlich weiteren Ausbau erfahren, als bisher durch völkerrechtliche, schiedsrichterliche und postalische Vereinbarungen geschehen. Denn dies ist der Mechanisierung und der Natur gemeinsam, daß ihre Organisationen nach dem Großen wie nach dem Kleinen hin, nach innen wie nach außen ins Unendliche wachsen. So wie Zellen zum Leibe, Individuen zu Landesverbänden, Landesverbände zu Reichen sich zusammenschließen, so wird eine engere Vergesellschaftung der Reiche unausbleiblich sein; und in dem Maße, wie sie fortschreiten, wird es fraglich werden, was das wünschenswertere ist: wenige große Komplexe locker gefügt, oder viele kleine Komplexe fest gefügt und eng vereinigt. In diesem Sinne ist das Deutsche Reich ein glücklich gestalteter Organismus, der um so dauerhafter sein wird, je mehr er seinen Teilen größtmögliche Freiheit individuellen Lebens erhält.

Die Entfesselung aus den Banden des Nationalismus aber wird nicht sowohl durch Kongresse und Schiedsverträge geschehen, als durch wirtschaftliche Verständigungen. Vielleicht werden die ersten Schritte zu Zollvereinigungen führen, und es wäre mehr gewonnen, als durch Bündnisse sich erreichen läßt, wenn nach mehreren Seiten hin die deutschen Zollgrenzen verschwänden.

Das Ideal des staatlichen Aufbaus im Sinne der Mechanisierung ist der Verwaltungsstaat. Sosehr die Bezeichnungen des Regierens und der Regierung uns vertraut sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Zahl und Mannigfaltigkeit der Interessen und Bedürfnisse innerhalb einer mechanisierten Gemeinschaft den wahren Begriff des Regierens, die Leitung einer Menge durch überlegenen Willen und überlegene Einsicht zu vorbestimmten Zielen, nahezu aufgehoben hat. Der Begriff der Verwaltung hingegen kennzeichnet sich als Ausgleich berechtigter Interessen durch bestimmte Instanzen, wobei allerdings gewisse praktische und ideelle Endziele vorschweben können; jedoch dürfen diese auf die Dauer nicht außerhalb der Linie liegen, die der Schwerpunkt der anerkannten Interessen ohnehin beschreibt. Dem Einzelnen steht die Verwaltung tatsächlich, der Gemeinschaft nur scheinbar als regierende Obrigkeit gegenüber, und ethnologische Verschiedenheiten finden nur insofern statt, als die Gesamtheit in einem Falle vorwiegend initiativ, im anderen Falle vorwiegend prohibitiv ihren Willen zur Geltung bringt. Freilich sind die sozialen Gruppen mit verschiedener Stärke an der Instrumentation des Gesamtwillens beteiligt, und man kann sagen, daß in fast allen älteren Kulturstaaten die früheren absoluten Gewalten, Adel und Klerus, eine gewisse Vormacht sich erhalten haben; so ist Österreich ein ausgesprochen kirchlich, Preußen ein ausgesprochen aristokratisch verwaltetes Land.

Auch die monarchischen Gewalten haben im Verwaltungsstaat ihre Bedeutung behalten, zum Teil erhöht. Der größere Teil der europäischen

Staaten besteht aus Monarchien, und es darf behauptet werden, daß das republikanische Ideal des XVIII. Jahrhunderts dahinschwindet. Dies ist im Sinne der Mechanisierung durchaus folgerichtig; denn es besteht ein berechenbarer Vorteil darin, an der höchsten Spitze der Verwaltung, dort, wo die leiseste Willensregung im Abstieg zur Peripherie die heftigsten Bewegungen auslösen kann, Angehörige eines Hauses zu wissen, das, allen bürgerlichen Interessen seit Menschenaltern und für alle Zukunft enthoben, seine Existenz mit der des Staates gleichzusetzen gelernt hat. Aufgabe der Verfassung ist es dann, die noch verbleibenden menschlichen Schwächen — von denen eigentlich nur Eitelkeit zu fürchten ist — so weit zu neutralisieren, daß eine Einseitigkeit der Entscheidungsfunktionen vermieden wird. Vorzüglich haben Greise und Frauen sich als verwaltungsstaatliche Souveräne bewährt.

Falsch wäre es, zu folgern, daß im mechanisierten Staatswesen die persönliche Willenswirkung des Monarchen sich verflüchtigt. Sie wird aber um so machtvoller sein, je mehr er sich entschließt, allen äußeren Interessen und Einflüssen fernzustehen. Der Parteimonarch ist im modernen Staate unmöglich; der Klassenmonarch setzt sich Rückschlägen aus und schädigt seine Autorität; der gänzlich uninteressierte Monarch, der seine Existenz auf die Gesamtheit der Nation stützt, wird dasjenige Organ des Staatsgehirns bedeuten, das in Analogie der transzendenten Willensfreiheit des Individuums den Zweifel besiegt und den Charakter bestimmt. Als Ausdruck dieser irdischen Uninteressiertheit ist denn auch die Idee einer Gottesverantwortung

wohl verständlich, wobei freilich leicht eine Verwechslung von persönlichen Wünschen mit göttlichen Inspirationen sich ereignen kann. So wäre angesichts dieses mystisch klingenden Wortes die Erinnerung an ein friderizianisches mit einer kleinen Variante statthaft: daß Gott im Kriege hinter den stärkeren Bataillonen und im Frieden hinter den wichtigeren Interessen steht.

Im Gegensatz zur monarchischen Autorität ist die politische Vormacht des Adels im Absteigen, denn sie findet in der mechanistischen Gesellschaft keine reale Stütze, vielmehr wetteifernde Mächte. Der preußisch-deutsche Aristokratismus, der ungebrochenste in Europa, ist aus Gründen, die wir gestreift haben, durch preußische Verfassung und Verwaltungstradition gewährleistet und somit auch für die nähere Zukunft ausreichend verankert. Preußen verdankt ihm viel, denn er hat einen Beamten- und Offizierskörper herangebildet, der an praktischem Idealismus, Mut und Pflichttreue alle Hierarchien des XIX. Jahrhunderts überstrahlt und von dem sinnlich schwer faßbaren Vorgang, daß eine höher organisierte Oberschicht ein ganzes Volksleben zu kontrollieren vermag, uns ein vollkommenes Bild gibt.

Obwohl der preußische Adel die Kraft bewährt, aus kleiner Menschenzahl viele und bedeutende Talente zu prägen, ist seine Veranlagung nicht eigentlich intellektuell. Seine großen Vorzüge beruhen auf einem unbeirrbaren Sinn für das Ehrenhafte, einem scharfen Blick für das Praktisch-nützliche, auf Mut, Ausdauer und Genügsamkeit. Ehrgeiz, Streben nach Verantwortung, Freiheit des Gedankens, Erfindungskraft, Anpassungsfähigkeit

sind nur seinen größten Talenten eigen, dem Durchschnitt fremd.

Solange daher unter einfacheren und langsamer wechselnden Verhältnissen die Verwaltungstätigkeit etwa nach Art der Gutswirtschaft erlernt und auf traditioneller Grundlage patriarchalisch ausgeübt werden konnte, blieb der preußische Regierungsadel unübertroffen. Daß er neuen Gedankenformen und Arbeitsmethoden gegenüber teilnahmlos auf der Überlieferung beharrte, war 1806 sein Schaden, 1849 sein Vorteil. In dem Maße nun, wie die mechanistische Weltwirtschaft ganze Gebiete der Staatsverwaltung in reine Geschäftsbetriebe verwandelte, der Wechsel der Anschauungen und Aufgaben ein tägliches Umlernen, ein beständiges Erfinden forderte, zeigte es sich, daß zwar die alten Eigenschaften noch immer höchst schätzbar und unverkürzt vorhanden waren, daß aber der vorzüglichste Menschendurchschnitt nicht immer ausreichen konnte zur Lösung vorgangloser Aufgaben und zur Konkurrenz gegen die stärksten Talente des Auslandes.

Denn inzwischen war im Auslande, insbesondere in England und Frankreich, einigermaßen auch in Österreich, Rußland und Italien, bewußt oder unbewußt die Erkenntnis durchgedrungen, daß oberste Verantwortlichkeiten nur von entschiedenen Talenten getragen werden dürfen, und daß es für Millionenstaaten keine Entschuldigung gibt, wenn diese Talente nicht aufgefunden werden. So haben sich ohne Zutun der Gesetzgebung als Folge einer freieren Praxis in jenen Staaten selbsttätig wirkende Selektionsmethoden von größter Verschiedenheit herausgebildet, die aber alle darin übereinstimmen,

daß sie die Talente des Landes aus den Millionen der Mindergeeigneten aussieben, an die Oberfläche tragen und den Verantwortungen zuführen, für die sie von Natur bestimmt sind. Solche selbsttätige Selektionsmethoden zu erläutern ist hier nicht der Platz; es genügt zu bemerken, daß Preußen sie nicht kennt, und somit darauf angewiesen ist, aus hundertfach kleinerem Material nach veralteter Übung die Rekrutierung seiner ersten Geschäftsführer vorzunehmen. So fällt denn die doppelt erschwerte Aufgabe der Entdeckung höchster Begabungen drei Königlichen Kabinetten zu, und es kann kommen, daß bei gesteigerten Ansprüchen an Vermögen, Herkunft, Repräsentation und Glanz der Persönlichkeit die schwersten Verantwortungen in Krieg und Frieden nicht immer auf den stärksten Schultern ruhen. Es ist ein schönes Zeichen der Festigkeit des preußischen Gefüges und der Brauchbarkeit des aristokratischen Durchschnitts, daß bisher erst auf zwei Gebieten vorwiegend geschäftlicher Art, freilich auch entscheidender Wichtigkeit, die Mängel des Systems offenkundig geworden sind: im Kolonialwesen und in der auswärtigen Politik. Grundsätzliche Mängel eines Aufbaues können auf die Dauer nicht ohne Gefahren bleiben; es ist zu hoffen, daß es nicht allzu schwerer Erschütterungen bedarf, um sie zu beseitigen, und daß nicht eine allzu heftige Reaktion das Gute mit dem Fehlerhaften vernichtet und uns in die Arme des Amerikanismus treibt.

Ein weiterer Mangel in der Anpassung des preußischen Verwaltungsstaates an die herrschende Mechanisierung ist zu erwähnen. Mechanistische Geschäfte erfordern zwar einen gewissen Oppor-

tunismus im Anschluß an den Wechsel der Erfordernisse und die Ansprüche des Tages, der Sieg aber steht dem zu, der durch die Klippen des Augenblicks steuernd den Fernpunkt eines weit erspähten Zieles nicht aus dem Auge verliert. In parlamentarischen Staaten ist das Fernziel Erbteil einer führenden Partei, somit eines Volksteiles. Ministerien wechseln und sterben aus; das Parteiziel bleibt erhalten, und der scheidende Politiker ist zufrieden, wenn er auch nur einen Fußbreit sich ihm nähern konnte, in dem Bewußtsein, daß sein Genosse oder er selbst dereinst berufen sein wird, die Arbeit fortzusetzen. In der Ruhezeit verfolgt das Staatsschiff den Kurs der Gegenpartei, berührt andere Inseln und bleibt doch bereit, die ununterbrochene Fahrt von neuem aufzunehmen. So entsteht eine politische Tradition, eine Politik der Diagonale und die Möglichkeit, Aufgaben zu stellen und zu lösen, die Jahrzehnte erfordern.

In Preußen beschränkt sich die ministerielle Lebensdauer auf wenige Jahre. Der Minister kann keiner Partei angehören, denn er muß die Fiktion vertreten, daß die vom Parlament unabhängige Regierung sozusagen im Absoluten wurzelt; somit kann er sich auf eine Parteitradition nicht stützen. Hegt er dennoch weitausschauende Pläne, so wird er doppelt Bedenken tragen, sich und seinen Stab ihnen zu widmen: denn er selbst wird die Verwirklichung nicht erleben, und sein Nachfolger wird vielleicht damit beginnen, das mühsam gelegte Fundament so gründlich zu zerstören, daß kein Späterer Lust findet, es zu erneuern.

Deshalb fehlt es im preußischen Deutschland trotz aller Tradition der Verwaltung, seit Bis-

marcks Abgang an politischer Tradition, an politischen Ideen und an politischer Langatmigkeit. Da auch dieser Fehler in der Konkurrenz der Staaten sich geltend zu machen beginnt, zumal in dem Sinne, daß unsere außenpolitischen Ziele stark zusammengeschmolzen sind, so wird die Abhilfe nicht mehr lange auf sich warten lassen.

So müssen wir am Schluß dieser Zwischenbetrachtung fast mit Erstaunen die paradoxe Tatsache feststellen, daß Preußen-Deutschland, das führende Land der europäischen Mechanisierung, das viel gefürchtete und viel bewunderte Land der Technik, das stärkste Industrieland der alten Welt, das Land der erfolgreichsten Geschäftsleute, sich in seiner politischen Ordnung den einmal gegebenen Verhältnissen der Mechanisierung so wenig angepaßt hat — und zwar ohne Überlegenes an ihre Stelle zu setzen —, daß es weder seine öffentlichen Geschäfte selbst verwaltet, noch eine ausreichende Zahl von Talenten für entscheidende Verantwortungen aufbringt, noch klare und bedeutende politische Ziele besitzt, noch auch — wie wir leider hinzusetzen müssen — dem Auslande gegenüber jederzeit den Einfluß ausüben kann, der einem Verteidigungsaufwand von zwei Milliarden und der stärksten Territorialarmee aller Länder und Zeiten entspricht.

Dies Bild eines Staatswesens, das sich gegen das mechanisierende Ideal zu wehren sucht, ist für unsere Betrachtung doppelt lehrreich. Einmal, weil es zeigt, welche gewaltigen Kräfte die Mechanisierung aufzubringen vermag, um Widerspenstige zu bändigen. Schon heute befindet sich das altpreußische Herrschaftswesen in einem labilen

Gleichgewichtszustand ähnlich dem zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, und es ist nur eines zu hoffen: daß der zögernde Abbau, der sich in diesen Jahrzehnten vollzieht, nicht durch Katastrophen überstürzt wird.

Sodann ist es wichtig, festzuhalten, daß der gegenwärtige antimechanistische Verwaltungszustand Preußens in letzter Linie einem Rest von Abhängigkeitsbedürfnis der ehemals unterdrückten Volksschicht seine Erhaltung verdankt. Dieses Abhängigkeitsbedürfnis äußert sich in absolutem Sinne in der Lust, durch Befehle, Verbote, Anweisungen, Ermahnungen, Ausschließungen, Privilegien dauernd geleitet und beschränkt zu werden; es äußert sich in relativem Sinne in der Verehrung und Bewunderung, die ohne bewußte Kenntnis der Ursache dem anerkannt edleren Blute, dem ausgesprochenen Herrentume gezollt wird.

Das Rudiment vormechanistischer Empfindungsweise, das hier zutage tritt, führt uns zurück zu der Übersicht der zeitgenössischen Ideale, die wir soeben beendet haben.

Die Mehrzahl dieser Bilder trägt noch die Züge, die der älteren Empfindungswelt angehören; um so ausgeprägter, je weiter wir uns aus dem Mittelgebiet des Mechanisierungskampfes nach uninteressierten Regionen hin entfernen. Ausgesprochen altertümlich erscheint das körperliche und das menschliche Ideal, ausgesprochen neuzeitlich das wissenschaftliche, politische und staatliche. Es gleicht auch hierin das Gesamtbewußtsein dem Bewußtsein des Einzelnen, daß abseits der interessierten Geistessphären sich vorzeitliche Reste gemütlicher, harmloser, kindlicher und abergläubi-

scher Empfindungen erhalten, die aufgesogen werden in dem Maße, wie das Interessenbewußtsein sich verdeutlicht und ausdehnt. Denn ein der Menschheit nicht gerade schmeichelhaftes Gesetz scheint zu bestimmen, daß die uninteressierte Überzeugung sich allmählich der interessierten Überzeugung anpaßt; mit anderen Worten, daß die Überzeugung nicht dauernd den Interessen widersprechen kann. Weshalb es denn auch von jeher verdienstvoller und erfolgreicher war, die Menschen von falschen Interessen zu befreien, als von falschen Meinungen.

So kann es nicht befremden, in den Träumen der Mechanisierung eine gemeinsame Tendenz zu erblicken, die der philosophische Geist überwunden wähnt: das Streben nach dem ausschließlich Vernünftigen. Noch immer gehört unser waches Leben der Aufklärung, dem Rationalismus: wie könnte es anders sein in einer Zeit, die uns beweist, daß Furcht stärker ist als Mut, Fleiß stärker als Kraft, Klugheit stärker als Träume? Einer Zeit, die beständig das Wort im Munde führt: daß sie weiß, was sie will, und den Erfolg als Gesetz betrachtet?

Wir müssen anerkennen, daß niemals, solange die irdische Menschheit besteht, eine Weltstimmung so einheitlich einen so ungeheuren Kreis von Wesen beherrscht hat, wie die mechanistische. Ihre Macht scheint unentrinnbar, denn sie beherrscht die Produktionsquellen, die Produktionsmethoden, die Lebensmächte und die Lebensziele: und diese Macht beruht auf Vernunft.

Trotzdem aber die Mechanisierung noch lange nicht ihren Zenit erreicht hat, trotzdem sie ihre Aufgabe, den Weltkreis zu europäisieren, erst nach Menschenaltern erfüllen und vielleicht auch dann noch nicht gipfeln wird, trägt sie schon heute den Tod im Herzen. Denn im Urgrund ihres Bewußtseins graut dieser Welt vor ihr selbst; ihre innersten Regungen klagen sie an und ringen nach Befreiung aus den Ketten unablässiger Zweckgedanken.

Die Welt sagt, sie weiß, was sie will. Sie weiß es nicht, denn sie will Glück und sorgt um Materie. Sie fühlt, daß die Materie sie nicht beglückt, und ist verurteilt, sie immer von neuem zu begehren. Sie gleicht Midas, der im Goldstrom verschmachtet.

Die Hoffnungen, die aus der Tiefe aufsteigen und im Geiste Einzelner Bewußtsein erlangen, sind widerspruchsvoll und daher dem Gemeingeist unklar. Denn einem Geiste wird nur das vernehmbar, was von gleichklingenden Elementen harmonisch zum Akkorde verstärkt wird, das Widerstrebende bleibt dumpfes Geräusch. Aus aller Verworrenheit aber klingt die Stimme der Sehnsucht doppelt ergreifend, weil sie, das selbstsichere Wort der Bewußtseinswelt verleugnend, sich anklagt, was sie ersehne, das wisse sie nicht.

Wer lehrt den zweifelnden Menschen dieser Zeit, was er schätzen, lieben, begehren, erstreben darf?

Er wendet sich zur Philosophie; sie antwortet ihm: so mußte dieser, so mußte jener denken. Umstände und Anlage führen zur einen oder zur andern Weltanschauung. Jede ist wahr, jede ist falsch, je

nach der Eröffnung steht das Spiel so oder so. Das Ergebnis ist Kritik.

Er wendet sich zur Religion; sie zeigt ihm die Entstehung und Entwicklung des religiösen Gedankens, sie entwirft eine psychologische Analyse des religiösen Empfindens, projiziert das Wandelbild der Glaubensformen und gibt eine Geschichte Gottes. Die Gottheit wird zum naturgeschichtlichen Gegenstand.

Er wendet sich zum Menschen: der eine preist die alten Tugenden, der andere die neuen. Sinneslust und Beschaulichkeit, Naturgenuß und Erfolg, Ehre und Freiheit, Pflicht und Reichtum: zuletzt wird alles der Individualität anheimgestellt.

Er befragt die Wissenschaft. Sie rät ihm, sich zu spezialisieren.

Die Kunst eröffnet ihm den Bildersaal, der von Memphis bis Paris, von Mexiko bis Peking alle Schönheit der Zeiten und Völker birgt. Sie verherrlicht die eine, schmäht die andere Epoche mit dem Hinweis, daß sie morgen umgekehrt verfahren wird.

Das Erwerbsleben lehrt, wie man Bedürfnisse schafft und befriedigt, wie man organisiert und verwaltet und die käuflichen Güter der Welt vermehrt, damit neue Geschlechter Lebensunterhalt, Arbeit und neue Zweifel finden.

Es ist, als sei die Welt flüssig geworden und zerrinne in den Händen. Alles ist möglich, alles ist erlaubt, alles ist begehrenswert, alles ist gut. Zuletzt tut der Abgrund der Zeiten sich auf, und es zeigt sich wie in Macbeths Spiegel jedes der Gesichte zu schwankenden Geschlechterreihen erweitert; jeder Mosaikstein des flimmernden Bildes wird

zum endlosen Bande, und in jedem Querschnitt des Bündels erscheint ein neues Symbol unsäglicher Relativitäten.

Der Mensch aber begehrt Glauben und Werte. Er fühlt, daß er Unersetzliches besessen hat; nun trachtet er das Verlorene mit List wiederzugewinnen und pflanzt kleine Heiligtümer in seine mechanisierte Welt, wie man Dachgärten auf Fabrikgebäuden anlegt. Aus dem Inventar der Zeiten wird hier ein Naturkult hervorgesucht, dort ein Aberglauben, ein Gemeinschaftsleben, eine künstliche Naivität, eine falsche Heiterkeit, ein Kraftideal, eine Zukunftskunst, ein gereinigtes Christentum, eine Altertümelei, eine Stilisierung. Halb gläubig, halb verlogen wird eine Zeitlang die Andacht verrichtet, bis Mode und Langeweile den Götzen töten.

Dennoch ist dieses Spiel nicht verächtlich, weil es aus Sehnsucht stammt. Aber es bleibt hilflos und kindisch, weil auf dem zitternden Boden der Mechanisierung arkadische Haine nicht gedeihen. Mancher wählt die Flucht; aber der Amerikaner, der zwei Jahre lang in Wäldern haust, muß beim Anblick des Gerätes, des Buches und Kleides, das er mit sich führt, sich eingestehen, daß er von der Mechanisierung der andern lebt, daß seine Einsiedelei eine Sommerfrische auf Kosten der mechanisierten Gemeinschaft bedeutet. Mancher wählt die Abgeschlossenheit, aber muß empfinden, daß ein Glück, das sich nicht mitteilt, fehlerhaft ist.

Die Blume vor dem Fenster eines Bauernhauses, das Lied auf der Landstraße, der Sonntagsausflug der Stadtbewohner, das Buch in den Händen des Arbeiters bezeugen, daß das Volk entschlossen ist,

nicht in mechanistischer Zweckhaftigkeit aufzugehen; aber Lesehallen und Volkstheater, populäre Wissenschaft, Gartenkolonien und halb wohltätige Unterhaltungen sind bei aller Nützlichkeit allzudürftige Mittel, um den Seelenfunken anzufachen. Nicht mehr wäre dem Seelenleben gewonnen, wenn nach dem Siege des sozialistischen Prinzips um den Preis trübseligen Ausgleichs ein Zuwachs des Minimaleinkommens von 140 Talern erkauft würde. Mechanistische Mittel werden die mechanistischen Übel nicht heilen.

Wenn es nicht vermessen erscheint, die Frage zu stellen: wo die Gegenkräfte der Mechanisierung zu finden sind, und wie sie ausgelöst werden können, so muß der Versuch gewagt werden, die Gesamtheit dieser Weltbewegung mit einem Blick zu umfassen.

Was ist der Sinn der Mechanisierung, was ist ihr Wesen und Ziel?

Betrachten wir zuerst ihre Entstehung. Vor Anbruch der Geschichte waren Kraft und Mut die höchsten Tugenden des Menschen. Heroische Völker, gestählt im Kampf mit den Naturmächten, traten aus ihren Wäldern hervor; sie unterjochten die schwächeren, friedfertigeren Urbewohner. Der Kluge war der Knecht des Starken; er diente ihm mit Arbeit und Künsten und wurde dafür geschützt und geleitet. Der Unterdrückte sammelte, der Herr verschwendete sein Erbteil; Klugheit war zäher als Kraft; und in dem tausendjährigen Ringen um den Weltbesitz, das wir Geschichte nennen, siegte nach Wechselfällen und Rückschlägen, erst hier, dann dort, zuletzt überall, Intellekt und Zahl über Gesinnung und Tradition. Die Welt erhielt ihr Ge-

präge von den Rebellen; an die Stelle der Kaste trat die Organisation, an die Stelle des Frons die Maschine. Die einstigen Herren, soweit ihr Blut nicht in Mischung aufging, waren gezwungen, sich der Mechanisation anzupassen; nur da, wo glückliche Umstände ihnen unveräußerlichen Landbesitz erhielten, blieben sie im Besitz von Vorrechten. Naturgemäß waren die mechanistischen Einrichtungen auf die Eigenschaften ihrer Schöpfer zugeschnitten; sie erforderten Intelligenz, Zähigkeit, Beweglichkeit und Erfindungsgabe. Innerhalb der geistigen Atmosphäre der Mechanisierung, die wir zu schildern unternahmen, kämpfen nun die Werte der alten Gesinnungswelt mit den Werten der neuen Intellektualwelt. Zwar leben noch die einen in gewissen Schätzungen des Volksbewußtseins fort; doch für die andern hat der praktische Erfolg entschieden, und in der geistigen Verwirrung, die der Kampf und das Einleben in veränderte Ordnungen geschaffen hat, scheint der Augenblick gekommen, wo die neuen Werte in die Feste des Unbewußten, des Gefühls, überzutreten beginnen, wo die einseitige, vernichtende Auslese des Intellektualismus, die bisher vorzugsweise als Ergebnis der Praxis geduldet wurde, jene Rudimente älterer Wertungen, von denen wir gesprochen haben, hinwegspült, und sich zum Wahrzeichen der Zeit erhebt.

Hier ist der Punkt, wo zum ersten Male Erkenntnis einzugreifen hat. Sie muß zur Schätzung dessen führen, was die Welt den ethischen und geistigen Werten der einstigen Oberschicht verdankt, und muß die Verantwortung erwecken für die Gefahr der Verarmung, die aus ihrer Vernichtung erwächst.

Spätere Zeiten werden nicht begreifen, mit welchem Mangel an psychologischem Instinkt wir den Gegensätzen menschlicher Geistesrichtung gegenüberstanden, wie wir über Erscheinungen und Zusammenhänge, die mit Händen zu greifen waren, hinwegsahen, weil unsere Augen sich auf die merkwürdigsten Züge unserer Epoche nicht einstellen wollten. Ja, diese Metapher ist im wörtlichsten Sinne wahr; es erfordert kaum mehr an physiognomischer Wahrnehmung, um körperlich die Grundkontraste zu empfinden, als normale Kinder Fremden entgegenbringen.

Vor Jahren habe ich entwickelt, daß Furcht und Zweckhaftigkeit auf der einen, Mut und Zweckfreiheit auf der andern Seite die Grundstimmungen des Menschengeistes ausdrücken. Indem der damals aufgestellte Begriff des Zweckmenschen zum Gemeingut wurde, hat sich ein Element der Beobachtungsreihe gefestigt. Allmählich aber wird in das Bewußtsein der Gemeinschaft die Erkenntnis eindringen, daß gewisse, stets verschwisterte Eigenschaften regelmäßig im Gefolge der einen, andere im Gefolge der andern Kategorie auftreten müssen. Solange Menschen, welche die Merkmale der Eitelkeit, der Neugier, des Betätigungsdranges, der Unwahrhaftigkeit, der Kritiklust, der Unsachlichkeit, der Trübsal tragen, mit den gleichen Blicken angeschaut werden wie diejenigen, welche selbstbewußt, abenteuerlich, wahrhaft, phantasievoll, sachlich und heiter sind, so lange ist unsere Zeit gleichsam phsychologisch farbenblind. Die Kenntnis der geistigen Eigenschaftsgruppen wird aber dereinst so selbstverständlich erscheinen, wie heute etwa die Unterscheidung der körperlichen Gruppenmerk-

male von Kaukasiern und Mongolen. Sie wird nicht, wie angesichts der einseitigen Färbung unserer sprachlichen Charakteristik angenommen werden könnte, zur Verachtung der einen, zur Verherrlichung der andern Gruppe führen — denn die Beiworte verdanken ihre extremen Wertungen dem Anschauungskreis der doppelschichtigen Epoche — vielmehr werden zwei, wenn auch scharf getrennte Idealtypen sich abstrahieren lassen. Daß auch der zweckhafte Typ unserer westlichen Anschauung ansprechende, ja sympathische Züge entgegenbringen kann, zeigt das Bild der Erzväter, Sokrates', Epiktets oder um von Neuzeitlichen zu reden, etwa Voltaires, Heines, Victor Hugos, Tolstois.

So wird die Erkenntnis menschlicher Qualitäten uns die Sicherheit der Wertung wiedergeben. Vor allem aber wird sie verhindern, daß in einseitiger Auslese die Mechanisierung fortfährt, Gesinnung zugunsten von Intelligenz zu vernichten; sie wird bewirken, daß ein Menschenschlag erhalten bleibt, dem die Welt ihre Schönheit, ihre Phantastik und höhere Ordnung verdankt.

Entspringt diese erste Forderung aus den Entstehungsbedingungen der Mechanisierung, so müssen die Wirkungsbedingungen dieser Kraft in entsprechender Weise zu umspannen und auszudeuten sein.

Mechanisierung entspricht wirtschaftlicher Notwendigkeit: verzehnfachte Bevölkerung auf unveränderter Bodenfläche verlangt neue Wirtschaftsmethoden. Der Kern der Mechanisierung ist der Produktionsprozeß. Er teilt mit andern undurchgeistigten oder irrationalen Prozessen ähnlicher Art — wie zum Beispiel dem Prozeß der persönlichen

Bereicherung oder des Ausbaus von Unternehmungen — die Tendenz, in unablässiger Selbsterregung den Umtrieb zu steigern, und zwar in doppelter Erhöhung: einmal so, daß die Produktionssteigerung die Bevölkerung verdichtet, und gleichzeitig die Verdichtung wiederum die Produktion erhöht; sodann in dem Sinne, daß die Menge der Verbrauchsgüter den Einzelverbrauch anregt und wiederum der vermehrte Einzelverbrauch neue Verbrauchsgüter verlangt.

Den ersten Kreislauf gemäß der Malthusdoktrin zu durchschneiden, ist wider die Natur und bleibt außer Betracht. Der zweite Kreislauf greift in geheiligte Gesetze nicht ein, er ist im Sinne der Natur willkürlich und daher auflösbar.

Mit dem Lächeln, das uns entlockt wird, wenn wir von der Freude ostafrikanischer Neger an preußischen Husarenjacken hören, werden unsere Nachkommen vernehmen, von welchem Warenhunger wir besessen waren. Ein Dritteil, vielleicht die Hälfte der Weltarbeit geht auf, um der Menschheit Reizungs- und Betäubungsmittel, Schmuck, Spiel, Tand, Waffen, Vergnügungen und Zerstreuungen zu schaffen, deren sie zur Erhaltung des leiblichen, zur Beglückung des seelischen Lebens nicht bedarf, die vielmehr dazu dienen, den Menschen dem Menschen und der Natur zu entfremden. Dies vor Augen zu stellen, genügt es, die Zahlen einer Produktionsstatistik oder eines mittleren Haushalts darauf zu prüfen, wieviel zum Glück und Leben notwendige Posten es enthält (wobei natürlich die Belastungen aus dem Privatmonopol städtischen Bodens als Geschäftskosten, nicht als notwendiger Verbrauch zu rechnen sind), oder in den

Fensterauslagen einer Hauptstraße die millionenfachen Nichtigkeiten zu betrachten, welche die Begierde der Menschen erregen und Tag für Tag mit saurer Arbeit erkämpft werden.

Es wurde erwähnt, daß die Frauen, die nicht bloß der Natur, sondern auch den Urvölkern näher stehen als wir, sich bereitwilliger blenden lassen vom Schimmer des mechanisierten Produkts, wogegen der Mann sich maßloser dem Genuß der Zivilisationsgifte hingibt.

Der primitive Irrtum, es sei zu befürchten, daß bei Beschränkung der Weltarbeit auf notwendige Produkte die Bevölkerung einen Teil ihres Lebensunterhalts verliere, kann hier unberücksichtigt bleiben; er bedeutet eine Abwandlung des alten Trugschlusses: Luxus sei notwendig, weil er Geld unter die Leute bringe.

So trägt die Welt einen großen Teil ihrer Mechanisierungslast freiwillig; sie wird sich in dem Maße entlasten, ihre Arbeitskraft und Muße beglückenderen Zielen zuwenden und die Zwangsgesetze der Mechanisierung durchbrechen, wie sie auf Nichtigkeiten und Schädlichkeiten verzichtet. Wer aber in diesen das erstrebenswerte Glück der Völker erblickt, dem sei es gegönnt, sofern er seine Torheit nicht andern zumutet.

Seltsam ist es, daß unsere so sehr zum Werten und Umwerten geneigte Zeit, die heute das Tanzen und morgen das Beten anpreist, heute das Trinken und morgen den Sport verurteilt, daß diese Zeit noch keine Regung des Gewissens verspürt hat angesichts der ungeheuerlichen Verschwendung an Arbeit, Geist und Rohstoff, deren der einzelne und die Gesamtheit sich schuldig macht. Ästhetisches

Ärgernis an dem Produktenwust hat mancher genommen; nun steht die Zeit vor der Tür, die in diesem Narrenkram das materielle Weltverbrechen erblicken und mit verständnislosem Grauen die Spielzeuge des XX. Jahrhunderts betrachten wird.

Es bleibt der dritte Versuch und die umfassendste Frage: wie dürfen wir die mechanistische Epoche bewerten, wenn wir sie im Bilde der Menschheitsentwicklung betrachten.

Niemals, seit Erschaffung des Planeten, war ein so großes Quantum irdischen Geistes in Bewegung wie heute. Die Zahl der menschlichen Gehirne steht im Zenit, und die Denkarbeit geht an die Grenzen ihrer Kräfte. Vom Denken werden alle Räder der Welt im Schwung erhalten, und setzte der sorgende Erdengeist acht Tage lang aus, so würde das rückwärts stürmende Getriebe alles Menschenwerk zerschmettern.

Auch die Mechanik des Denkens ist höher gesteigert als zu irgendeiner früheren Zeit. Denn das materielle Wissen ist gewaltig, die Menge der erkannten Zusammenhänge, der beobachteten Tatsachen, der verfügbaren Analogien unermeßlich. Vor allem aber sind wirksame, der Mechanisierung angepaßte Methoden und Formen des Denkens verfügbar, die früheren Zeiten unbekannt, heute von jedermann mühelos gehandhabt werden, vom Politiker, Dichter, Reporter und Landwirt. Beherrschend für unser Denkwesen ist die Form geworden, die man als Fluxionsmethode bezeichnen könnte. Sie besteht darin, daß die Erscheinung nicht mehr als ein fest Gegebenes angesehen wird, sondern als kontinuierliche Funktion veränderlicher Faktoren. Auf ihr beruht die mathematische Ana-

lysis, die Entwicklungslehre, die historische Betrachtungsweise, das naturwissenschaftliche Messen, die Statistik. In Verbindung mit ihr haben mathematisch-physikalische, philosophisch-kritische, vergleichend naturwissenschaftliche, mechanisch konstruktive, praktisch organisatorische Methoden sich der Geister bemächtigt, und neue Begriffe, Verständigungsmittel, Lehren und Sprachformen geschaffen. Und wiederum die neuere Sprache selbst, mit ihren zahllosen Formeln abstrakter Zusammenhänglichkeit, bildet ein kräftiges Triebwerk des mechanistischen Denkens. Deshalb ist es ein fruchtloses Beginnen, wenn Popularpropagandisten ihr den Rückweg zum handlichen Ausdruck des Altertums weisen wollen, indem sie nach feststehenden Rezepten Wort für Wort des mechanistischen Gefüges in falsche Bildlichkeiten umsetzen und das journalistische Gerippe ihrer Darstellung mit Theaterlappen behängen. Kraft der Sprache ist nichts anderes als Kraft der Gedanken; weggelassene Präpositionen ändern daran nichts.

Wenn so die Welt im Sinne des Denkens durch und durch vergeistigt erscheint, so möchte man glauben, daß ungeheure Erleuchtungen und Fernblicke, wahrhafte Seligkeiten des Geistes unserer Zeit beschieden sein müßten. Nichts dergleichen ist der Fall; schon die grenzenlose Spezialisierung macht es unmöglich. Denn wie in einem Bergwerk die Förderung verarmt, wenn die Längen und Verzweigungen der Stollen das Maß überschreiten, so gehen die unermeßlichen Erlebnisse und Entdeckungen jedes Tages, in Winkeln gestaut, dem Gesamtleben verloren. Gäbe es Geister, wie die Humanistenzeit zum letzten Male sie kannte, die

den Inbegriff unseres Wissens zu umspannen vermöchten: sie würden die Geistesbrücken niederbrechen sehen unter der Last des Wissens und zuletzt sich bescheiden, alles registrierend hinzunehmen, weil denn schließlich von einer jeden Wahrheit auch das Gegenteil wahr und erwiesen ist.

Aber die Natur sendet solche Geister nicht; schon deshalb nicht, weil in den überreichen und überfeinen Denkapparaten kein Organ sich findet, das anders wirkt als analysierend, angleichend, verwertend, kritisierend. Fast alles, was geschrieben wird, kennen wir, bevor wir es gelesen haben; von fast allem, was gedacht wird, wissen wir das Ergebnis, noch bevor es zu Ende gedacht ist. Es geht uns wie geübten Kartenspielern, die, wenn die ersten Blätter ausgespielt sind, voraussehen, wie die Partie verläuft, welche Zwischenfälle eintreten, ja welche Fehler gemacht werden. Niemals hat man das Wort Synthese so häufig vernommen wie in dieser Zeit; aber was sind diese Synthesen? Ähnlichkeiten, Analogien, Bilder, Symbole, Zusammenhänge; je fremdartiger, desto bekannter, je verstiegener, desto trivialer, nach stets den gleichen Rezepten aufgestellt, erläutert, verteidigt und bewiesen.

Hier liegt die tiefste Sehnsucht unserer Zeit, die ihren Sinn sucht. Unbewußt fühlt sie sich angewidert vom Denken, vom mechanistischen Denken; sie hat alles schon einmal gehabt und durchgrübelt, alles durchgeschätzt, jedes Gefühl sondiert und abgeleitet. Sie weiß, wie alle diese Rätsellösungen schmecken und wie lange sie vorhalten. Sie sehnt sich nach einem jenseits des Beweisbaren stehenden Sinn und schrickt davor zurück, weil er ihr will-

kürlich scheint; und er ist willkürlich, weil er nicht in ihrer Seele liegt. Deshalb blickt sie auf zu den Geistern, die göttliche Überzeugungen in ihren Seelen trugen, Plato, Paulus, Franziskus, Ekkhart, und kann doch die Überzeugungen nicht erwerben, weil sie diese Seelen nicht erwerben kann. Sie schafft sich Gemeinden, Tempel und Altäre, und empfindet verzweifelnd, daß sie das einzelne nicht glauben kann, weil sie alles glaubt, daß sie alles glauben muß, weil sie nichts glauben kann. Die Zeit sucht nicht ihren Sinn und ihren Gott, sie sucht ihre Seele, die im Gemenge des Blutes, im Gewühl des mechanistischen Denkens und Begehrens sich verdüstert hat.

Sie sucht ihre Seele und wird sie finden; freilich gegen den Willen der Mechanisierung. Dieser Epoche lag nichts daran, das Seelenhafte im Menschen zu entfalten; sie ging darauf aus, die Welt nutzbar und somit rationell zu machen, die Wundergrenze zu verschieben und das Jenseitige zu verdecken. Dennoch sind wir wie je zuvor vom Mysterium umgeben; unter jeder glatten Gedankenfläche tritt es zutage, und von jedem alltäglichen Erlebnis bedarf es eines einzigen Schrittes bis zum Mittelpunkt der Welt. Die drei Strahlungen der Seele: die Liebe zur Kreatur, zur Natur und zur Gottheit konnte die Mechanisierung dem Einzelleben nicht rauben; für das Leben der Gesamtheit wurden sie zur Bedeutungslosigkeit verflüchtigt. Menschenliebe sank zum kalten Erbarmen und zur Fürsorgepflicht herab, und bedeutet dennoch den ethischen Gipfel der Gesamtepoche; Naturliebe wurde zum sentimentalen Sonntagsvergnügen; Gottesliebe, überdeckt vom Regie-

betrieb mythologisch-dogmatischer Ritualien, trat in den Dienst diesseitiger und jenseitiger Interessen und wurde so nicht bloß unedlen Naturen verdächtig.

Es gibt wohl keinen einzigen Weg, auf dem es dem Menschen nicht möglich wäre, seine Seele zu finden, und wenn es die Freude am Aeroplan wäre. Aber die Menschheit wird keine Umwege beschreiten. Es werden keine Propheten kommen und keine Religionsstifter, denn diese übertäubte Zeit läßt keine Einzelstimme mehr vernehmlich werden; sonst könnte sie heute noch auf Christus und Paulus hören. Es werden keine esoterischen Gemeinden die Führung ergreifen, denn eine Geheimlehre wird schon vom ersten Schüler mißverstanden, geschweige vom zweiten. Es wird keine Einheitskunst der Welt ihre Seele bringen, denn die Kunst ist ein Spiegel und ein Spiel der Seele, nicht ihre Urheberin.

Das Größte und Wunderbarste ist das Einfache. Es wird nichts geschehen, als daß die Menschheit unter dem Druck und Drang der Mechanisierung, der Unfreiheit, des fruchtlosen Kampfes, die Hemmnisse zur Seite schleudert, die auf dem Wachstum ihrer Seele lasten. Das wird geschehen nicht durch Grübeln und Denken, sondern durch freies Begreifen und Erleben. Was heute viele reden und einzelne begreifen, das werden später viele und zuletzt alle begreifen: daß gegen die Seele keine Macht der Erde standhält.

Was rufen die Völker aller Zeiten einander zu? Erlebnisse ihrer Seelen. Was kümmern uns die Salben der Ägypter, die Ritualien der Juden, die Schlachtordnungen der Griechen, die Auspizien der Römer, die Alchymistereien der Scholasten?

Was ihre Seelen gelitten und geschaffen haben, ihre Gesänge und Bilder, Gesichte und Ahnungen, das besitzen wir als ein untrennbares Teil unser selbst. Was wir im Leben genossen, wenn die Seele unbeteiligt, was wir erduldeten, wenn die Seele unverletzt blieb, bedeutet nur einen Reiz und einen Schatten, zu flüchtig für die Erinnerung. Die Kunst, die unsern Nerven schmeichelt, der Gedanke, der nicht in die Tiefe klingt, die Handlung, die unsere äußere Erfahrung bereichert, sind tote Dinge.

Gleichviel, wie wir das Herz der Welt zu erfassen suchen: immer wird uns die Seele, unsere eigene Seele, entgegentreten. Nehmen wir das Körperliche als real und primär, so müssen wir aus Materie Geist, aus Geist Seele sich losringen sehen: denn das Atom ballt sich zur Zelle, und aus dem Widerstreit sich aufhebender Sensibilitätskeime wird Empfindung erkennbar; die Zelle vereinigt sich zum Menschen, und aus der Summierung gleichgerichteter Empfindungselemente wird Geist sichtbar; der Mensch verbindet sich zur Gemeinschaft, und aus der widerstrebenden Mannigfalt der Geister tritt die Seele zutage, die im Einzelmenschen wirkte, wie der Geist in der Einzelzelle, wie die Empfindung im Atom, unbefreit und dennoch lebendig. Nehmen wir das Ich als real und primär, so löst sich aus der Täuschung der Materie die bedingte Realität des Geistes, aus dem Geist die volle Realität der Seele, die sich aus der Trübung befreit, indem sie sich ihrer selbst bewußt wird. Nehmen wir das Ich und das Körperliche gleichzeitig als real und identisch, so erleben wir an uns selbst, aus der Erfahrung unseres Lebens, die Entwicklung vom

instinktiven Dasein der Kindheit zum geistigen Dasein der Jugend und zum seelischen Dasein der Reife.

Nichts anderes ist erforderlich als die Gewißheit des Lebens und Wertes unserer Seele; denn es handelt sich nicht darum, die Seele zu erzeugen, sondern zu entfesseln, und durch diese Gewißheit ist sie frei und des Aufstiegs fähig.

Diese Erkenntnis ist nicht neu, sondern sehr alt; wie denn alle Worte, die außerhalb alltäglicher Not der Geist im Laufe der Jahrhunderte der Menschheit zugerufen hat, stets das Gleiche bedeuten, nämlich: achte auf deine Seele. Hier bedürfen wir der Erinnerung deshalb, weil in einer Zeit, die sich ihrer Entseelung bewußt wird, solche Erfahrungen eine gewaltige Realität erlangen, eine Realität, die unabhängig von aller religiösen und philosophischen Vereinzelung dasteht.

Nein, es wird und kann nichts weiter eintreten als das Begreifen, daß die Seele wachsen kann, und daß es wiederum Dinge gibt, die sie verkleinern und vernichten können. Und dieses Begreifen wird nicht in Dithyramben oder Bußpsalmen ausklingen, sondern in Selbstgewißheit und Schweigen. Die heißen Wünsche der Menschen werden schweigen lernen, die Wünsche nach käuflichen Freuden, nach maßloser Bereicherung an äußeren Eindrücken, nach Beschleunigung des Lebensschritts, nach Extensivwirtschaft und Raubbau des Geistes. Nicht daß deshalb das Arbeitsleben und der Produktionsprozeß stillstände; denn auch wenn das Wertlose vom Wünschenswerten und Nötigen gesondert wird, bleibt noch viel, noch mehr als heute zu schaffen, um größere und gleichmäßigere Sorgenfreiheit der

Lebensführung zu sichern. Nicht ganz so leicht, und dennoch gewiß, werden die Begierden schweigen lernen, die den Menschen zum Sklaven der Meinung machen, die Freude am Neid, am Beifall, an der Beachtung; ohne daß es deshalb an Männern und Frauen fehlen wird, die aus Lust am Schaffen, an Verantwortung und Initiative Führerschaft leisten und erstreben. Schweigen lernen wird auch die Kunst; wie denn von jeher unaufdringlich und schweigend, und so der Natur vergleichbar, die großen Werke durch die Zeiten geschritten sind.

Zieht man die Umwälzungsgeschwindigkeit in Rechnung, an die uns das XIX. Jahrhundert gewöhnt hat, so wird man die Erwartung des neuen Zustandes der Menschheit, der sich von dem heutigen nicht wesentlicher unterscheidet als etwa der zeitgenössische haitianische vom zeitgenössischen englischen, nicht als utopisch bezeichnen. Freilich kann nicht zu gleicher Zeit die ganze bewohnte Welt ihn empfangen; vielleicht wird in Zentralafrika noch immer die Glückseligkeit des Warenhauses blühen, wenn in Deutschland das Geschrei der Modeneuigkeiten längst verstummt ist.

Wohl aber wäre es utopische Schwachheit, aus eigener Unzulänglichkeit die Kräfte ermessen zu wollen, die in der Menschheit das Reich der Seele einstmals auslösen wird.

Die mechanistische Entwicklung können wir ohne Staunen, ja ohne Geistesaufwand ein gutes Stück zukunftwärts weiterdenken. Ein hundertfach übervölkerter Erdball, die letzten asiatischen Wüsten angebaut, ländergroße Städte, die Entfernungen durch Geschwindigkeiten aufgehoben, die Erde

meilentief unterwühlt, alle Naturkräfte angezapft, alle Produkte künstlich herstellbar, alle körperliche Arbeit durch Maschinen und durch Sport ersetzt, unerhörte Bequemlichkeiten des Lebens allen zugänglich, Altersschwäche als alleinige Todesart, jeder Beruf jedem eröffnet, ewiger Friede, ein internationaler Staat der Staaten, allgemeine Gleichheit, die Kenntnisse des mechanischen Naturgeschehens ins Unabsehbare erweitert, neue Stoffe, Organismen und Energien in beliebiger Menge entdeckt, ja zu guter Letzt Verbindungen mit fernen Gestirnen hergestellt und erhalten: im Sinne der Mechanisierung die höchsten Aufgaben, alle lösenswert und vermutlich dermaleinst gelöst; wem macht es Schwierigkeiten, dies Bild künftiger Bequemlichkeit und Gelehrsamkeit beliebig auszumalen, und wen macht es glücklich?

Im Seelischen auch nur einen Schritt über das dem einzelnen Menschen gestattete Maß vorzudringen, ist unmöglich. Ein Grieche konnte sich durchaus, und ohne Enthusiasmus, das Fliegen der Menschen vorstellen, den Hamlet oder die IX. Symphonie konnte er sich nicht vorstellen, ebensowenig wie ein Mensch der Steinzeit sich die Freude an einer Gebirgslandschaft oder einer Brandung vorstellen konnte. Wir brauchen nicht über das Alter des Menschengeschlechtes hinauszugehen, um zu Zeiten zu gelangen, in denen die Seelengewalten unseres eigensten Lebens, die Liebe der Geschlechter, die Liebe zur Heimat, zu Eltern und Kindern, zu Gott und Natur noch nicht aus primitiven Instinkten hervorgetreten, somit im eigentlichen Sinne nicht erfunden und auch nicht vorstellbar waren.

Oft hat man die spielende Frage gestellt, was wohl ein großer Geist des Altertums wiederkehrend zu den Gestaltungen der neuen Zeit sagen würde. Wählt man für diese Rolle einen aufs Wesentliche gerichteten Geist wie den des Plato, so dürfte man fabeln: die Früchte der Mechanisierung würde er mit wechselndem Interesse hinnehmen, die höchste Kunst Europas der seinen verwandt empfinden, drei Dinge aber würde er als Offenbarungen verehren: die Lehre Christi, die germanische Naturbetrachtung und die deutsche Musik.

Hier verläuft eben eine der Grenzlinien, die das Gebiet des Geistes von freiern Gebieten sondern; sie ist zart, aber unüberschreitbar. Was vom Heraufdämmern des Seelenreiches in Gedanken und Worten materialisierbar ist, das haben wir gestreift; Glaubhaftigkeit kann nur im Mitklingen tieferer Schwingungen gesucht und gefunden werden, dialektische Beweise sind Überredungsmittel. Wollte man versuchen, eine alte, innere Überzeugung, eigentlich negativer Art, vom Wesen dieses Reiches, gedanklich zu übersetzen, so könnte man auf der Grundlage realistischer Weltanschauung abermals davon ausgehen, daß von der Geisteseinheit des Atoms zu derjenigen der Zelle, von der Geisteseinheit der Zelle zu derjenigen des Menschen, von der Geisteseinheit des Menschen zu derjenigen der Gemeinschaft eine immer wachsende und immer sich verengernde Angliederung stattfindet. Wie die Summierung zweier Geistesinhalte erfolgt, wissen wir nicht, denn das, was man eigentlich Mechanik des Geistes nennen müßte, ist uns vollkommen unbekannt. Wohl aber wissen wir, daß die Summierung zu einer sehr engen Verbindung führt, ja

daß der unendlich summierte menschliche Geist sich selbst als eine Einheit empfindet und nur durch besondere Beobachtung seine Vielfältigkeit entdeckt. Den nächsten Prozeß der geistigen Summierung, den des Menschengeistes zur geistigen Gemeinschaft, aber können wir beobachten; wir können den Gemeinschaftsgeist einer Ehe, einer Freundschaft, eines Stammes und Volkes, ja selbst einer Versammlung oder Gesellschaft entstehen sehen. Und hier entdecken wir, daß das eigentlich summierende Moment nicht in der ursprünglichen Gleichrichtung, sondern vielmehr in dem Streben nach Gleichrichtung, nach Zusammenhang und Verschmelzung, in der Aufhebung der trennenden Schranken, in der Beseitigung des Individuellen liegt. Dies summierende Moment wird uns objektiv hierdurch nicht bekannter, aber wir nehmen wahr, daß es von innen empfunden mit dem Mysterium der Liebe identisch ist.

Folgen wir nun den Analogien mit der Annahme, daß alle künftige Entwicklung abermals zur Verengung der geistigen Angliederung führen muß, so kehren wir von der Abstraktion zu der Urwahrheit zurück, daß die Aufhebung der individuellen Willenstäuschung das Reich der Liebe emporführt. Und dieses Reich der Seele und der Liebe kann tatsächlich auch das Reich Gottes genannt werden, weil es seinen Schwerpunkt vom geistig Individuellen in das seelisch Universelle verlegt.

Wiederholen wir nach diesen Erwägungen die Frage, welche Bedeutung der mechanistischen Epoche in der Evolution der Menschheit zuzusprechen sei, so bietet sich eine gesetzmäßige Analogie. So wie in der belebten Natur jeder Aufstieg

vom niedern zum höher gearteten Organismus durch große Not erschwerter Lebensbedingungen erzwungen wurde, so glauben wir zu wissen, daß die höchsten Menschenrassen ihren Aufstieg gleichviel welcher tausendjährigen Lebensschule verdanken. Die Natur aber gab sich mit der Bildung einer Auslese nicht zufrieden. Die Auserwählten mußten sich als Herrscher über die niederen Völker verbreiten, um sie zu führen, zu erziehen, ihnen neue Kräfte einzuprägen, schlummernde zu erwecken. Indem sie diese Aufgabe erfüllten, lösten sie sich auf, dem Urgesetz gehorchend.

Die neue Not, die nun begann, die Not der Verdichtung, der Mechanisierung und des Intellekttualismus, trägt etwas Größeres, Endgültigeres, Feierlicheres in sich als ihre Vorläuferinnen. Denn diese Not entspringt nicht physikalischen und klimatischen Umwälzungen; sie ist von der Menschheit selbst geschaffen, die nunmehr, hinreichend entwickelt, ihrem eigenen Inneren überlassen, mit den gleichen Mitteln sich Qualen bereitet und Erlösung sucht.

Vielleicht wird sie gezwungen sein, noch mehrmals ähnliche Erziehungen zu vollenden, indem es ihr obliegt, zurückgebliebene Völker emporzuheben; vielleicht soll ihre massenhafte Vermehrung nebenher dazu dienen, die Kulturaufgaben, denen europäische Kolonialarbeit so hilflos gegenübersteht, allmählich und ohne Einbuße eigenen Wesens durch Verschmelzung zu lösen; gleichviel: die Not der Mechanisierung hat ihre Gegenkräfte bereits erzeugt, und wir dürfen somit auch sie als eine der großen Schulungen der Erdengeschlechter ansprechen in der Zuversicht, daß sie in ihrer Einzig-

art das Große emporführen wird, von dem wir gesprochen haben. Ihr Beruf macht sie vergleichbar mit dem Leben einzelner Menschen, die, mit allen Kräften des Geistes ausgestattet, suchend ins Weite streben und schweigend heimkehren, weil sie ihre Seele gefunden haben, durch Verzicht und Gewinn doppelt bereichert.

1911

MAHNUNG UND WARNUNG

ÜBER ENGLANDS GEGENWÄRTIGE LAGE

Vorbemerkung

Gegenüber der Meinung derjenigen Deutschen, die in dem Vereinigten Königreich einen mäßig bevölkerten Inselstaat und einen gleichgearteten Mitberater des europäischen Völkervereins erblicken, ist es nützlich, die überragende Bedeutung dieser Macht, die seit den Zeiten des Römer- und des Frankenreiches ihresgleichen nicht gehabt hat, zuweilen ins Gedächtnis zu rufen. Der dritte Teil der bewohnten Erde steht unter Englands Botmäßigkeit oder Einfluß; Hunderte von Millionen Menschen reden seine Sprache und bewahren seine Kultur. Seine Flotte findet Stützpunkte an allen Küsten; ihre Übermacht vermag jeden Gegner aus den Meeren zu vertreiben. Englischen Gebieten entstammen zwei Drittel der Goldproduktion der Erde; englische Städte sind die Handels- und Marktzentren der Welt. Mit dem Kapitalreichtum des Landes kann Deutschland, mit seiner Geldflüssigkeit nur Frankreich sich messen, mit dem Umfang der auswärtigen tributpflichtigen Unternehmungen kein anderes Volk. Überlieferung, Gleichförmigkeit der Rasse und Kultur schaffen den einheitlichsten Volkswillen, den wir kennen; die Abwechslung zweier patriotischer und verantwortlicher Regierungsparteien verleiht der Politik

die Stetigkeit eines arithmetischen Mittels. Ein zum Aristokratismus neigender, tätiger und wohlhabender Mittelstand von ungemeiner Ausdehnung übt Körper und Geist in harmonischem Ausgleich und liefert einen Nachwuchs von Menschen, die Verantwortlichkeit erstreben und ertragen.

Hält man diese Verhältnisse vor Augen, so ergeben sich diejenigen Einschränkungen, deren die nachfolgenden Ausführungen bedürfen; denn diese beziehen sich auf Nachteile und Gefahren, denen das britische Reich gegenwärtig standzuhalten hat.

Da nun die äußere Machtstellung des Landes auf zwei Grundlagen beruht: dem Erwerbsleben und der Kolonialmacht, so sollen in gleicher Ordnung die nachstehenden Beobachtungen vorgetragen werden.

I. Wirtschaftliche Sorgen

Vom Handel, als der naturgemäßen, herkömmlichen und von den gegenwärtigen Verhältnissen weniger berührten Quelle englischen Erwerbes braucht in diesem Zusammenhange nicht gesprochen zu werden.

Beachtenswerter ist die Lage der englischen Industrie, deren relativen Rückgang ich in meinem letzten Buche zu beleuchten versuchte. Die Hauptursachen dieses Ermattens im internationalen Wettbewerb sind folgende:

1. Lebensgewohnheit und Erziehung. Der Engländer verlangt vom Leben ein höheres Maß von Muße und Erholung, auch in der Jugend, als der Deutsche. In der demütigen Tätigkeit des Lernens überschreitet er daher nicht gern eine gewisse Grenze

und verschmäht die gleichzeitig enzyklopädische und verzweigte Ausbildung des deutschen Studenten. Somit ist das technisch geschulte Beamtenmaterial der Engländer dem unsern nicht entfernt zu vergleichen, und keine Vermehrung technischer Lehranstalten wird hieran etwas ändern. Aber auch in der geschäftlichen Tätigkeit ist der englische Beamte unterlegen, denn er arbeitet zwei Stunden weniger als sein deutscher Konkurrent; er verlangt mindestens einen freien Nachmittag in der Woche, höhere Bezahlung und ein klar umschriebenes, von ungewöhnlichen und komplizierten Wechselfällen befreites Arbeitsgebiet.

Nun beruhen aber die neueren, vorwiegend wissenschaftlich gearteten Industrien, wie etwa Maschinenindustrie, chemische Industrie, Elektrizitätsindustrie, auf zwei Stützen: Technik und Organisation, das heißt: auf der Tüchtigkeit des technischen und kaufmännischen Beamten. Hieraus erhellt, warum England, bei aller seiner Stärke in älteren Industriezweigen, insbesondere in denjenigen, die Gebrauchswaren liefern, seine starke Stellung zunächst behauptet, während seine neueren Großindustrien, die vermöge erweiterter Arbeitsteilung die fertigmachenden Industrien mit Produktionsmitteln versorgen, hinter dem Ausland zurückbleiben.

2. Ein zweites Hemmnis englischer Industrien sind die Arbeiterorganisationen. Sie mußten die ganze soziale Versicherungsarbeit übernehmen, die durch unsere Sozialgesetzgebung verstaatlicht wurde, und haben daher eine ungeheure Stärke gewonnen. Diese Stärke, verbunden mit einem geschäftsmäßig praktischen Sinn, der nicht von Zukunfts-

staaten träumt, sondern heutige Lebensbedingungen zu beherrschen und anzupassen trachtet —, diese Stärke hat den Gewerkschaften die Kontrolle der englischen Industrie gesichert. Sie schreiben vor, ob und zu welchen Bedingungen gearbeitet werden darf, ob neue Maschinen eingestellt oder Betriebe erweitert werden dürfen. Diese Einwirkung hat den englischen Produktionsbedingungen die Elastizität geraubt, die ausländischer Wettbewerb erfordert. In Einschaltung darf hier bemerkt werden, daß aus dem Gegensatz der Wert unserer sozialen Gesetzgebung deutlich hervortritt. Eine Sicherung des Arbeiters gegen Gefahren und Alterssorgen wäre zwar sicherlich auch ohne gesetzliches Zutun, auf Grundlage privater Verbände zustande gekommen; aber diese Verbände hätten wahrscheinlich unsere Industrie zugrunde gerichtet. Die Gesamtheit der Industriellen hat daher keinen Anlaß, sich über die Belastungen dieser Gesetzgebung zu beklagen.

3. Überlieferung und Konservatismus, zwei Faktoren höchster Stärke, wo es sich um Regierungs- und Verwaltungsfragen handelt, sind der industriellen Entwicklung entgegengesetzt. Vornehmlich ist es die Fähigkeit der Amerikaner, in letzter Zeit auch einigermaßen der Deutschen, erhebliche Risiken und Ausgaben auf sich zu nehmen, um Betriebe zu verbessern, neue Arbeitsmethoden und neue Erzeugnisse einzuführen, neue Unternehmungen und Industriezweige zu schaffen. Der Engländer hingegen hat jahrzehntelang mit seinen älteren Industrien Glück gehabt, ja eine führende Stellung behauptet, ohne sich Sorgen um Geldbeschaffung oder wirtschaftliche Experimente machen zu müssen; so steht er Neuerungen unwillig und miß-

trauisch gegenüber, beauftragt allenfalls einen gewerbsmäßigen Sachverständigen — denn über eigene maßgebliche Kräfte verfügt er nicht —, ihm Gutachten und Berechnungen vorzulegen, und entscheidet sich erst dann für die Reform, wenn die Welt längst mit neuen Dingen beschäftigt ist. Auch dies fördert den industriellen Konservativismus, daß die Unternehmungen großenteils in den Händen Privater liegen, die nach altem Herkommen nicht gern an die Grenze ihrer Mittel herantreten, noch weniger aber Kredite zu beanspruchen wünschen, während unsere Aktiengesellschaften unter Mithilfe industriell veranlagter Banken sich ohne Bedenken und Schwierigkeit Anleihen oder Kapitaleinlagen beschaffen.

Versucht man, die drei Kategorien, die den verzögerten Fortschritt oder vergleichsweisen Rückgang englischer Industrie verschulden, auf ein Grundprinzip zurückzuführen, so wäre man geneigt anzunehmen, daß alter Reichtum, alte Kultur und alte Führerschaft England ungeeignet machen, die unterwürfigen Qualitäten des übertriebenen Lernens, der Vielgeschäftigkeit und der Konkurrenzgebarung anzunehmen, die modernes Erwerbsleben leider erfordert. England leidet unter seinen besten Eigenschaften.

Die Engländer selbst sind sich des Vorgangs deutlich bewußt, seiner Ursachen nicht. In erster Linie glauben sie, daß das System der technischen Erziehung reformiert werden müsse, während es sich in Wirklichkeit um Fragen der nationalen Lebensweise handelt. In zweiter Linie regt sich in allen Ecken des Landes die Neigung zu Schutzzöllen, denen ja vielfach die Kraft zugesprochen wird, er-

schlaffende Industrien zu halten, während sie in Wirklichkeit nur imstande sind, junge und aufstrebende Gewerbe in ihrer ersten Entwickelungszeit zu schützen und zu stärken.

Aus Besprechungen mit führenden Finanzleuten ergab sich nun die seltsame Tatsache, daß der Ruf nach Gewerbeschutz einstweilen durchaus nicht vorwiegend von Industriellen oder Arbeitern ausgeht. Diese beiden Berufsklassen vertreten vielmehr großenteils die nur innerhalb enger Grenzen zutreffende Ansicht, daß Schutzzölle die Verbrauchsgüter des Landes verteuern, woraus die einen schließen, daß die Löhne erheblich gesteigert werden würden, während die andern selbst bei gesteigerten Löhnen verschlechterte Lebensbedingungen befürchten. Danach macht sich wohl auf seiten der Händler und Cityleute die Erkenntnis geltend, daß ein schutzzöllnerisches England auf die Dauer nicht den Großhandel und die Hauptmärkte des Kontinents sich werde erhalten können, daß vielmehr diese Hauptquellen des nationalen Erwerbes vorwiegend von deutschen Häfen und Handelsplätzen abgefangen werden würden. Tatsächlich sieht England in dieser wichtigsten aller gegenwärtigen Wirtschaftsfragen sich vor die Wahl gestellt: entweder in gleicher Weise die fernere Entwickelung seiner Industrie seinem Handel und seiner Weltstellung zu opfern, wie es seine Landwirtschaft in der Mitte des XIX. Jahrhunderts geopfert hat, oder mit dem mangelhaften Hilfsmittel der Schutzzölle die Industrie zu verteidigen, auf die Gefahr hin, daß Handel und Handelsflotte, Warenverkehr, Geldverkehr und Märkte ernsthaft geschädigt werden.

In dieser schweren Besorgnis sind es, wie erwähnt,

merkwürdigerweise nicht so sehr die eigentlich betroffenen Industriellen, die Schutz fordern, als eine andere Klasse von Interessenten, die sich gleichfalls, aber auf gänzlich andersgeartetem Gebiete, in Bedrängnis fühlen — nämlich die Imperialisten.

II. Koloniale Sorgen

Es bezeichnet die seltsame Doppelheit englischer Politik, die nicht wie die unsre durch unüberbrückbare wirtschaftliche Gegensätze in Spannung gehalten wird, sondern nach Gelegenheitsgründen bald hier bald dort ein altes Prinzip verläßt, ein neues aufnimmt —, es bezeichnet diese Wendigkeit und Unbefangenheit, daß der Mann, der seiner Königin die Kaiserkrone von Indien aufs Haupt setzte, das Wort gesprochen haben soll: die Kolonien seien der Mühlstein an Englands Halse.

Die politischen Erben Disraelis, die heute imperialistische Ziele verfolgen, werden sich dieses gewichtigen Bildes bewußt, deutlicher als es dem kontinentalen Blick sich darstellt.

Denn wenn wir, von gewohnten Anschauungen ausgehend, die englische Weltstellung auf Seemannstüchtigkeit und Kolonialherrschaft zurückführen, so erblicken wir in der letzteren nicht nur den Inbegriff maritimer Stützpunkte und überseeischer Bundesgenossenschaften, sondern vor allem den Quell unversieglicher Schätze, die als Tribute, Gehälter, Pensionen, Handels- und Absatzgewinne dem Mutterlande zufließen. Diese wirtschaftliche Seite des kolonialen Imperiums verdient indessen eine etwas nüchternere Betrachtung.

Es wird kaum möglich sein, und wohl auch von

keiner Stelle der Verwaltung aus ernstlich versucht werden, die wirtschaftliche Bilanz des kolonialen Soll und Haben zahlenmäßig zu ziehen. Sowohl unter den Aktiven wie unter den Passiven würden Posten erscheinen, die sich jeder Berechnung entziehen: unter den ersteren der Wert des Handelsverkehrs, unter den letzteren die Erfordernisse für solche Anlagen, die sich spät, indirekt oder nie bezahlt machen, sowie für maritimen Schutz und kriegerische Unternehmungen. Indessen läßt sich aus einer Reihe übereinstimmender Zeichen schließen, daß diese Bilanz heute in hohem Maße passiv ist. Was zunächst zahlenmäßige Überweisungen aus den Kolonien anlangt, so finden solche in irgendwie beachtenswertem Maße überhaupt nicht statt.

Die Kolonien halten und bezahlen ihren eigenen Beamtenkörper, der aus einsässigen Persönlichkeiten besteht; das Militär, soweit es überhaupt von der Heimat gestellt wird, erhält und verzehrt seine Löhnung in dem Lande, wo es angesetzt ist; Kontributionen werden an das Mutterland nicht entrichtet. Dagegen verlangen viele Kolonien erhebliche direkte Zuschüsse aus der Heimat; sie verlangen die Finanzierung ihrer Anleihen, gleichviel ob diese zureichend, oder wie etwa die von Kapland, sehr mäßig fundiert sind; sie verlangen endlich gewaltige Geldmittel für Verkehrsanlagen, Bewässerung, Befestigung, Kriegführung, die entweder vorschußweise oder als verlorene Zuschüsse gewährt werden müssen. Daß der englische Handel aus den Kolonien erhebliche Vorteile zieht, ist unbestreitbar, und es fällt hiergegen nur wenig ins Gewicht, daß beträchtliche Unterstützungen an Dampferlinien gezahlt werden müssen. Auch englische Erzeugnisse finden

in den Kolonien Absatz: bis zu welchem Maße, ist schwer zu sagen, obgleich die Handelsstatistiken die Einfuhrziffern mit über 50 Prozent der Gesamteinfuhr nachweisen; denn zweifellos finden viele deutsche und amerikanische Produkte auf dem Umweg über England dort — eine zweite Heimat. So viel aber ist sicher, daß der koloniale Absatz keine Schätze abwirft; denn trotz mannigfacher Bevorzugung wirkt der internationale Wettkampf in den Kolonialgebieten mit rücksichtsloser Schärfe.

Als wahrscheinlich darf angenommen werden, daß die wirtschaftlichen Vorteile, die England aus seinen Kolonien zieht, sich in einem Verhältnis abstufen, das bei sehr zahlreicher und tätiger farbiger Bevölkerung seinen günstigsten Grad erreicht, während die überwiegend von europäischen Rassen besiedelten Länder der Heimat mehr und mehr national und wirtschaftlich verloren gehen; es dürfte daher Indien noch immer Englands wertvollster Besitz sein. Erscheinen somit die wirtschaftlichen Vorteile, die England der kolonialen Ausdehnung verdankt, begrenzt, so muß aus der politischen Betrachtung sich ergeben, welches Maß vernünftiger Berechtigung, mithin von Stabilität, dem Imperium innewohnt. Auch hier ergibt sich eine ähnliche Gesetzmäßigkeit insofern, als die Dichte und Bedeutung der weißen Bevölkerung in einer gewissen Proportionalität stehen zu den Sorgen, die der Heimat erwachsen.

Abermals zeigen die Kolonien mit dichter und vergleichsweise entwickelter farbiger Bevölkerung das günstigste Bild. Sie erweisen sich als gesicherter Staatsbesitz, dessen innere und äußere Verteidigung zwar aufmerksame Überwachung erfordert, der auch gelegentlich bei Wirtschaftskalamitäten durch Auf-

stände gefährdet werden kann, im allgemeinen aber, mit der Länge der Zeit, mit dem Ausbau von Verkehrs- und Verteidigungsmitteln dem Stammland immer enger angekettet wird.

Anders diejenigen Kolonien, die wie Südafrika infolge der Spärlichkeit oder Passivität der eingeborenen Bevölkerung eine gleichzeitige Besiedelung durch farbige und weiße Elemente erfordern. Überwiegt hier das dunkle Element, wie dies zumal bei beginnender Kolonisation entschieden der Fall sein muß, so entsteht innerhalb weniger Generationen eine moralische, vielleicht auch physische Niederziehung des Europäertums. Das beständige Beispiel des untätigen und amoralischen Eingeborenen, die schwer zu ertragende Gewöhnung an ein angeborenes Herrscherdasein, die Erziehung der Kinder in der Umgebung und Atmosphäre einer unterwürfigen Kaste — diese Faktoren scheinen zu einer inneren Entartung beizutragen, die zu weitgreifender Vermischung und Bastardisierung führen kann. So ist im Kapland der Stamm der Capboys entstanden, eine Mischlingszucht von Holländern und Negern, die in allen Abstufungen von Weiß zu Schwarz heute einen wesentlichen Bestandteil der südafrikanischen Bevölkerung bildet. Schreitet nun die Vermehrung der Eingeborenen und Mischlinge rascher voran als die der Europäer, so entstehen neue Wirrnisse. Denn auch die Farbigen haben im Zusammenleben mit den Weißen sich so weit gewandelt, daß sie gelernt haben, Ansprüche zu erheben; zunächst auf Teilnahme an der Verwaltung. Dr. Jameson, der Führer jenes berüchtigten Zuges gegen Johannesburg, der bis vor kurzem dem Kapministerium angehörte, vertritt mit Entschiedenheit die Berechtigung

der Farbigen zur Selbstverwaltung, indem er anführt, daß eine scharfe Grenze zwischen ihnen und den Weißen physisch überhaupt nicht mehr gezogen werden könne. So besitzen denn im Kapland die Farbigen tatsächlich das parlamentarische Stimmrecht, während andere Kolonien, wie z. B. Natal, wo das weiße Element vorherrscht, auf diesen Verfassungszustand des Nachbarlandes mit Abscheu hinabsehen und vornehmlich um seinetwillen von der Errichtung einer südafrikanischen Union nichts wissen wollen.

Es ist bekannt, daß die Strebungen der oberflächlich zivilisierten Eingeborenen sich noch weiter erstrecken, daß die äthiopische Bewegung, durch schwarze Missionare geschürt, Anhänger wirbt für die der Monroedoktrin nachgebildete These: „Afrika den Afrikanern". So sind denn heute ernste englische Beurteiler der Ansicht, daß das Land in absehbarer Zukunft zu wählen haben werde zwischen friedlicher Unterwerfung unter teilweise afrikanische Kontrolle oder schweren inneren Kämpfen. Mag dieser Hinblick zu dunkel erscheinen: so viel ist gewiß, daß nur eine Stärkung des hellen Elements, somit eine energische Förderung der Einwanderung und allmähliche Umwandlung der Länder in weiße Kolonien die inneren Reibungen beseitigen und die Verschmelzung der verschiedenartigen Verwaltungen zu einer einheitlichen südafrikanischen Kolonialorganisation ermöglichen wird. In gleichem Maße aber werden diejenigen neuen Gegenstrebungen dem Mutterlande gegenüber auftreten, die von allen weißen und zu einer gewissen Reife gelangten Kolonien gezeitigt werden, und die eine wirkliche Gefahr für das koloniale Imperium bilden.

Betrachtet man vergleichend die Vereinigten Staaten und Kanada, so erblickt man zwei Länder von nahezu gleichaltriger Geschichte und ähnlicher Flächenausdehnung, aber von sehr verschiedener Bedeutung. Das eine, stark bevölkert, eine politisch führende, wirtschaftlich unerreichte Macht von ungeheurem Wohlstand, das andere spärlich bewohnt, politisch ohne Existenz, verwaltungsmäßig abhängig, zwar mit zunehmendem Wohlstand, doch ohne überragende wirtschaftliche Bedeutung. So kann es nicht wundernehmen, daß die Bewohner es ablehnen, Klima und Boden allein für die verzögerte Entwicklung verantwortlich zu machen, sondern vielmehr in der Abhängigkeit von einem europäischen Lande den schwersten Nachteil erblicken. Diese Stimmungen finden offen Ausdruck; eine peinliche Szene auf einem Bankett in Washington gab vor wenigen Wochen die kennzeichnende Abbildung kanadischer Unabhängigkeitsgelüste.

England ist sich dieser zentrifugalen Tendenzen bewußt und bemüht sich, durch Freisinn, der fast an Schlaffheit grenzt, ihnen zuvorzukommen. Man kann in der Dezentralisation nicht weiter gehen, als hier geschieht. Selbst halbentwickelte Kolonialgebilde haben eigene Parlamente, eigene Gesetzgebung, Wirtschaftspolitik, Beamtenkörper. England und seinem Statthalter bleibt kaum etwas anderes als Veto und Exekutive. Aber alle Liberalität kann den Gedanken nicht zurückdrängen, der in allen weißen Kolonien auftaucht und Boden gewinnt: daß in sehr absehbarer Zeit an die Stelle des Vormundschaftsverhältnisses eine Union zu treten habe, die denn freilich in der Praxis andere Wege einschlagen könnte, als es den Programmen entspricht.

Was England heute den loslösenden Bestrebungen allein entgegensetzen kann, ist seine Flotte. „Hier habt ihr einen Schutz," so sagt Großbritannien, „den keiner von euch entbehren und den kein andres Land euch gewähren kann, denn die britische Flotte ist ein unerreichbares, jeder Nebenbuhlerschaft enthobenes Einzigtum." Auf diesem Nachsatz liegt das Gewicht. Denn er bezeichnet den Untergrund der englischen Flottenempfindlichkeit: mit jedem Schiff, das Deutschland baut, lockert sich ein Stein des britischen Kolonialgebäudes.

So ist es begreiflich, daß die imperialistische Partei sich nach neuen Mitteln umsieht, um die überseeischen Besitzungen sich fester zu verbinden; und es trifft sich seltsam, daß abermals der Gedanke des Schutzzollsystems sich darbietet. Hier aber erscheint er, den veränderten Zielen entsprechend, in neuem Kleide. Ein gemeinschaftlicher Zollring, der nicht nur auf die Produkte der Industrie, sondern auch der Landwirtschaft und der kolonialen Wirtschaft sich erstreckt, soll das gesamte britische Weltreich umschließen und eine gewaltige Produktionseinheit schaffen. Unter seinem Schutz sollen die Überseeländer das Heimatreich mit Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln versorgen und im Austausch Industrieprodukte erhalten.

Die Schwächen dieses gewaltigen Gedankens liegen offen zutage: er ist für beide Parteien unannehmbar. Abgesehen von der Frage, ob die Gemeinschaft in ihrer Produktion vielseitig und hinlänglich genug sein würde, um sich von der Umwelt genügend freizumachen: die Kolonien würden es auf die Dauer nicht ertragen, englische Erzeugnisse unter mono-

polistischen Bedingungen zu beziehen; und England, das keine erhebliche Landwirtschaft betreibt und sich noch heute vor lediglich industriellen Zöllen fürchtet, weil sie die Lebensführung verteuern, würde die Einbeziehung des Gesamtbereichs aller Konsummittel in die umfassende Zolleinheit sich nicht gefallen lassen. Die gewichtigen, im Vorangegangenen erwähnten Bedenken hinsichtlich Gefährdung des Handels und der Märkte bleiben überdies in verstärktem Maße geltend.

Von großer Bedeutung muß es aber erscheinen, daß von zwei ganz verschiedenen Seiten aus auf das gleiche Ziel hingearbeitet wird, wobei die Kolonialpartei mit großen Mitteln der Wühlerei und hohen Parolen sich bereits in Tätigkeit befindet, während die nach herkömmlichen ökonomischen Anschauungen vornehmlich interessierten Gruppen, nämlich die der Industrie, einstweilen noch zögern, aus der Deckung hervorzutreten und sich den Bundesgenossen zu vereinigen.

Als außenstehende Beurteiler können wir die englische Schutzzolltendenz nur als verkehrt betrachten, als industrielle Interessenten sie als schädlich empfinden; es stehen uns aber keine Mittel zu Gebote, sie abzulenken. Und wenn man auch im allgemeinen die englische Politik als vorbildlich insofern bezeichnen darf, als sie stets, gleichsam instinktiv, die wahren Bedürfnisse der Nation erfaßt und besorgt hat, so ist der Fall doch nicht auszuschließen, daß in Zeiten der Verlegenheit starke Konstellationen vermeintlicher Interessen die Entschlüsse bestimmen.

So sehen wir England heute von zwei schweren Sorgen erfüllt: der wirtschaftlichen und der kolonialen, denen zwei Mittel der Abhilfe gegenüberstehen; das eine — Schutzzoll — grundsätzlich durchaus durchführbar, aber vermutlich nicht heilsam; das andere — Flottenvermehrung — zweckentsprechend und geeignet, vielleicht aber nicht so bequem durchführbar, wie es auf den ersten Blick erscheint. Zwar ist die englische Flotte außerordentlich volkstümlich, der höchste Stolz der Nation; ihre Besatzung findet in der maritimen Bevölkerung reichlichen Nachwuchs; der Schiffbau ist unübertroffen; die Mittel zur Erhaltung und Verstärkung sind stets aufs freigebigste vom Parlament bewilligt worden — aber das Land ist heute nicht mehr so ausgabefroh wie früher, und opferwillig ist es nie gewesen. Wenn auch die Staatsbilanz mit einer Schuldentilgung von 18 Millionen glänzend erscheint, so ist der Überschuß doch nur eine Folge der Kriegssteuer, die noch immer gezahlt und ungern gezahlt wird. England könnte bei seinem großen nationalen Wohlstand ein erheblich vergrößertes Haushaltsoll ertragen; es will aber nicht höher besteuert sein, ebensowenig wie es die Last einer allgemeinen Wehrpflicht zu tragen gewillt ist. Dies verwöhnte Land macht seit Jahren schlechte Geschäfte und lebt nach unsern Begriffen über seine Verhältnisse: da sind neue Steuern die unliebsamste Ausgabe. So mußte auch die Heeresreform ein Stückwerk bleiben; sowohl die Einrichtung der Territorialarmee als die der Military Associations, die einen Teil der Lasten zu freiwilligen machen

sollen, scheinen Mißerfolge. Wenn daher auch häufig das Wort ertönt: „auf ein deutsches Schiff zwei englische", so äußert sich darin mehr ein Wunsch als ein Gelübde. Zweifellos kann England seine Flotte verstärken, wird sie verstärken und muß sie verstärken — aber das gegenwärtige maßlose Verhältnis der Übermacht kann auf die Dauer nicht erhalten bleiben.

In hohem Maße beachtenswert ist es, daß beide Sorgen, die industrielle und die koloniale, den Blick der Nation nach Deutschland hinüberlenken. Hier sitzt der Konkurrent und der Rivale. Aus allen Unterhaltungen mit gebildeten Engländern klingt es heraus, bald als Kompliment, bald als Vorwurf, bald als Ironie: ihr werdet uns überflügeln, ihr habt uns überflügelt. Und ein drittes gewichtiges Moment tritt hinzu, das wir uns in der Heimat nicht immer vergegenwärtigen: die Beurteilung Deutschlands, wie es sich dem Außenstehenden darstellt. Man blickt von außerhalb in den Völkerkessel des Kontinents und gewahrt, von stokkenden Nationen eingeschlossen, ein Volk von rastloser Tätigkeit und enormer physischer Ausdehnungskraft. Achthunderttausend neue Deutsche jährlich! Jedes Jahrfünft eine zusätzliche Bevölkerung nahezu gleich der von Skandinavien oder der Schweiz! Und man fragt sich, wie lange das blutarme Frankreich dem Atmosphärendruck dieser Bevölkerung standhalten könne.

So verkörpert und verörtlicht sich jede englische Unzufriedenheit — und es gibt

deren genug seit dem letzten Kriege — im Begriffe Deutschland. Und was bei den Gebildeten als erwogene Überzeugung auftritt, das äußert sich beim Volke, bei der Jugend, in der Provinz als Vorurteil, als Haß und Phantasterei in einem Umfange, der weit über das Maß unsrer journalistischen Wahrnehmungsfähigkeit hinausgeht.

Es wäre schwächlich und oberflächlich, wollte man glauben, daß kleine Freundlichkeiten, Deputationsbesuche oder Preßmanöver Unzufriedenheiten stillen können, die aus so tiefen Quellen fließen. Nur unsre Gesamtpolitik ist imstande, England wenigstens diesen Eindruck zu verschaffen, daß von Deutschlands Seite aus keine Verstimmung, keine Furcht, kein Expansionsbedürfnis und keine Offensive besteht. Die Massen werden hierdurch nicht überzeugt, wohl aber die Regierungen im Bewußtsein ihrer Verantwortung erhalten werden.

Ist es zutreffend, daß seit dem Aufhören der Eroberungskriege es vorwiegend ratlose Verlegenheiten gewesen sind, die europäische Konflikte veranlaßt haben, so ergibt sich von neuem der Anlaß, nichts zu versäumen, was zur politischen Beruhigung beitragen kann; in dem Bewußtsein, daß mit jedem Jahr, das vergeht, das maritime Machtverhältnis sich für uns günstiger gestaltet und hierdurch eine allmähliche Bekräftigung des Gleichgewichtes wiederum eintritt.

Diese Arbeit wurde während eines längeren Aufenthalts in englischen Territorien im Sommer 1908 geschrieben und als Denkschrift dem damaligen Reichskanzler überreicht.

POLITIK, HUMOR UND ABRÜSTUNG

Manto
Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

I.

Im Schachspiel wird derjenige siegen, dem der stärkste Gegenzug zur Verfügung steht. Der stärkste Gegenzug abei ist dadurch gekennzeichnet, daß er nicht nur Absicht und Angriffsplan des Gegners durchkreuzt, sondern gleichzeitig dem eignen Spiel neue Aussichten und Stärken schafft.

Eine dauernd defensive Staats- oder Geschäftspolitik muß Schaden leiden. Ein tüchtiger Geschäftsmann weiß, daß jeder Tag neue Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten bringt, während unerwartete Glücksfälle selten eintreten. Die Wirrnisse zu ordnen, die Unbequemlichkeiten zu beseitigen, genügt nicht: es müssen beständig neue Netze ausgeworfen werden, damit von hundert Losen eines gewinnt. Bei gleicher Einsicht und gleichem Fleiß wird von zwei Geschäftsleuten derjenige der erfolgreichere sein, der die meisten Eisen im Feuer hat. Wer sich darauf beschränkt, die Widernisse des Tages auszugleichen und Welle für Welle ruhig abzuwarten, den trifft zuletzt eine, die ihn niederwirft.

Hierin sind Staatsgeschäfte und Privatgeschäfte gleichzusetzen. Der Kaufmann fragt sich, wenn man ihm von Erfindungen oder Unfällen, von Ernten oder Gesetzesvorlagen erzählt: was kann ich daraufhin machen? und kauft oder verkauft, kündigt, leiht oder treibt ein, je nach seiner Meinung. Als man Bismarck die Nachricht vom zweiten Attentat brachte, fragte und klagte er nicht, sondern sagte bloß: jetzt haben wir sie! und meinte damit, über drei Gedankenschlüsse hinweg, den Zusammenbruch des Liberalismus. Das war vollkommene Genialität und Realpolitik: Genialität, weil im Handumdrehen

ein furchtbares und widerwärtiges Ereignis in das stärkste Triebmittel des eignen Willens verwandelt wurde; Realpolitik nicht nur im herkömmlichen Sinne der illusionsfreien Zweckfolge, sondern vor allem in dem Respekt vor der Realität der entschiedenen Tatsache und der gegebenen Lage. Jede neue Tatsache macht in der Welt unzählige Aussichten zunichte; sie erweckt aber auch unzählige neue zum Leben. Deshalb muß jede Tatsache in doppeltem Sinne geprüft werden: wie weit sie sich mit den früheren Absichten verträgt und wie weit sie neue Absichten zuläßt.

Was bedeutet überhaupt geschäftliche oder politische Genialität? Mir scheint, nichts andres, als daß in der Camera obscura des Geistes sich ein Weltbild darstellt, das alle wesentlichen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit unbewußt wiedergibt, und das daher auch gewissermaßen experimentell sich jederzeit verschieben läßt, so daß es innerhalb menschlicher Grenzen sogar das Bild der Zukunft aufweist. Dieser Vorgang der Weltbildung ist intuitiv und daher mühelos; er ist zwar an ein vorhandenes Erfahrungsmaterial gegenwärtiger und vergangener Tatsachen gebunden und läßt sich durch Nachforschungen und Erhebungen ergänzen; aber er läßt sich nicht erzwingen. Nach außen wird daher politische Genialität erkennbar sein einerseits als Kraftüberschuß, Freiheit und somit als Humor im Sinne jener Bismarckschen Regung (wenn unter dem Begriff des Humors die Souveränität gegenüber der Erscheinung verstanden werden darf); anderseits als zukunftwärts gewandter Blick, als Phantasie. Sicherlich muß hier Freiheit nicht mit Frivolität, Phantasie nicht mit Phantastik

verwechselt werden; Frivolität ist unsittlich, Phantastik irreal.

Politische Genialität aber wird nicht nur im Realen, sondern auch im letzten Sinne im Ethischen wurzeln: denn ihr Weltbild wäre nicht vollkommen, wenn es nicht auch den immanenten sittlichen Gesetzen Raum schaffte. Freilich wird diese Sittlichkeit sich nicht darin äußern, daß man jeder praktischen Frage gewaltsam eine moralische Seite abzwingt, wodurch denn gemeinhin aus einem Gebiete möglichen Irrens zwei gemacht werden.

Ein allzu sorgenvoller Kaufmann wird wenig Kredit erhalten, denn er läßt befürchten, daß seine Lebenskraft dem Gewichte der Widrigkeiten erliegt, und daß es ihm an Hilfsquellen fehlt. Wer Schwierigkeiten sucht, der wird wohl noch mehr finden, als er erwartet. Wer in allen kleinen Dingen eine ethische Seite sucht, setzt sich der Gefahr aus, in großen Dingen unethisch zu handeln. Wer jede neue Tatsache als einen Quell von Mühen und Unzuträglichkeiten betrachtet, wird sich über Mangel an Gelegenheiten beklagen.

Die beste Stimmung des Geschäftsmannes ist, wenn er sich sagt: es gibt keine Not, aus der sich nicht eine Tugend machen ließe.

II.

Die Bismarcksche Epoche hat uns in einem allzu saturierten Zustand hinterlassen. Deutschland glich einem Kaufmann, dem man für sein Geschäft viel Geld herausgezahlt hat, und den nun die Sorge, nichts zu verlieren, von neuen Unternehmungen abhält. Nachdem man bis 1870 ein

ärmliches, etwas abenteuerhaftes, aber hoffnungsvolles Leben geführt hatte, erwachte man als wohlhabender, gesättigter Bourgeois; freilich in unbequeme Grenzen eingeschlossen, die man vollkommen ausfüllte und von nun an verteidigen sollte, und inmitten ähnlich gefestigter Existenzen, die die ihrigen verteidigten. Die Zeit der Expansion war vorüber, die geographische Lage beklemmt. Nun beging man einen unbegreiflichen Fehler, dessen Gleichnis zu suchen man weit in der Geschichte hinaufsteigen müßte: man gestattete der Volksstimme eines Nachbarn, in jeder unbeschäftigten Stunde Racheschwüre auszustoßen, und gewöhnte sich in mißverstandener Höflichkeit daran, diesen merkwürdigen Zustand einseitiger Bedrohung als eine berechtigte Eigenart aufzufassen, bis er den Charakter eines allgemein gebilligten Gewohnheitsrechtes erhielt, das heute als eine der stärksten Wirklichkeiten der Weltpolitik einen Teil unsrer Handlungsfähigkeit lahmlegt.

Seit Bismarcks Abgang ist die deutsche Politik defensiv geblieben. Wir haben nicht ein einziges eigenes Aktivgeschäft abgeschlossen, und, was bedenklicher ist, nicht einmal eine größere aktive Aufgabe für unsre Politik gefunden. Den zahllosen Beteuerungen unsrer Friedensliebe hätten wir die beweiskräftige Formel hinzufügen können: weil wir nicht wissen, was wir uns wünschen sollen. Der größte Erfolg unsrer neueren Politik war dem letzten Amtsjahre des Fürsten Bülow beschieden: er bestand in dem Turnier für Österreich gegen Rußland und betraf unsre Interessen somit nur mittelbar. Inzwischen dient uns die der Finanz, nicht der Politik entsprossene Bagdadbahn in freudvollen und

leidvollen Tagen als fröhlicher, wenn auch einsamer Wetterfrosch.

Dankbar wurde es begrüßt, daß der fünfte Kanzler in seiner großen Rede über die Abrüstungsfrage das liberum arbitrium Deutschlands in weltgeschichtlichen Dingen emporhob. Er verschaffte dem unausgesprochenen Gedanken Geltung, daß zu einer Zeit, in der das Gleichgewicht der Nationen noch nicht endgültig stabilisiert sei, Krieg und Frieden nicht in die Hände von Kommissionen gehöre.

Um so mehr wird der erste Teil der Rede, die Behandlung der Abrüstungsfrage, die man besser eine Kontingentierungsfrage nennen sollte, Enttäuschung erweckt haben, denn hier konnte man glauben, die freudlose Ablehnung einer unzeitigen Belästigung zu vernehmen, und sich somit in eine mißgestimmte Defensive zurückversetzt fühlen, wo vielleicht ein guter Einfall oder wenigstens eine hoffnungsvolle Mitwirkung uns und der Welt einen Dienst erweisen konnte.

Denn abgesehen davon, daß das ungewöhnliche Interesse, das die Nationen der Frage entgegenbringen, ganz unabhängig von ihrem Inhalt, an sich eine Realität bedeutet, die zugreifende Aufmerksamkeit verdient: in der Kontingentierungsidee selbst liegt ein gesunder und keimkräftiger Kern.

Der Umfang der Rolle, die ein Staat auf dem Welttheater zu spielen berechtigt ist, bestimmt sich zu jeder Zeit durch eine Reihe von Gegebenheiten geographischer, physischer und moralischer Ordnung. Vorübergehend kann die tatsächliche Machtsphäre die Grenze der natürlichen Berechtigung überschreiten oder unausgefüllt lassen; auf die

Dauer wird Macht und Machtberechtigung, Ausdehnung und Ausdehnungsberechtigung sich die Wage halten. Mit 65 Millionen Einwohnern, starkem Landheer, leidlicher Flotte, bedeutendem Einkommen, hohem Stande der Zivilisation, des technischen Könnens und der ethischen Werte darf Deutschland territoriale und potentielle Ansprüche gegebenen Umfangs stellen; mit jeder Verschiebung eines dieser Faktoren ändert sich das Maß der Berechtigung, wenn auch die historische Gestaltung nur in Zeiträumen den Änderungen zu folgen vermag.

Der Gesamtzustand der Wehrfähigkeit sollte, wenn möglich, ein genaues Abbild des inneren Machtbegriffes darstellen. Die Zahlen der Land- und Seeheere müssen zur Bevölkerungszahl, ihre Kampfmittel zum Volkswohlstand und zum Stande der Technik, ihre Ausbildung und Tüchtigkeit zur Zivilisation und Ethik im Verhältnis des Abbildes zur Wirklichkeit stehen. Freilich liegt in diesem Verhältnis ein subjektiver Faktor, den ich den Anspannungsfaktor nennen möchte; denn tatsächlich kann ein vergleichsweise schwacher Staat seine Kräfte eine Zeitlang über jedes verständige Maß hinaus anspannen und sich einen Verteidigungszustand schaffen, der seine Verhältnisse übersteigt, während ein starker Staat, wie z. B. Nordamerika, im Vertrauen auf seine geographische Lage seine Kampfmittel in einer für europäische Begriffe ungewöhnlichen Schonung zu erhalten vermag.

Der Anspannungsfaktor kann somit an sich verschieden sein; indessen ist es keine Frage, daß der zügellose Wettbewerb der Nationen die Wirkung haben muß, alle Anspannungsfaktoren dauernd zu steigern und somit möglicherweise über lang oder

kurz sie für den einen, den andern oder alle unerträglich zu machen.

Es ist sicher schwierig, aber durchaus nicht hoffnungslos, Mittel zu finden, um auf dem Wege der Kontingentierung die kriegerische Anspannung auszugleichen und in erträglichen Grenzen zu halten, und in diesem Sinne ist der Gedanke der Abrüstung keine leere Utopie, sondern eine moderne und brauchbare Idee von entschiedener Tragweite. Gern gebe ich zu, daß möglicherweise die englischen Anreger ihren Vorschlag anders verstanden haben. Vielleicht wollten sie gar nicht Wehrkraft und innere Macht in ein dauerndes gesundes Verhältnis bringen, sondern im Gegenteil die heutige internationale Kräfteverteilung verewigen und jedem einen Rock schneidern, der mit der Zeit entweder zu eng oder zu weit werden muß; sie haben sich ja nicht allzu deutlich ausgesprochen. Gleichviel; in Geschäften muß man auch mißverstehen können; dann wird mitunter aus einem törichten Gedanken ein verständiger, man findet für freundliche Mitwirkung Anerkennung und für gute Laune Belohnung.

III.

In seiner Rede hat der Kanzler auf das Beispiel industrieller Syndikate hingewiesen und somit an kaufmännisch geschultes Denken appelliert; es darf deshalb in einer Ausführung, der ohnedies der Vorwurf theoretischer Betrachtung schwerlich erspart bleibt, der Versuch gemacht werden, zu ermitteln, wie weit kommerzielle Denkformen sich auf das Abrüstungsproblem anwenden lassen.

Zunächst würde man anstreben, das Problem klar

zu umschreiben. Ist dies in dem Sinne geschehen, wie oben angeführt, daß es sich nicht um eine Rangordnung der Nationen handelt, nicht um eine mechanische Minderung der Kontingente, sondern vielmehr um die Ermittlung eines Anspannungsverhältnisses, um die Anpassung der Streitkräfte an die Leistungsfähigkeit, so erkennt man sofort, daß die Aufgabe in zwei Teile zerfällt: einmal die Bindung des materiellen Aufwandes an das Vermögen, sodann die Bindung des Menschenaufwandes an die Bevölkerungszahl.

Sogleich erhebt sich eine Schwierigkeit. Denn es fehlt uns an Methoden, das Vermögen, ja auch nur das Einkommen eines Landes genau rechnerisch zu ermitteln. Indessen ist uns eine Größe bekannt, die in gewissem Sinne gleichzeitig ein Abbild des Volksvermögens und des Zivilisationsstandes darstellt: die Summe der öffentlichen Lasten, die sich aus allen direkten und indirekten Abgaben zusammensetzt. Diese Größe ist zwar nicht mit der Endsumme der Staatshaushalte identisch: einmal, weil in Deutschland zum Beispiel gewisse Beträge in den Einzelhaushalten verrechnet werden, die im Reichsbudget wiederkehren, sodann weil von den Staatsmonopolen in den verschiedenen Ländern nicht die Gesamtausgaben, sondern nur die reinen Überschüsse einzusetzen sind. Immerhin lassen sich ohne grundsätzliche Schwierigkeit Verrechnungsweisen feststellen, aus denen mit genügender Genauigkeit die Summe der Staatsausgaben — natürlich mit Ausschaltung des Schuldendienstes — hervorgeht.

Aufgabe nun wäre es, zu bestimmen, daß alle jährlichen Ausgaben für Land-, See- und Luftheer ein festes Verhältnis zur Gesamtausgabe des Staates

nicht überschreiten dürfen. Ein internationaler Rechnungshof hätte die Abrechnungen zu prüfen.

Nach kommerziellen Erfahrungen läßt sich diesem ersten Schritt ein zweiter anfügen: wenn man nämlich berücksichtigt, daß im allgemeinen solche Beschränkungen williger aufgenommen werden, die man nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft und gewissermaßen auf Zuwachs bemißt.

Geht man davon aus, daß in jedem Staat die Lasten für Heer und Flotte, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, einen gewissen Satz ausmachen, für den man etwa den in Deutschland bestehenden als Norm ansehen könnte; bestimmt man nun, daß der anderthalbfache oder doppelte Betrag dieses Normalsatzes als Höchstgrenze zu gelten habe, die in gewissen Staffeln erreicht, aber niemals überschritten werden dürfe — so wäre eine Beschränkung geschaffen, die zwar für den Augenblick unwirksam bliebe, die vielleicht aber schon nach einem Menschenalter den Druck der Rüstungsopfer wesentlich erleichtern könnte.

Rechnerisch übersichtlicher als die Anpassung des materiellen Aufwandes an den Volkswohlstand erscheint die Anpassung des menschlichen Aufwandes an die Bevölkerungsgröße. Denn diese ist durchweg aufs genaueste feststellbar und zumeist festgestellt, so daß es fast seltsam erscheinen müßte, wenn niemals der internationale Vorschlag gemacht worden sein sollte: ein Höchstverhältnis der jährlichen Aushebungen zur Bevölkerungszahl zu bestimmen, für das etwa dasjenige Frankreichs, als ein besonders vorgeschrittenes, zu wählen wäre.

Auch hier ließe sich die erste Beschränkung durch eine zweite steigern, indem man dazu schritte, sowohl eine maximale Dienstzeit für Heer und Flotte,

wie auch eine obere und untere Altersgrenze des kriegstüchtigen Alters zu bestimmen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser in vier Sätzen gezeichneten Umrißlinie sein, ein internationales Abrüstungsprogramm einwandfrei und gebrauchsfertig zu entwerfen; es genügt, wenn dargetan erscheint, daß gerechte und verständliche Vorschläge sich finden lassen, die einer großen und entwicklungsfähigen Macht keinen Abbruch tun, die eine freundwillige Mitarbeit in humanen Völkerfragen zu erkennen geben und es andern überlassen, sich zu entdecken, sofern es diesen nicht um die Sache selbst, sondern um Nebenabsichten zu tun war.

Gelingt es überdies, den Gedanken zu bekräftigen, daß in der Welt keine Tatsache und Realität in die Erscheinung treten kann, die, sei sie auch noch so verwirrend, sich nicht mit Lust und Humor zum Guten wenden ließe, so ist der Wunsch dieser Betrachtung erfüllt.

STAAT UND JUDENTUM

EINE POLEMIK

I.

Erwiderung auf einen Artikel des Herrn Geheimrat ***

Herr Geheimrat *** hat sich in freier und vornehmer Art über die Judenfrage geäußert. Er beginnt mit einer objektiven und weitgefaßten Analyse des jüdischen Geistes, kommt zu dem Schluß, daß eine Verschmelzung jüdischen Positivismus mit germanischer Transzendenz zu erstreben sei, und geht über zu den Ursachen der gegenwärtigen Absonderung.

Hier teilen sich unsre Wege zum ersten Male, denn *** erblickt den Inbegriff der trennenden Faktoren in der Synagoge.

Der heutige kultivierte Jude ist meines Erachtens weniger als irgend ein anderer zeitgenössischer Kulturträger vom Dogmatisch-Religiösen abhängig. Er betrachtet seinen Väterglauben als einen abgeklärten Deismus im Sinne der Philosophen des 18. Jahrhunderts, ist im mythologischen, historischen, exegetischen, dogmatischen, ja selbst im rituellen Bereich der geschichtlichen Nationalreligion wenig bewandert, und tritt in der Regel nur anläßlich der sakramentalen Handlungen des Lebens in Berührung mit der Religionsgemeinschaft. Ein so lockeres Verhältnis schafft keine Absonderung; sonst müßte sie bei den weitaus glaubenseifrigeren Katholiken fühlbarer sein als bei den Juden.

Die wahre Ursache der Trennung liegt in tiefer und alter Stammesabneigung.

Die Abneigung der Juden gegen die Germanen war in der Zeit der materiellen Bedrückung lebhaft, ja leidenschaftlich. Seit zwei bis drei Menschen-

altern stirbt sie ab und weicht bei den jüngeren Geschlechtern einer rückhaltlosen Anerkennung der Nation, der sie den wertvollsten Teil ihrer Geistesgüter verdanken.

Auf christlich-deutscher Seite ist die Abneigung bis vor etwa zwei Jahrzehnten stark angewachsen, und zwar in gleichem Maße wie die Zahl, der Reichtum, der Einfluß, der Wettbewerb, das Selbstbewußtsein und die Schaustellung der Juden fühlbar wurde. Seit der letzten Antisemitenperiode scheint die deutsche Abneigung stetig geblieben, vielleicht um eine Kleinigkeit rückgebildet zu sein.

Auf ein Erlöschen dieser Abneigung ist kaum zu hoffen, solange der Staat sie durch gegensätzliche Behandlung billigt, anpreist und rechtfertigt, und solange gewisse Stammeseigentümlichkeiten den jüdischen Deutschen seinem christlichen Landsmann erkennbar und verdächtig machen.

Es liegt nahe, den Juden anzuraten, durch eine energische Selbsterziehung, die schon seit einem Jahrhundert von vielen geübt wird, alle ablegbaren Seltsamkeiten zu beseitigen. Vor Jahren habe ich dies ausgesprochen in der Meinung, daß so die edelsten Gegenkräfte des Antisemitismus geweckt und hiermit im eigentlichen Sinne Not zur Tugend werde. Doch habe ich mir nicht verhehlt, daß es hart ist, Opfer als Gegenleistung für Bedrückung zu verlangen, und daß dieses Volksopfer lange Zeitläufte zu seiner Erfüllung braucht.

*** stellt ein solches Verlangen nicht; er empfiehlt den Juden nichts weiter, als zum christlichen Glauben überzutreten.

Trotz falscher Diagnose könnte immerhin das Heilmittel nützen. Versuchen wir daher einmal,

vorurteilsfrei festzustellen, was einem aufgeklärten Juden unsrer Zeit die Taufe bedeutet.

Ich glaube, daß die vier Evangelien dem gebildeten Juden so vertraut sind wie dem gebildeten Christen, und habe niemals einen Juden getroffen, der die Ethik des Neuen Testaments abgelehnt hätte. Einzelne glauben sie im Alten Testament enthalten, andere erkennen rückhaltlos ihre Überlegenheit über alle uns bekannten Sittenlehren an. Die Transzendenz des Christentums: Erlösung durch Liebe ist eine dem Judentum naheliegende Vorstellung, und die Göttlichkeit Christi im Sinne liberaler evangelischer Kirchenlehrer wird unter den Juden, die den Geist als Ausfluß der Gottheit fühlen, Bekenner finden.

Anders liegt es mit dem Bekenntnis der Taufe, dem Apostolikum. Ich weiß nicht, wie viele erwachsene evangelische Christen im Schoße ihrer Kirche verbleiben würden, wenn ihnen heute ein Modernisteneid im Sinne unbedingter Anerkennung des vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisses zugeschoben würde. Für den Juden liegt der Fall schwieriger: je selbstverständlicher ihm die inneren Heilswahrheiten der christlichen Glaubenslehre erscheinen, desto entschiedener sieht er sich auf das eigentlich Trennende des Bekenntnisses, auf die dogmatisch-mythologischen Bestandteile als die eigentliche, zu überschreitende Grenzlinie hingewiesen, und es wird nicht leicht sein, seiner Empfindung vernehmbar zu machen, weshalb diese überwiegend nachevangelischen Sätze, wie die von der Himmel- und Höllenfahrt Christi, über seine und seiner Kinder Lebenslage entscheiden sollen.

Dieser Konflikt wird von der staatlichen Kirche

empfunden und geflissentlich vertieft. Auf einer früheren Synodalversammlung wurde bei der Beratung der Bekenntnisfrage im Hinblick auf die Judenbekehrung offen ausgesprochen: es sei an der Zeit, die Türen zu schließen. Mit andern Worten: es sei angezeigt, die Gewissenszweifel jüdischer Proselyten zu benutzen, um ihnen den Zugang zur Kirche zu verstellen. Wieweit diese Taktik mit dem Geist der Evangelien zu vereinen ist, habe ich nicht zu beurteilen.

Wiederholt hört man sagen, es gäbe evangelische Geistliche, die es mit dem Glaubensbekenntnis so streng nicht nähmen. Insbesondere erklären getaufte Judenchristen fast übereinstimmend, in ihrem Falle sei es besonders milde hergegangen. Auf diese Betrachtungsweise einzugehen, verlohnt nicht. Sie steht auf der gleichen Stufe wie etwa eine Entschuldigung wegen Zollschmuggels in dem Sinne, daß der verantwortliche Beamte es an Vorsicht habe fehlen lassen.

Bedeutsamer für das Verhältnis des zeitgenössischen deutschen Juden zur Taufe als die Frage des Bekenntnisses ist ein zweites Moment. Jeder Staatsbürger weiß, daß mit der Zugehörigkeit zum Judentume nur bürgerliche Nachteile, mit Übertritt zum Christentume erhebliche Vorteile verknüpft sind.

Den Juden trifft ein sozialer Makel. In die Vereinigungen und den Verkehr des besseren christlichen Mittelstandes wird er nicht aufgenommen. Zahlreiche Geschäftsunternehmungen schließen ihn als Beamten aus. Die Universitätsprofessur ist ihm durch stille Vereinbarung versperrt, die Regierungs- und Militärlaufbahn, der höhere Richterstand durch offizielle Maßnahmen. In den Jugendjahren eines

jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.

Gleichzeitig aber erfährt er, daß ein Glaubensakt, gleichviel ob innerlich gerechtfertigt oder äußerlich herbeigeführt, seine Abstammung zu verdunkeln, seinen Makel zu tilgen, seine bürgerlichen Nachteile zu beseitigen vermag.

Daß der generationsweise wiederkehrenden, täglich erneuten Versuchung, die dieser eigenartige Ausfluß unsrer Staatsweisheit herbeiführt, ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz der deutschen Juden erliegt, offenbart meines Erachtens die stärkste Eigenschaft des modernen Judentums. Ich weiß, daß Menschen, die sich von ganzem Herzen zum Christentume hingezogen fühlen, auf die äußere Zugehörigkeit verzichten, weil sie mit Belohnung verbunden ist. Diesem Verzicht liegt die Überzeugung zugrunde, daß ein ideeller Schritt seine Reinheit verlieren muß, wenn er zu materiellen Vorteilen führt; eine Erwägung, die nicht ganz zu der Vorstellung paßt, die man gemeinhin von der kühlen Berechnung des jüdischen Geistes sich bildet.

Die Forderung der Taufe enthält somit für den gebildeten und gewissenhaften Juden eine doppelt schwere Zumutung: sie legt ihm auf, ein altertümlich-dogmatisch gefaßtes Glaubensbekenntnis abzulegen, von dem er weiß, daß gerade die Verlegenheit, die es ihm bereitet, zur Beibehaltung beiträgt; sie legt ihm ferner auf, sich als einen Menschen zu empfinden, der von der Ablehnung seines Väter-

glaubens geschäftlich oder sozial profitiert; und zu guter Letzt nötigt sie ihn, durch den Akt löblicher Unterwerfung sich einverstanden zu erklären mit der preußischen Judenpolitik, die nicht weniger bedeutet, als die schwerste Kränkung, die ein Staat einer Bevölkerungsgruppe zuzufügen vermag. Denn man vergleiche alle Maßnahmen, die von der preußisch-deutschen Politik gegen Volksgruppen selbst in der Gegenwehr oder im Zorn ergriffen worden sind, gegen Polen, Welfen, Dänen, Elsässer: niemals hat man gewagt, eine dieser Gruppen in ausnahmsloser Gesamtheit sozial zu entwürdigen.

In diesem Zusammenhange darf und muß es ausgesprochen werden: die der preußischen Judenpolitik zugrunde liegenden Vorstellungen sind rückständig, falsch, unzweckmäßig und unsittlich.

Rückständig: denn alle Nationen westlicher Kultur haben diese Vorstellungen aufgegeben, ohne Schaden zu erleiden.

Falsch: denn Maßnahmen, die gegen eine Rasse gedacht sind, werden gegen eine Religionsgemeinschaft gerichtet.

Unzweckmäßig: denn an die Stelle der offenkundigen Verjudung, die bekämpft werden soll, tritt die latente, und zwar auf Grund einer üblen Auslese; gleichzeitig wird eine große, konservativ veranlagte Volksgruppe in die Opposition getrieben.

Unmoralisch: denn es werden Prämien auf Glaubenswechsel gesetzt und Konvertiten bevorzugt, während hunderttausend Staatsbürger, die nichts anderes begangen haben, als ihrem Gewissen und ihrer Überzeugung gefolgt zu sein, in ungesetzlicher Weise und durch kleine Mittel um Bürgerrechte verkürzt werden.

Ich wage fast zu hoffen, daß Geheimrat *** mir hierin recht geben wird: wenn man die Wahl hat, eine ungesunde und unhaltbare Staatsraison zu beseitigen oder eine halbe Million Menschen zum Glaubenswechsel zu bewegen, so sollte man es zunächst einmal mit dem einfacheren Mittel versuchen.

Die deutschen Juden tragen einen erheblichen Teil unsres Wirtschaftslebens, einen unverhältnismäßigen Teil der Staatslasten und der freiwilligen Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsaufwendungen auf ihren Schultern. Sie hätten die Mittel in der Hand, um eine unvernünftige Staatsräson in kürzester Zeit unmöglich zu machen. Daß sie in weit überwiegender Zahl staatsfördernd gesinnt bleiben, beweist einen Gemütszug, der praktischem Christentum nicht unähnlich sieht.

Wie dem auch sei: die preußische Judenpolitik hat ihre Glanzzeit überschritten, die mit dem Kampfe Bismarcks gegen den Liberalismus zusammenfiel. Ein Industriestaat von der Bedeutung unsres Reiches bedarf aller seiner Kräfte, der geistigen und materiellen; er kann auf einen Faktor wie den des deutschen Judentums nicht verzichten. Noch ehe ein Jahrzehnt vergeht, wird der letzte Schritt zur Emanzipation der Juden geschehen sein.

Man kann nicht sagen, daß die deutschen Juden das erste Jahrhundert ihrer beginnenden Freiheit schlecht angewendet haben. Kulturell und materiell haben sie zum Wohl ihres Vaterlandes beigetragen. Ist der Makel sozialer Ungleichheit getilgt, so ist damit auch der offizielle Teil der Volksabneigung gegen die jüdischen Deutschen beseitigt und der Weg zum herzlichen Verständnis gebahnt. Undankbarkeit und Herzlosigkeit sind niemals Fehler des semitischen Blutes gewesen.

II.

Sendschreiben an Herrn von N.

Ihre Ausführungen haben mich deshalb interessiert und angezogen, weil sie in knapper, klarer und ehrlicher Sprache die normale Auffassung des preußischen Staatsbeamten, Offiziers und Standesherrn, somit des herrschenden Preußentums, darlegen. Dieses Preußentum liebe und bewundere ich als Preuße und als Mensch; das kann mich aber nicht hindern, es mit offenen Augen anzuschauen und rückhaltlos die Stimme zu erheben, wenn es mir zu irren oder zu fehlen scheint. Hierbei darf ich das Vorrecht ausreichender Unparteilichkeit, das ich Ihnen gern zugestehe, auch für mich beanspruchen. Vor einigen zwanzig Jahren hätte es mir Freude gemacht, Soldat bleiben zu dürfen; heute ist mein Alter und mein Tätigkeitskreis nicht mehr derart, daß der Wunsch nach staatlicher Förderung mich beunruhigen könnte.

Ihre Darlegung steht und fällt mit der Behauptung, daß der deutsche Jude anders geartet und in entscheidenden Eigenschaften weniger wert sei als sein uransässiger Landsmann, daß seine staatserhaltende Veranlagung und seine staatsfördernde Befähigung nicht zureiche. Die weiteren Voraussetzungen: daß ein gesitteter Staat berechtigt sei, ihm unbequem scheinende Elemente mit kleinen und unverfassungsmäßigen Mitteln zu bekämpfen, daß er „den Sack schlagen und den Esel meinen" dürfe, das heißt, eine Religionsgemeinschaft abwehren, um eine Blutsgemeinschaft fernzuhalten; daß er Gewissenskonflikte seiner Bürger schüren dürfe, indem er auf Glaubenswechsel Prämien setzt; daß er

überzeugungstreu Gebliebene benachteiligen dürfe zugunsten mobilerer Elemente — diese Voraussetzungen, die mir durchaus nicht einwandfrei erscheinen, treten gegen den ersten Satz in den Hintergrund.

Ich müßte demnach wohl den Nachweis zu erbringen suchen, daß die deutschen Juden nicht „in jeder Beziehung anders gestaltet", daß sie nicht, praktisch betrachtet, menschlich und staatlich minderwertig sind.

Ich verzichte darauf, diesen Beweis anzutreten. Nicht deshalb, weil es hart ist, daß jemand, dessen Vorfahren, Familie und Person sich seit Menschenaltern redlich bemüht haben, dem Lande zu nützen, seinen Bürgern Arbeit zu schaffen und seine Wirtschaft zu heben, sich gegen den Vorwurf wehren muß, minderwertiger Insasse zu sein. Ich bin der Kritik und Selbstkritik zugänglich und habe sie in der von Ihnen erwähnten Schrift geübt, indem ich den deutschen Juden minderer Kultur eine Reihe von äußeren Schwächen und Mängeln vorhielt.

Ich verzichte deshalb, weil die Ablenkung auf allgemeine Prinzipienfragen den Tod jeder realpolitischen Erörterung bedeutet.

Nur drei Bemerkungen zu der Minderwertigkeitsfrage seien mir im Vorübergehen gestattet.

Erstens. Meines Erachtens sollte niemals ein Einzelner ein Verdammnisurteil über einen ganzen Kulturstamm aussprechen. Wie oft ist von Franzosen und Engländern über Deutsche, von Deutschen über Franzosen und Engländer, über Polen, Russen, Österreicher, Italiener der Stab gebrochen worden. Solche allgemeine Kritiken haben nicht den Wert politischer Urteile, denn sie sind getrübt

durch die Begrenztheit der Erfahrung, durch persönliche Vorliebe und Abneigung und häufig durch zufällige Erlebnisse. Den Juden gegenüber wird das Urteil vorwiegend zum Identitätsurteil: denn in der Regel wird nur der unkultivierte Jude als Jude erkannt und getadelt.

Zweitens. Juden erscheinen als neuerungsliebend nur da, wo man sie schlecht behandelt, und das ist menschlich. Das Gegenteil wäre Charakterlosigkeit. In Ländern der Gleichberechtigung, in England, Frankreich, Italien, Amerika gehören sie zu den staatlich positivsten Elementen. Daß das Judentum überhaupt besteht, verdankt es dem strengsten Konservatismus, den die Geschichte kennt.

Drittens. Sie schätzen die Intelligenz der Juden. Ich teile Ihre Ansicht, daß Intelligenz erst in Verbindung mit ethischen Werten Bedeutung erhält. Mangelt es den Juden nun in so hohem Maße an ethischen Werten, daß sie deshalb zur Ausübung jeglicher staatlichen Autorität unmöglich wären, so müßte sich dieser Mangel wissenschaftlich, statistisch, geschichtlich fassen lassen. Polen, Slowenen, Rumänen, Serben, sie alle sind regierungsfähig: die Juden sind es nicht. Oder sind sie es am Ende doch? Verdankt nicht England seine Imperialpolitik einem Juden, dessen Standbild vor der Westminsterkirche steht? Haben nicht Frankreich, Italien, Rußland, Österreich und sogar Preußen ein paar ganz tüchtige Minister jüdischen Blutes gehabt? Im westlichen Auslande sind weit mehr Stammesdeutsche als Juden ansässig. Wie wäre es, wenn am Ende gar die Statistik der Regierenden zugunsten der Juden ausschlüge?

Aber genug hiervon. Ich weiß, daß Sätze von

einer gewissen Allgemeinheit nicht widerlegbar sind, und will deshalb getrost für den Augenblick einmal annehmen, die Juden seien ethisch, politisch, sozial ein minderwertiges Element, somit erheblich tiefer stehend als etwa die österreichischen Polen und Tschechen. Was bedeutet dies — um Ihrer wissenschaftlichen Anschauungsweise zu folgen — wissenschaftlich?

Zur Bekleidung eines höheren militärischen, richterlichen oder gouvernementalen Amtes in Preußen sind gewisse Vorbedingungen der Erziehung, der Bildung, des Charakters und des Physischen entscheidend. Nicht alle Preußen erfüllen diese Bedingungen. Nehmen wir also das Verhältnis der Regierungsfähigen auf 20 Prozent an, so können wir bei wissenschaftlicher Betrachtung nicht mehr tun, als das gleiche Verhältnis bei den Juden auf die Hälfte, also auf etwa 10 Prozent herabzusetzen. Was bestimmt nun die preußische Verwaltungspraxis dazu, diese 10 oder x-Prozent einfach zu ignorieren?

Ihre Ausführungen zeigen genügend Geschmack und Aufrichtigkeit, um zu erklären, weshalb Sie das landläufige Argument verschmäht haben: der jüdische Vorgesetzte hat keine Autorität. So viel Autorität wie der getaufte Jude darf der ungetaufte unter allen Umständen beanspruchen. Wäre es anders, so hieße das: der Untergebene treibt Religionsverfolgung auf eigene Faust, und die Remedur hätte bei ihm zu beginnen.

Ein anderer Einwand wäre plausibler: der Prozentsatz der Verantwortungsfähigen unter den Juden ist gleich Null oder verschwindend klein. Hier kann ich mich auf kein besseres Gegenzeugnis berufen als auf das der preußischen Regierung. Sie

bestellt und befördert jährlich Dutzende von Juden, die durch die Taufe weder an Fähigkeit noch an Zuverlässigkeit gewonnen haben. Sie bekleidet diese Schützlinge mit aller ihr zustehenden Autorität, übernimmt die Verantwortung für ihre Amtshandlungen — und fährt nicht einmal schlecht dabei.

Dies führt mich zur Erledigung eines dritten Einwandes, desjenigen, den Sie zu dem Ihren gemacht haben: das Eindringen des jüdischen Geistes muß verhindert werden.

Gäbe es unter den kultivierten Juden einen solchen jüdischen Geist, so hätte er den mit Juden reichlich verschwägerten preußischen Adel und die mit getauften Juden stark durchsetzte Staatsbeamtenschaft längst ergriffen. Sie werden ebensowenig wie ich Klagen darüber gehört haben, daß durch Männer wie Simson, Friedberg, Friedenthal, Moßner die preußische Justiz, Verwaltung und Armee mit sogenanntem jüdischen Geist infiziert worden sei.

Die Tatsachen liegen einfach und mit klaren Worten gesagt wie folgt:

Die Regierung wehrt sich gegen das jüdische Element und schützt Unbrauchbarkeit der Juden vor. Die Religionsfrage spielt, wie sie selbst zugesteht, keine Rolle.

Nun hat sie aber nicht die Courage oder nicht die Findigkeit gehabt, sich der getauften Kategorie zu erwehren, und die Brauchbarkeit dieser Kategorie beweist a fortiori die Brauchbarkeit der ungetauften und somit die Unwahrhaftigkeit des Vorwandes.

In dem neulich veröffentlichten Aufsatz habe ich es vermieden, die letzten Ursachen dieser hilflos-brutalen politischen Tendenz zu erörtern, denn

meine Ausführungen waren nicht gegen sie gerichtet, sondern gegen den etwas zu handgreiflichen Vorschlag des Herrn Geheimrats ***: alle Juden möchten sich taufen. Da Sie, verehrter Herr v. N., den Regierungsmaßnahmen, meines Erachtens unzutreffende, ideelle Motivierungen unterstellen, so muß ich erwidern, daß die wahren Ursachen lediglich in der Furcht der in Preußen herrschenden Klasse vor liberalem Wettbewerb zu finden sind.

Die Judenpolitik ist nichts weiter als der letzte Ausdruck der gegen Unzünftige gerichteten Interessenpolitik der beiden herrschenden Kasten. Sie selbst sagen mit dankenswerter Offenheit: „Unsre Familien haben den preußischen Staat geschaffen, wir arbeiten seit zweihundert Jahren daran, wir sollen nun Ihnen eine führende Hand an der Staatsmaschine lassen?"

Ich antworte Ihnen darauf offen und ohne eine Spur von Ironie: Dies ist das einzige Argument, das sich hören läßt, für das ich ein gutes Teil Sympathie hege, und das einer Verständigung zugrunde gelegt werden kann. Es ist richtig, daß der preußische Adel das leider absterbende alte Preußentum geschaffen hat, es ist richtig, daß er einen prächtigen, zum Regieren im älteren Sinne überaus geeigneten Stamm bildet, es ist hart, daß er seine hundertjährigen Vorrechte, mit wem es auch sei, teilen soll.

Begnügen Sie sich mit diesem starken Argument, das zum Verständnis und zum Herzen spricht, und bedecken Sie es nicht mit dem Mantel einer Stammeskritik, die bei einzelnen auf Grund zufälliger Erlebnisse und begrenzter Erfahrung echt sein mag, die aber im Angesicht von tausend persönlichen Freundschaften und Ehebündnissen zerflattert.

Denn trotz mancher Schwächen, die Standesherren und Emporkömmlinge sich wechselweise vorzuwerfen haben, vertragen Adel und Judenschaft sich gar nicht so schlecht, und die Ägis der Stammesfeindschaft wird vorwiegend nur dann geschüttelt, wenn Interessen aufeinanderplatzen.

Sagen Sie uns offen und ehrlich: wir fürchten eure Konkurrenz; bekämpfen Sie uns, wenn Sie wollen, aber mit ritterlichen Waffen. Beschimpfen Sie uns nicht. Nicht Sie blicken in unsre Herzen, und es ist das härteste, was der Mensch dem Menschen zurufen kann, wenn er sagt: Dein Blut, deine Seele, deine Gesinnung hat keinen Teil an unsrer Gemeinschaft, du bist und bleibst anders geartet, unedel, fremd.

Den Kampf aber werden Verhältnisse entscheiden, nicht Menschen. Eine aufrichtige und unsittliche Politik kann keinen Bestand haben, die preußische Judenpolitik aber wird noch früher an ihrer Unzweckmäßigkeit scheitern als an ihrer Ungerechtigkeit.

Hier muß ich nochmals auf Ihr Wort zurückgreifen: „Unsre Familien haben den preußischen Staat geschaffen."

Als Ihre Familien den Staat schufen, da trugen sie ihn auch, denn der Staat war ein Agrarstaat, und sie besaßen den Grund und Boden. Heute tragen sie ihn nicht mehr, denn Preußen sowohl wie das Reich sind Industriestaaten geworden; die Landwirtschaft kann die achtmalhunderttausend Deutschen, die jährlich geboren werden, weder beschäftigen noch ernähren. Noch weniger kann sie die Lasten erschwingen, deren Staat und Reich zu ihrer Erhaltung und Verteidigung bedürfen.

Wert und Bedeutung der Landwirtschaft lasse ich unangetastet. Sie aber werden nicht leugnen können, daß Handel und Industrie, die entscheidenden Faktoren unsrer Wirtschaft, auf dem Bürgertum und nicht zum mindesten dem jüdischen Bürgertum beruhen. Und deshalb können Sie den Elementen, die die Wirtschaft erhalten, auf die Dauer nicht die Mitwirkung an der Verwaltung versagen.

Regieren ist heute nicht mehr dasselbe, was es vor hundert Jahren war. Es ist nicht mehr patriarchisches Verwalten anvertrauter Menschen und Dinge. Regieren heißt heute: führen und Initiative ergreifen; diese Initiative muß ethisch und ideell, sie muß aber auch geschäftlich sein.

Gleichzeitig ist die Kriegführung zur Technik geworden. Sie beruht nicht mehr allein auf Manns-zucht und Bravour; Erfindungsgabe und Initiative geben den Siegen der neueren Zeit eine intellektuelle Färbung.

Die bewährten Stärken unsrer beiden regierenden Kasten, des erblichen Beamtentums und des Adels, sind Treue, Zucht und Überlieferung. Ob diese Geschlechter auf der ganzen Linie einzuschwenken und den neuen Aufgaben gegenüber Front zu machen vermögen, ist mehr als zweifelhaft, denn Überlieferung und Neuerung schließen bis zu einem gewissen Grade einander aus. Bei Aufgaben vorwiegend geschäftlichen Charakters, welche aus kolonialen, auswärtigen und finanziellen Problemen sich ergeben, hat die preußische Verwaltungstradition schon mehrfach versagt.

Ein Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen kann verlangen, daß die führenden Stellen im Staatswesen von allerersten Talenten, die ver-

antwortlichen Stellen von befähigten Spezialisten besetzt werden.

Tausend herrschende Familien können selbst bei hoher und spezialisierter Begabung weder an Zahl, noch an Beschaffenheit den gewaltig gesteigerten Verbrauch an Verwaltungskräften decken. Kein gerecht denkender Mensch wird diesen Familien ihre Verdienste zu schmälern, ihre entschiedene Mitwirkung bei den höchsten Staatsaufgaben zu beseitigen wünschen. Wollen sie aber dauernd die Staatsmaschine monopolisieren, so werden die Verhältnisse sich stärker erweisen und diejenigen Abhilfen eintreten lassen, die den widerspenstigen Konservatismus Preußens schon mehrmals, wenn auch in hartem Anstoß, zurechtgerückt haben, und die man demgemäß sehr wohl als Fügungen bezeichnen durfte.

Deshalb bleibe ich bei meiner Überzeugung und Zuversicht: der Staat kann auf keine seiner geistigen und sittlichen Kräfte verzichten; er muß und wird dem Bürgertum im weitesten Sinne, und somit auch den Juden, die Mitwirkung an den gemeinsamen Arbeiten zugunsten des Staatswohls gewähren, und dies in kürzerer Zeit, als die Beteiligten annehmen. Erkannte Notwendigkeiten schreiten rasch zur Erfüllung; jetzt ist der Zeitpunkt, sie auszusprechen.

III.

Erwiderung auf das Schreiben eines befreundeten Grundbesitzers

Erstaunt war ich, das volkstümliche Kennwort des „Staates im Staat" von meinem Freunde aufgenommen zu sehen; denn er selbst blickt auf seiner und seiner Gemahlin Seite auf zwei stattliche

Reihen jüdischer Vorfahren zurück, deren nationale Gesinnung bekannt ist. Gleichviel. Sehen wir zu, was die Lehre von der Internationalität der Juden bedeutet.

Schwerlich gibt es heute noch einen ernsten Beurteiler, der behauptet, im Kriegsfall möchten sich die deutschen Juden auf die Seite des Feindes stellen. Ebensowenig habe ich je den Vorwurf gehört, sie hätten gelegentlich in Friedenszeiten mit einer auswärtigen Macht zu liebäugeln oder anzuzetteln gesucht, um Deutschlands Stellung oder Politik zu erschüttern.

Die Sinnlosigkeit der Unterstellung wird doppelt einleuchtend, wenn man die unvorsichtigen Vergleiche mit Polen, Elsässern und Dänen prüft, denn diese Vergleiche enthüllen sich als Gegenbeweise. Polen, Elsässer und Dänen blicken auf außerdeutsche politische Zentren; die Polen auf ihr altes Königreich, die Elsässer auf Frankreich, die Dänen auf Dänemark. Wollte man unter den Juden selbst den geringen Einschlag der Zionisten politisch fassen, so könnte man nur sagen, daß es sich um ein Auswanderungsideal handelt. Eine Absplitterung deutscher Landesteile zugunsten eines jerusalemitischen Staates hat wohl noch niemand befürwortet oder befürchtet. Es bleibt also für die überwiegende Mehrzahl der Juden die Tatsache offenkundig, daß sie außerhalb des Reiches kein politisches Zentrum oder Ideal kennen, während die deutschen Katholiken, deren Nationalitätsgefühl kaum angezweifelt werden dürfte, jenseits der Alpen ein anerkanntes religiöses Zentrum verehren, das sich politisch durchaus nicht immer teilnahmslos verhält.

Während man nun ganz mit Recht Polen, Elsässer

und Dänen als gutgläubig national so lange anerkennt, bis sie selbst den Gegenbeweis erbringen, hat man sich in aller Ruhe daran gewöhnt, die Juden ohne die Spur eines Anhalts des Antinationalismus zu beschuldigen und ihnen den Rechtfertigungsbeweis zuzuschieben; ja man geht, wie die Ausführungen meines Freundes zeigen, noch weiter und hält den durch bürgerliche Minderung bestraften Unverdächtigen drohend das Beispiel der verdächtigen und unbestraften Fremdnationalen entgegen.

Der Jude soll durch die Taufe den Nachweis der Loslösung erbringen; Loslösung wovon? Von seiner Familie? Seiner Religion? Nein: von seiner Nation. Wo liegt diese? Gewerbsmäßige Antisemiten haben den Humor, zu antworten: in der Alliance Israélite; indem sie nämlich eine wenig bekannte internationale Wohltätigkeitsanstalt mit den Schrecken des Freimaurertums ausstatten. Was würden wohl die deutschen Katholiken antworten, wenn man von ihnen verlangte, sie möchten durch Übertritt zur evangelischen Kirche den Nachweis ihrer Loslösung von ausländischen Religionsorganisationen erbringen?

Ich will meinen Widerpart nicht dialektisch widerlegen, sondern mich mit ihm verständigen. Deshalb komme ich ihm einen Schritt entgegen und nehme an, er habe folgendes gemeint: die Juden stellen die Einheit der Abkunft, die Einheit der Religion und der Familie über die nationale Einheit; sie sind daher schlechte Staatsbürger.

Der erste Teil des Satzes, den ich auf Grund meiner Erfahrung bei zivilisierten Juden aufs entschiedenste bestreite, läßt sich weder für diesen, noch für irgendeinen andern Volksteil beweisen oder

widerlegen, abgesehen davon, daß es eine unwürdige Zwecklosigkeit ist, seinem Mitmenschen in die tiefsten Falten seines Gewissens nachzuspüren. Politisch entscheidend ist der zweite Teil: sind die Juden schlechte Staatsbürger, oder sind sie es nicht?

Da ist zunächst daran zu erinnern, daß wir nicht mehr im Zeitalter der Gefühlsbehauptungen, sondern in einer wissenschaftlich forschenden Epoche leben. Die fanatische Beschuldigung der Brunnenvergiftung und Hostienschändung führt heute nicht mehr Tausende zur Folter und zum Tode. Wir haben die Möglichkeit, Massenbeschuldigungen versuchsmäßig zu prüfen. Wo ist nun das Material politischer oder kriminaler Statistik, das auch nur den Verdacht schlechter Staatsbürgerschaft bei den Juden rechtfertigt? Können fünfmalhunderttausend leicht erkennbare, statistisch überwachte, scharf beobachtete Menschen ein nationales Vergehen so heimlich verbergen, daß kein Reagens sich trübt und kein Zeiger ausschlägt? Und hat man das Recht, in einem wissenschaftlich genannten Zeitalter so unbewiesene, ja negativ widerlegte Massenbehauptungen zur Grundlage einer Politik zu machen?

Weiter. Die deutsche Judenschaft ist in Handel und Wandel, in Besitz und Kultur so eng an das Wohlergehen der deutschen Länder und des Deutschen Reichs geknüpft, daß kaum ein andrer Teil des Volkes in gleichem Maße leiden würde, wenn die politische Macht Deutschlands sich senkte. Viele der kultivierten Länder bieten den Juden bessere wirtschaftliche Aussichten als Deutschland, fast alle bieten ihnen größere Rechte. Wenn sie dennoch ihr wirtschaftliches und kulturelles Dasein an das Land ihrer Heimat gekettet haben: ist es dann wahr-

scheinlich, daß sie dem Geschick dieses Landes gleichgültig oder übelwollend gegenüberstehen?

Aber genug der negativen Beweise. Was ist denn eigentlich nationale Gesinnung und Betätigung? Besteht sie lediglich in unterwürfigen Redensarten oder aggressiven Liedern? Dann gebe ich die der Juden gerne preis. Oder besteht sie in liebevoller und hingebender, aufopfernder und freier Kulturarbeit zu Ehren und zum Segen des angestammten Landes? Dann möge der aufstehen, der vor Gott und Gewissen behaupten kann, daß die deutschen Juden ihr Maß von Kulturarbeit nicht ehrlich und reichlich erfüllt haben, daß sie nicht mehr zu Deutschlands Hoheit, Glück und Ehre beigetragen haben als alle berufsmäßigen Antisemiten zusammengenommen. In diesem Zusammenhang ziemt es kaum und beschämt es fast, vom Materiellen zu reden. Dennoch sei die Nebenfrage gestellt: was geschähe wohl, wenn die armselige halbe Million deutscher Juden einmal zehn Jahre lang die Mittel, die sie den Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt, den Aufgaben der Forschung und den Werken der Kunst zuwendet, bis zum Eintritt besserer Zeiten aufspeichern wollte? Manches wohltätige Werk bliebe ungeschehen, manches Problem ungelöst, und die deutsche Kunst, so sagen mir einige ihrer hervorragenden Vertreter, könnte auswandern.

Soviel von nationaler Gesinnung. Doch da ich im Zuge bin, möchte ich noch das Argument eines Staatsbeamten erwähnen, das mir der Beachtung wert schien. Er sagte: „Ja, wenn wir die Juden zulassen — — wo wollen wir die Grenze finden?"

Das, meine Herren, ist Ihre Sache. Stellen Sie hohe Anforderungen. Scheiden Sie unerbittlich

jeden aus, dessen Herkunft, Erziehung, Gesinnung Talent oder Charakter Ihnen den mindesten Zweifel läßt. Überwachen Sie die Ausgewählten mit doppelter Strenge. Und wenn das Material, das Ihrer gewissenhaften Prüfung standhält, noch immer Ihnen zu umfangreich erscheinen sollte: — dann freilich haben Sie recht gehabt, wenn Sie bei Ihrem notorischen Überfluß an Talenten in allen Verwaltungszweigen bisher eine so schroffe Enthaltsamsamkeit üben.

Zum Schluß möchte ich neben meinen Gegnern und Fürsprechern auch der Zahl derer danken, die mir versicherten, meinen Ausführungen könne man wohl beistimmen, an eine Änderung der bestehenden Dinge könne jedoch in absehbarer Zeit nicht wohl gedacht werden. Gewiß, so scheint es. Aber bedenken Sie wohl: wenn heute im Land und Reich die Dinge anders lägen, die Vollberechtigung der Juden durchgeführt wäre, wie in England, Frankreich, Italien, wer würde ihre Aufhebung beantragen? Wer würde von solchem Antrag Erfolg erwarten?

Auf der Gewalt der Trägheit beruhen heute diese Dinge, nicht auf Sinn und Recht, Not oder Gesetz. Deshalb kann trotz Lauheit, Schwäche, Gleichgültigkeit und Übelwollen die Minderung des Rechts und die Beugung des Gesetzes keinen Bestand haben. Und wenn wohlwollende Anhänger der Gewohnheit mich mit der Beständigkeit des Herkömmlichen vertrösten, so antworte ich ihnen im Vertrauen auf eine immanente Gerechtigkeit: Das Herkömmliche an sich kann sich noch lange halten, auch wenn es schon seinen Sinn verloren hat; jedoch nicht mehr, wenn es zum Unrecht geworden ist. Wer es als Un-

recht erkannt hat und dennoch stützt, der macht sich zum Mitschuldigen.

Von den Juden erhoffe ich, daß sie auch während der Dauer ihres Minderrechts unablässig an ihrer Selbsterziehung arbeiten, in allen guten Tugenden mit ihren christlichen Landsleuten wetteifern und in verdoppelter Liebe ihrem Lande dienen. Ihres guten, wohlerworbenen und ungesetzlich verkümmerten Rechtes mögen sie gedenken, nicht in Groll, aber in Zuversicht. Gott wird's richten.

IV.

Schlußbemerkung

Eine unpolemische, aber persönliche Bemerkung mag diese Kontroverse aufklärend beschließen.

Ich kämpfe nicht für den jüdischen Reserveleutnant.

Ich bedaure auch nicht den Juden, der sich staatliche Verantwortung wünscht und sie nicht erhält. Wer Verantwortung sucht, der hat sie; vor sich, vor Menschen, vor Gott. Wer Einlaß erbittend sich an Stellen begibt, wo man ihn nicht haben will, tut mir leid; ich kann ihm nicht helfen.

Ich kämpfe gegen das Unrecht, das in Deutschland geschieht, denn ich sehe Schatten aufsteigen, wohin ich mich wende. Ich sehe sie, wenn ich abends durch die gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unsres wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkeit kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Ausschließlichkeit be-

richten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdamenbemerkungen zusammenzuckt. Eine Zeit ist nicht deshalb sorgenlos, weil der Leutnant strahlt und der Attaché voll Hoffnung ist. Seit Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als diese; das stärkste aber, was in solchen Zeiten geschehen kann, ist: das Unrecht abtun.

Das Unrecht, das gegen das deutsche Judentum und teilweise gegen das deutsche Bürgertum geschieht, ist nicht das größte, aber es ist auch eines. Deshalb mußte es ausgesprochen werden. Das beste aber wird sein, wenn jeder von uns in sein menschliches, soziales und bürgerliches Gewissen hinabsteigt und Unrecht abtut, wo er es findet.

1911

ENGLAND UND WIR

EINE PHILIPPIKA

Schicksalskriege sind Examina, die ein Staat durchmachen muß, um in eine höhere Klasse versetzt zu werden. Die Kriege des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Wilhelms I. haben Brandenburg-Preußen-Deutschland zum souveränen Staat, zur europäischen Macht, zur Großmacht und zur Weltmacht vorschreiten lassen. Eine kontinentale Hegemonie hat Deutschland unter Bismarck kurze Zeit ausgeübt; sie war nicht ausreichend befestigt und wurde uns genommen.

Seitdem ist Deutschland zum volkreichsten, heereskräftigsten, reichsten und industriellsten Lande Europas erwachsen; seine Bevölkerung beläuft sich auf 65 Millionen Menschen, sein Heer auf $1^1/_2$ Millionen Streiter, sein Vermögen auf 300 Milliarden, seine Gütererzeugung auf 50 Milliarden Mark.

Deutschland hat keine politischen Bestrebungen. Es begnügt sich mit einem knappen Sechstel des europäischen Einflusses, ist einverstanden, wenn Frankreich, das nur im Bodenumfang mit ihm sich messen kann, gelegentlich die entscheidendere Stimme im Konzert führt, und versagt sich, teils aus Trägheit, teils aus mangelnder Tradition, auswärtige Ziele. Dagegen kann es nicht vermeiden, seinen Verbrauch und seinen Absatz zu sichern, seinen Handel und seine Kolonien zu schützen. Dies aber sind Verrichtungen einer Seemacht, und somit muß Deutschland den Rang einer Seemacht beanspruchen.

Die Frage ist nun, ob uns dieser Rang ohne erneutes Examen eingeräumt wird, und das Seltsame besteht auch hier: daß unsere ernstesten Entschlüsse von den andern gefaßt werden.

Frankreich, ein Staat, der niemals Realpolitik

betrieben hat, der nicht wissen will, was ist, und nicht zugeben will, was er weiß, Frankreich spielt mit der Hoffnung, uns in den Halbschatten einer mitteleuropäischen Mittelmacht zurücksinken zu sehen. Zu schwach, um diesen Rückschritt zu erzwingen, begeht unsere schöne Nachbarin frauenzimmerliche Wege und gibt sich jedem männlichen Beschützer hin, wenn er verspricht, den Räuber ihrer Ehre zu züchtigen. Einen Angriff von Frankreich haben wir nicht zu fürchten, es sei denn, daß es ein versteckter Angriff Englands ist.

England, das klügste und wahrhaft politische Volk der Erde, versteht die Lage vollkommen. England haßt uns eigentlich nicht, aber es empfindet unsern Aufstieg als eine vierfache Gefahr. Denn

erstens fühlt es sich technisch-industriell überflügelt;

zweitens glaubt es sich verpflichtet, gegen jede sich entwickelnde kontinentale Vormacht einzuschreiten;

drittens wird sein koloniales Gebäude innerlich erschüttert, wenn die Alleinherrschaft zur See den Wert des geschichtlichen Dogmas verliert;

viertens wird das Wettrüsten zu kostspielig und bei stetig wechselnder Technik im Erfolge ungewiß.

Der Krieg, den England zu führen hätte, wäre somit ein Präventivkrieg; eine Kategorie, die Bismarck ablehnte.

Endete der Krieg mit einer entschiedenen Niederlage Deutschlands, so hätte England eine Reihe

von Jahren Ruhe. Die inneren Ursachen der englischen Besorgnis wären jedoch nicht endgültig beseitigt, denn sie liegen nicht in der Politik, sondern in den Kräften des deutschen Volkes begründet. Kriege würden daher so lange sich periodisch wiederholen, bis der Weg der Weltentwicklung diese Rivalität erledigte.

Jeder andere Ausgang des Krieges kann außer Betracht bleiben. Wie er aber auch fiele: immer läge der Hauptvorteil auf der Seite der Vereinigten Staaten, und die amerikanische Wirtschaftsfrage käme in ein so verändertes Stadium, daß möglicherweise alle andern Ergebnisse sich ihr unterordneten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solche Argumente jetzt, in diesem Augenblick, mit höchster Klarheit und Unerschrockenheit in London erwogen werden. Und es ist menschlich bedeutungsvoll, wie ein edles Volk, in eine ihm fremde Rolle gepreßt, mit seinen Empfindungen kämpft. Denn England ist seit zwei Jahrhunderten gewohnt gewesen, jede Frage vor seinen kurulischen Stuhl hintreten zu lassen und gemächlich zu entscheiden. In seinen Räumen ist viel diktiert und geordnet, viel gefordert, manchmal gedroht, selten angeboten und niemals gebeten worden. Unerhörtes hat man in Beratungen und Kongressen erreicht, häufig zugegriffen, wo es zu okkupieren gab, vorbereitete Eingeborenenkriege mit Entschlossenheit begonnen und beendet: eine Politik der Phantastik, der Leidenschaft, des Abenteuers und der Verzweiflung war der Dogenweisheit dieses Landes fremd. Nun vernimmt man schon unenglisch heiße Zeitungsrufe; die zwie-

spältige Regierung war im Herbst dem Wagnis nahe, und nur der mächtige Citybürger und Gentrymann bewahrt seine hundertjährige Gelassenheit.

Ein einzigartiger englischer Zug: als politischer Herold erscheint vor Beginn des Kampfspieles der Freund des Premiers, Lord Haldane, in Berlin, Krieg und Frieden in den Falten seines Überrockes tragend. Und bald nach seiner Heimkehr bietet nochmals, zum letzten- und zum allerletztenmal, in öffentlicher Rede der Seeminister die Treuga Dei, den Gottesfrieden, quartalsweise mit gesetzlicher Kündigung aus.

Es wäre eine törichte Verkennung, in diesen fast ländlich einfachen Mitteln Tücke oder Windbeutelei zu suchen. Der Englischmann ist klug, aber nicht fein; er hält nicht gerade jedes Versprechen, aber er ist kein Schwindler. In keinem Lande ist die persönliche Lüge so verpönt wie dort; will der Engländer intrigieren, so bezahlt er mit schwerem Geld ein paar schwarze Halunken; sich selbst zu prostituieren, ist er zu stolz, zu reich und zu fromm.

Berlin ist nicht die Stadt des politischen Humors. Der Kaiser hat ihn; aber fünfundzwanzig Jahre auswärtiger Erfahrung bestimmen ihn zu der Erkenntnis, daß Geschäfte nicht von zwei Seiten aus verantwortlich geleitet werden können. Der Halbkonstitutionalismus, die absonderliche und vorbildlose Staatsform, in der wir leben, geht von dem Begriff einer gouvernementalen Erbweisheit aus. Daher hat sie die Eigenschaft, alles geschäftsmäßige Denken durch verwaltungsmäßiges Denken zu ersetzen und jede politische Teilnahme, ausgenommen die wirtschaftlich interes-

sierte, im Volke zu töten. Preußen erzeugt fortwährend vorzügliche Verwaltungsbeamte; dagegen hat es in hundert Jahren nur einen einzigen bedeutenden Staatsmann der auswärtigen Politik hervorgebracht. Und dieser war ein Abseitiger, aus der Regierung zweimal Entlassener; durch einen dynastischen Zufall gelangte er in die Geschäfte und hinterließ nach mehr als einem Menschenalter keinen Jünger. Während dieses Jahrhunderts aber war England imstande, in jeder Generation eine doppelte Besetzung erster Staatskünstler und Diplomaten sich zu halten.

Daß in dem ungewohnten Augenblick, wo England schwankt und seine im Innern bedrängte Regierung bei uns die Auskunft sucht, die sie im Lande nicht findet, daß in diesem seltsam angewehten Moment bei uns der leuchtende Gedanke erfinderischen Humors aufsteige, der die Runzeln von Europas Stirne glättet, dürfen wir nicht mehr hoffen. Uns machen neue Situationen keine Freude; durch alle Stadien von der simplen Störung zur Verlegenheit, von der Verdrießlichkeit zum Unwillen bewegt uns ein auftauchendes Ereignis; es macht uns, bildlich gesprochen, in den meisten Fällen Leibschmerzen. Wir sind passiv gesonnen; deshalb ging die heiter begonnene Attacke auf Agadir so anmutlos zu Ende, daß trotz geringfügigster Güterverschiebung Beteiligte und Unbeteiligte sich geärgert, abgespannt und blamiert fühlten.

Zum Glück bedarf es jedoch diesmal nur einer bürgerlichen Erwägung, um den Punkt zu finden,

von dem aus die Spannung zu lösen ist, sofern guter Wille besteht.

England fühlt sich bedroht, weil wir rüsten; England rüstet, weil es sich bedroht fühlt; wir rüsten nicht, weil England rüstet, aber wir hören nicht auf, zu rüsten, solange England rüstet: ein Zirkelschluß.

Kann der Vernünftige nachgeben? Können wir den Kreisprozeß anhalten?

Wir könnten es, wenn die Lage eine symmetrische wäre. Sie ist es nicht.

Wir sind mit keinem Gegner Englands verbündet. Vielleicht weil England keinen Gegner hat. Gleichviel. Aber England ist durch die Entente an unsern erklärten Widerpart gebunden. Die Entente, ein Produkt Marokkos, scheint in ihrer Hauptbestimmung erledigt. Geheime Klauseln sollen nicht bestehen: immerhin, die Entente selbst besteht; und wir müssen glauben, daß sie mehr vorstellt als eine Frühstücksvereinigung. Ist sie mehr, so hat England nicht das Recht, von uns Rüstungsbeschränkungen zu erwarten. Bedeutet sie nichts, so wird es leicht sein, uns Sicherungen zu gewähren. Freilich dürfte es nicht genügen, mündliche oder schriftliche Erklärungen zu wechseln: das sind Höflichkeiten und Formeln, die kein Bündnis entkräften. Ist es England wahrhaft darum zu tun, in Frieden mit uns zu leben, so mag es einen Neutralitätsvertrag uns bieten, der uns, gleichgültig ob die Entente besteht oder nicht, zu Freunden macht.

Zeigt sich England zu diesem zwar untätigen, doch friedfertigen Einverständnis bereit, so ist es an uns, ein Rüstungsabkom-

men zu finden, das beiden Nationen Luft schafft: es sei nun, daß nach Churchills Vorschlag Rastjahre vereinbart werden, sei es, daß man Kielzahlen oder Tonnengehalte kontingentiert.

Weist England die Neutralität zurück, so wissen wir, daß seine Friedensbeteuerungen nur bis zur nächsten Verwicklung gelten. Dann wäre der Vorschlag der Abrüstung Phrase, seine Annahme Schwäche. Bleibt überdies die Entente bestehen, so haben wir Britannien als Gegner einzuschätzen; denn Frankreichs Allianzen sind nicht Bündnisse des Friedens, sondern des Kampfes und der Rache, die gefährlich bleiben, auch wenn sie dem Bedürfnisse nationaler Redensart zuliebe geschaffen sind.

Gegen den Gedanken der Neutralität kann England nur den einen erwägenswerten Einwand erheben: wer bürgt dafür, daß nicht im nächsten Augenblick sich Deutschland auf Frankreich stürze, um die Arbeit von 1870 zu beenden? Hierauf ist zu erwidern: der ganze politische Kredit des Deutschen Reiches beruht auf seiner Mission als Friedensmacht. Abgesehen davon, daß Deutschland keine Gewinne erwarten könnte, die das Risiko und die industrielle Zerrüttung eines Angriffskrieges rechtfertigen, darf eine so zentral gelagerte Macht, eingeschlossen in überlange, schlecht geschützte Grenzen, nicht die Wege des Abenteuers und der gewaltsamen Expansion beschreiten. Vierzig Jahre lang war Frankreich vor uns sicher, in starken und in schwachen Augenblicken; und wer uns die Humanität der Friedensliebe und Enthaltsamkeit nicht zuerkennt, der wird uns die Klugheit der Selbsterhaltung nicht abstreiten.

So liegt bei England die Entscheidung nicht allein über gutes und böses politisches Wetter, sondern über Krieg und Frieden. Nach einem Gesetze, das man in Parodie eines physikalischen Satzes als das Gesetz der kleinsten Wirkungen bezeichnen könnte, haben die menschlichen wie die geschichtlichen Ereignisse die Neigung, sich mit dem geringsten Ausschlag, mit der unbedeutendsten Form zu begnügen. Katastrophale Geschehnisse treten auf, aber selten dann, wenn sie vorausgesagt wurden; von zwei Möglichkeiten hat die neutralere die größere Wahrscheinlichkeit. Das wirtschaftliche Gewissen der Welt hat unbewußt seit einigen Jahrzehnten die Wahrheit dieses Satzes erkannt; deshalb bleiben Industriemärkte und Börsen, im Gegensatz zu der Nervosität früherer Zeiten, indolent im Anblick großer Gefahren.

Wohl ist es daher möglich, daß Abneigung gegen Heftigkeiten und verantwortliches Bewußtsein es zustande bringen, den Brand zu dämpfen, ehe er die Pulverkammern zündet, und es wäre Vermessenheit, die furchtbare Klärung herbeizuwünschen. Aber dieser Friede ist kraftlos, solange England es verschmäht, uns beide Hände zu reichen, solange es die Rechte bietet und die Linke versteckt. Immer wieder wird der Schrecken die beiden Völker aufstören, die zur Freundschaft bestimmt sind, die sich unendlich vieles zu sagen, mitzuteilen und zu leisten haben; mit jedem Jahre wird die Entfremdung vorschreiten und das doppelte Schuldbuch anwachsen.

Heute, man sage hüben und drüben, was man wolle, klingt noch kein Völkerhaß in Vorwurf und Abweisung hinein. Im Gegenteil: es gibt vielleicht nicht zwei Völker der Erde, die im vollen Bewußt-

sein ihrer Interessengegensätze wechselseitig so rückhaltlos ihre Tugenden, Kräfte und Mächte schätzen und verstehen. Nicht an uns liegt es, wenn das rechte Wort, das Wort des Vertrauens, des Friedens und der Freundschaft, ungesprochen bleibt.

1912

POLITISCHE AUSLESE

Vor einigen Jahren wurde bei einem Würdenträger über die Schwierigkeiten geklagt, oberste Leiter der deutschen Politik zu finden. Ich nahm mir die Freiheit, zu sagen: „Deutschland hat neun aktive Botschafter. Wie kommt es, daß nicht ein jeder dieser ausgesuchtesten Männer des Landes geeignet ist, in jedem Augenblicke die gesamte Verantwortung zu übernehmen?", und man gestand, daß sachliche Gründe hierfür nicht zu finden seien.

Die Durchschnittsleistung unsrer auswärtigen Politiker ist hoch einzuschätzen, wie die Durchschnittsleistung unseres Beamtenstandes überhaupt; sie hat sich im Laufe des letzten Jahrhundertes eher gehoben als gesenkt: Geschäftskenntnis, technische Mittel, Sprachenkunde, Verkehrsformen wurden vervollkommnet. Dagegen hat seit Friedrich dem Großen Preußen nicht vermocht, mehr als einen überragenden diplomatischen Geist hervorzubringen.

Hervorzubringen? Das ist eben die Frage. Vielleicht nur aufzufinden. Auch Bismarck wurde nur durch Zufall, nicht auf dem Wege des Beamtenaufstiegs, gefunden.

Eine Nation wie Preußen-Deutschland mit 65 Millionen Menschen höchster Zivilisation hat aber den Anspruch, seine obersten Verantwortungen jederzeit von den höchsten Talenten getragen zu sehen; mehr noch: diese Posten mit doppelter und dreifacher Reserve gedeckt zu wissen. England hat diese Besetzung ein Jahrhundert hindurch mühelos aufgebracht. Frankreich seit 1870 mit geringen Unterbrechungen, Österreich in neuerer Zeit ausreichend. Preußen fand nur einen überlegenen

Mann zu seiner diplomatischen Verteidigung, vor und nach ihm keinen.

Liegt es am Rohmaterial der Menschen? Geschäfte sind von Geschäften nicht verschieden. Die amerikanische Schiffahrt oder Eisenindustrie im Schach zu halten, ist keine andersgeartete Aufgabe, als einen Bahnbau in der Türkei oder einen Zollvertrag durchzusetzen. Syndikatskämpfe und Bündnisverhandlungen unterscheiden sich wesentlich im Gegenstande, weniger in der Methode. Seit zwanzig Jahren ist Deutschland unbestritten das führende Land Europas in wirtschaftlicher Verwaltung und Geschäftsführung. Nahezu zehntausend Unternehmungen sind neu entstanden und haben ein Armeekorps von Leitern verlangt und gefunden. Starke geschäftliche Kapazitäten hat Frankreich, Amerika, Italien und Rußland von uns bezogen. Eine bemerkenswerte Anzahl höchster Talente leitet unsere Wirtschaft. Aber das Auswärtige Amt konnte sich nicht entsprechend mit Potenz bereichern.

Liegt es somit nicht am Rohmaterial, sondern an der Auswahl, so ist zunächst zu prüfen, wieweit der preußische Aristokratismus die Schuld trägt.

Für die höhere Beamtenlaufbahn kommt in Preußen im wesentlichen der echte und der imitierte Landesadel in Betracht. Unter dem imitierten Adel verstehe ich die Bourgeois-gentilhommes zweiter Generation, die heute in Deutschland zahlreich die praktischen Eigenschaften ihrer Väter gegen aristokratische Allüren und Auffassungen einzutauschen bestrebt sind, ein seltsames Produkt jungen Reichtums, das aus dieser Betrachtung ausgeschaltet werden kann.

Der preußische Adel bildet durch Pflichtbewußtsein, Ehrenhaftigkeit, Mut, Treue und Opferbereitschaft die vollendetste Militär- und Beamtenhierarchie, die wir kennen. Seine Stärke beruht aber auf Tradition, nicht auf Anpassung; auf pflichtmäßigem Ermessen, nicht auf Erfindung; auf Autorität, nicht auf Geschicklichkeit und Schlagfertigkeit; auf Selbstbewußtsein, nicht auf Konzilianz; auf Beobachtung, nicht auf Phantasie. Zum Staatsmann gehört aber die Mischung beider Polaritäten: er muß, wie Napoleon und Bismarck, halb Römer, halb Levantiner, halb Baldur, halb Loke sein.

Die aristokratische Einseitigkeit der Auswahl verkleinert nicht nur den Kreis der Verfügbarkeit im Verhältnis von hundert zu einem und verengert somit das diplomatische Deutschland bis unterhalb der Grenzen Dänemarks oder der Schweiz: sie gibt vor allem den intellektuellen Durchschnitt verändert und unvollkommen wieder.

Hierin liegt ein Rückschritt gegen die Zeit vor hundert Jahren. Damals war das Bürgertum unentwickelt, der Adel allein geschäftsfähig, das Ausland in gleicher Lage, die Aufgabe einfach. Heute ist das Bürgertum Träger einer ungeheuren geschäftlichen Intelligenz, der Adel überflügelt, das Ausland von seinen stärksten Geistern verteidigt, die Weltlage von äußerster Verworrenheit. Dennoch sind die Einrichtungen die gleichen geblieben.

Ich lasse es dahingestellt, ob trotz des schweren Handicaps, das der Aristokratismus uns auferlegt, die Möglichkeit besteht, auch heute noch an Zahl und Stärke ausreichende Talente vor die Front zu bringen. Soll die Möglichkeit aber verwirklicht

werden, so bedarf es der vollendetsten, selbsttätig wirkenden Auslese.

Unter dieser Bezeichnung verstehe ich Prinzipien, die, unabhängig von zeitweiliger Geschicklichkeit einzelner Menschen, es dauernd und grundsätzlich erzwingen, daß aus einem gegebenen Kreise von Personen die geeignetsten erkannt, geprüft und der Verantwortung zugeführt werden.

Unser Wirtschaftsleben kennt diese selbsttätige Auslese in ihrer schroffsten Form: Zugang für jeden; Ausschaltung des Ungeeigneten nach alleiniger Maßgabe des Erfolges.

Alle parlamentarisch regierten Länder kennen und üben sie, bewußt und unbewußt: Aussiebung der Bewerber durch Volkswahl, Beobachtung ihrer Leistungen als Redner, Debatter, Kommissionsberater, Probezeit als zweite Kabinettsmitglieder.

Aufs höchste entwickelt findet sich naturgemäß die Auslese in England: schon die Mitschüler des Kolleges und der Universität glauben, an Begabung, Gewandtheit, Autorität und körperlicher Leistung den künftigen Premier zu erkennen. Ein Kabinettsmitglied hebt den Vielversprechenden aus seiner Laufbahn, setzt ihn neben sich als Privatsekretär, sendet ihn ins Land, sieht ihn als Abgeordneten heimkehren, schult und prüft ihn, betraut ihn mit Vertretung und Nachfolge. Denn die Partei trägt die Verantwortung für ihre Ideen und für ihren Nachwuchs, sie schuldet dem Lande, was sie von ihm empfangen hat, und arbeitet nicht für den Tag, sondern für Geschlechter.

In Preußen-Deutschland sind selbst die Anfänge einer selbsttätigen Auslese unbekannt. Die Parlamente können sie nicht bieten: träten selbst regie-

rungsfähige Elemente dort zu Tage, es wäre vergebens, denn die antikonstitutionelle Praxis verbietet, Parlamentarier zur Regierung aufzurufen. Rückwirkend aber macht eben diese Praxis unsere Parlamente unfruchtbar an Talenten und Ideen: denn welcher Mensch, der Einzelverantwortung erstrebt und erträgt, sollte es sich genügen lassen, Wahlreden, Kommissionsreden und Plenarreden zu halten, in der höchsten Hoffnung, das eine oder andere Mal in der Mehrheit zu bleiben? Pragmatische Politik treiben bei uns nur die Konservativen; sie verteidigen Besitzrechte und wirken auf den Staat von zwei Seiten ein, der parlamentarischen und der gouvernementalen; die übrigen boxen blind. Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, unser Parteiwesen lasse eine parlamentarische Verantwortung nicht zu: umgekehrt, ein Parlament ohne Regierungsverantwortlichkeit wird weder Männer und Ideen produzieren, noch eine zeitlose, der Parteienge enthobene Verantwortung begreifen lernen.

Auslese kann nur wirken, wenn sie von unten herauf beginnt. Unter einem Dutzend vorhandener Regierungspräsidenten, Ministerialdirektoren und Gesandten den geeignetsten Mann herauszufinden, ist eine leichte Aufgabe (womit nicht gesagt ist, daß sie immer gelöst wird): not tut es, den richtigen Regierungspräsidenten, Ministerialdirektor und Landrat zu schaffen. Deshalb ist es eine bedenkliche und meistenteils nutzlose Maßregel, zur gelegentlichen Auffrischung des Bestandes Außenstehende, Militärs, Kaufleute, Industrielle herbeizuziehen. Der Mann, der sich suchen und finden läßt, ist in der Regel ein Unbefriedigter oder Unbeschäftigter; er bleibt in gewissem Sinne Dilettant

und Außensteher, seine guten Eigenschaften reiben sich auf, seine schlechten kompromittieren, und die unerfreuten Berufsgenossen atmen auf, wenn das heimatlose Meteor explodiert. Das gewaltsame Experiment dieser Auffrischung erinnert an Jagdvorgänge: mit der Eisenbahn verfrachtet wird ein Eber in das fürstliche Gehege gesetzt, eine Hatz, aber keine Verbesserung des Bestandes.

Wenn es also auf die Einleitung des Selektionsvorganges ankommt: wo liegt diese Urwahl in Preußen? Sie liegt in den Händen des preußischen Geheimrates und heißt „Qualifikation zum Regierungsassessor".

Ich habe nicht die Absicht, mich über diesen Kernpunkt, den eigentlichen Keimvorgang des Regierungsleibes, den wichtigsten und selten berührten Urprozeß unserer verwaltungspolitischen Existenz näher auszusprechen. Es genügt zu betonen, daß es sich nicht um einen Vorgang von mechanischer Zuverlässigkeit, mit selbsttätiger Sicherung, sondern um eine Beamtenfunktion handelt, die in aller Stille, je nachdem, gut oder schlecht, wie es Menschenwerk mit sich bringt, gedeiht. Ausgeschaltet mag die Frage bleiben, ob und wie weit bei dieser Methode Vorteile des äußeren Menschen, Zugehörigkeiten zu Verbänden und Verbindungen, Exzellenzen als Paten, Hofdamen als Muhmen, in Wettbewerb mit ideellen Eigenschaften treten können.

Entscheidend wirkt, daß hier persönliches Ermessen an die Stelle objektiver Einrichtungen tritt. Eindrücke, Auskünfte und Akten treten an die Stelle von Proben, Leistungen und Erfolgen. Wird somit jemals die Frage zu stellen sein: Warum fehlt es uns an Diplomaten und Staatsmännern? so muß

die Antwort lauten: weil der Geheimrat nicht allwissend ist.

Daß auch in Preußen amtliche Auslese möglich ist, beweist die Armee. Zu ihrem Berufsdienst wird jeder zugelassen, der gebildet, ehrbarer Herkunft, kein Krüppel und kein Jude ist. Die Siebmaschen sind weit, der Zufluß beträchtlich. Aus Hunderten werden die Brauchbarsten erprobt, der Akademie zugewiesen, geprüft und beobachtet. Die Besten im Dienst und Hörsaal ergeben die besten Führer. Deshalb ist unsere Heeresleitung in ihrer Gesamtheit vorbildlich und unerreicht; wie weit die objektive Auslese bei der Besetzung einzelner hoher Posten anderen Grundsätzen weicht, steht hier nicht zur Erörterung.

Nun könnte man fragen: was schadet das alles? Deutschland ist ein gesundes Land. Ist nicht bisher alles sehr gut gegangen?

Zunächst ist seit Bismarcks Tagen nicht alles sehr gut gegangen. Von Jahr zu Jahr begreifen wir mehr, wieviel von dem, was man vor einem Menschenalter Preußen nannte, Bismarck hieß. Seither sind wir, die volkreichste und wohlhabendste Kulturmacht Europas, von dem Sitz unbestrittener Hegemonie herabgestiegen auf die Ebene einer sehr respektablen, jedoch nicht überragenden Bündnismacht. Und dies bei einem in der Geschichte der Welt unerhörten Verteidigungsaufwand von nahezu zwei Milliarden.

Sodann gibt es wohl kaum ein zweites Land, in dem jede Vakanz leitender Stellen so peinliche, schmerzhafte Verlegenheiten bereitet, wie bei uns. Schon sind die letzten Kapitäne aus Bismarcks alter Garde aufgeboten; nun findet sich kein, aber

auch kein einziger Staatsmann in der Reserve, dem eine große Partei, geschweige das ganze Volk die Geschäfte anzuvertrauen wünschte. Mit Ausnahme des jeweiligen Kanzlers erregt kein Politiker außerhalb seiner Gruppe oder Umgebung Interesse, am meisten vielleicht noch der Berliner Polizeipräsident, weil er kurze Sätze macht. Wo leitende Männer fehlen, da fehlen aber auch leitende Ideen: und so ist im Gegensatz zu den übrigen Mächten, die mit gewaltigen Schritten ausgreifen, unsre Lage nach innen und außen im bildlichen und wörtlichen Sinne defensiv.

Wir leben nicht in einer Zeit der Eroberung, sondern des Wettbewerbes. Alle Mitbewerber stellen uns ihre bewährtesten Talente, ihre erfahrensten Kämpfer gegenüber. Können auch wir unsere stärksten geistigen Potenzen in Bewegung setzen, so haben wir keinen Kampf zu fürchten; können wir es nicht, so besteht ein Schwachpunkt von jener grundsätzlichen Art, welche schon manchmal Schicksale besiegelt hat.

Des ferneren könnte man fragen: Lassen sich nicht „Maßnahmen treffen", um mit geringen Mitteln die preußische Praxis echten Selektionsmethoden anzupassen? Schwerlich. Es gibt zuweilen unscheinbare Symptome, die äußerer Behandlung leicht zugänglich scheinen und dennoch nur durch tiefgreifende Behandlung des Organismus sich heilen lassen, weil sie die innersten Wurzeln des Körpers angreifen. Wollen wir fernerhin mit einigen östlichen Staaten die überlebende Gruppe halbkonstitutioneller Länder bilden, so müssen wir den Mut haben, mit den Bequemlichkeiten dieses Systems auch seine Gefahren zu verantworten.

Es ist leicht zu verstehen, daß Preußen selten und niemals freiwillig seine Grundsätze ändert. Die Vorzüglichkeit der Durchschnittsleistung ist Ursache dieser Beharrungslust. Es geht wie in einem ehrwürdigen Handelshause: Prinzipal und Angestellte tun vor Gott und Menschen ihre Pflicht, sind fleißiger und solider als die Konkurrenz, haben ihr gutes Auskommen und wollen nichts davon hören, daß durch die Welt ein frivoler Ruf geht, der Rohrzucker werde durch das elende Kunstprodukt der Rübe ersetzt.

Es kommt hinzu, daß in Deutschland seit fünfundzwanzig Jahren die Geschäfte gut gehen. Kein Mensch will beim Geldverdienen gestört sein; noch zehn Jahre, so ist er reich, solange wird es halten, alles andere später. Politik? Mögen Fachleute und Arbeitslose sich drum kümmern, wenn nur die Konjunktur bestehen bleibt. Krieg? Wir haben vierzig Jahre Frieden gehabt und wollen keine Abenteuer. Verfassung? Diejenige ist die beste, welche die Geschäfte nicht gefährdet, gute Polizei übt, die Arbeiter im Zaum hält und wohlhabenden Bürgern verdiente Ehren zugänglich macht.

Kommt es einmal anders, verflauen die Geschäfte, wachsen die Lasten, treten politische Rückschläge ein, so wird auch in Preußen der Bürger kritisch, denn er steht auf der Seite des Erfolges. Heute fürchtet er Gott und den Sozialismus, über Nacht lernt er andere Ängste.

Nicht von der Arbeiterschaft drohen uns

Gefahren, denn dem heutigen Sozialismus fehlt die Kraft positiver Ideen. Zwei andere Angriffskräfte werden die preußische Staatsauffassung erschüttern: Mangel an führenden Geistern und ungleiche Verteilung der Lasten; beide entspringend aus dem einstmals so bewährten Aristokratismus der Verwaltung. Die Zeitläufte ähneln in seltsamer Weise der Epoche Friedrich Wilhelms II. Möge es diesmal keiner schweren Erschütterungen bedürfen, um das innere Gleichgewicht herbeizuführen.

1912

PARLAMENTARISMUS

Die Grenzscheide zwischen zulässiger und unzulässiger Gesinnung liegt in Preußen beim Parlamentarismus.

Es ist gestattet, Aufgeklärtheit, ja Vorurteilslosigkeit zur Schau zu tragen und über Einrichtungen und Personen frei zu urteilen; jedoch beim Parlamentarismus wird zum Sammeln geblasen. Wer dann nicht zum Bestehenden einschwenkt, bleibt endgültig draußen, er ist nicht viel besser als ein Freihändler, Republikaner, Sozialdemokrat. Eine Grenze gibt es und muß es geben.

Wer sich überhaupt auf weitere Erörterung einläßt, sagt zweierlei: erstens „Parlamentarismus ist möglich in einem Lande mit nur zwei Parteien", zweitens „sehen Sie unseren Reichstag an".

Wird das Spiel mit der Frage fortgesetzt: „Glauben Sie nach Ihrer inneren Überzeugung, daß wir noch in fünfzig Jahren unparlamentarisch regiert werden?" so entsteht vielfach ein sichtbarer Gewissenskonflikt.

Regieren hieß vor hundert Jahren verwalten; das ist: eine meinungslose und bildungslose Menge mit oder gegen ihren Willen befrieden, schlichten, lenken, erziehen und schützen. Heute heißt regieren: Gesetze durchführen, Ziele schaffen und Geschäfte machen.

In jenen unkomplizierten Zeiten der verteidigten Landwirtschaft war zum Regieren erforderlich Gesinnung und überlieferte Praxis, heute bedarf es daneben eines durchdringenden Systems organisierter wirtschaftlicher, technischer und sozialer Kenntnis und entschiedener Geschäftstüchtigkeit.

Damals waren die Oberschichten der führenden europäischen Staaten intellektuell ziemlich ausge-

glichen; es entschied somit der Wohlstand des Volkes und die Gewissenhaftigkeit der Führer. Im Heimatbezirk hat Friedrich, im Weltbezirk Napoleon dies Gleichgewichtssystem durchbrochen und die Gewalt der Begabung an die Stelle der Tüchtigkeit gesetzt. Seitdem liegt der Erfolg der Regierung auf der Seite der stärksten Geister, somit, unter Voraussetzung gleicher Nationalbegabung und gleicher physischer Grundlage, bei denjenigen Staaten, die selbsttätig ihre wirksamsten geistigen Potenzen in die Verwaltungs- und Verteidigungslinie berufen.

Den Beweis liefern die letzten Jahrzehnte der französischen Politik. Ein Staat, niedergeworfen, zerrissen, entblutet, zittert in den siebziger Jahren vor erneutem Angriff der Deutschen und beschwört durch seinen Botschafter den Kaiser um Frieden. Wirtschaft und Volksvermehrung dieses Staates stocken, unerhörte Skandale erschüttern das Vertrauen zur Industrie, zur Regierung und zum Heer, Advokaten, Journalisten und Generale teilen sich in die Herrschaft, die alle elf Monate wechselt, die Kirche wird vertrieben, der Sozialismus und Syndikalismus bemächtigt sich der Kommunen und zeitweise der Ministerien. Und währenddessen befestigt dieses Land seine Herrschaft in Algier und seine Vormacht in Syrien, gewinnt Madagaskar, Tunis, Cochinchina, Marokko, erwirbt die beiden mächtigsten Bündnisse zu Wasser und zu Lande, entscheidet den Kongreß von Algeciras und übt auf die Entschlüsse Europas durch seinen Spruch und durch seine Legationen den gleichen, zeitweilig größeren Einfluß als irgendeiner der Nachbarstaaten.

Deutschland hingegen beginnt zur gleichen Zeit mit dem Besitz der kontinentalen Hegemonie, bleibt von inneren Stürmen verschont, erringt durch Bürgerkraft die zweite Stelle der Weltwirtschaft, überflügelt den Wohlstand Frankreichs um fast das doppelte, verbraucht an öffentlichen Umlagen alljährlich das zweieinhalbfache der französischen Kriegsentschädigung — und bleibt ausgeschlossen von zwei Weltteilungen, zuwachslos außer durch private Tatkraft, und sieht seinen Einfluß bis an die Grenze der Mächte ersten Ranges sinken.

Vor Jahresfrist habe ich an dieser Stelle vom Wesen der selbsttätigen Selektion gesprochen, einem Begriffe, den Preußen-Deutschland nicht kennt, obwohl er in allen führenden Staaten, in jedem auf seine eigene Weise, längst zur unausgesprochenen, selbstverständlichen Übung geworden ist. Dieser Übung verdankt Frankreich, das kräftearmste Land, ein ständiges Arsenal von führungsgewohnten und führungsbereiten Menschen. Hier wird ein Organisator gebraucht, hier ein Parlamentsminister, hier ein Kenner der Flotte, ein Russenfreund, ein Finanzpraktiker, ein Budgetkünstler, ein Allerweltsmensch, ein Vertrauensmann, ein Idealist: die Jahrgangslisten der abgedankten Ministerien sind mit jedem Stoff versehen. Bei uns: vor der Besetzung des Postens Verzweiflung, nach der Besetzung Enttäuschung; „wie kommt es nur, daß wir so wenige leitende Männer haben?“ Dazu die altfränkische Fiktion, daß jeder Verabschiedete als ein Verungnadeter gilt: unter

keinen Umständen darf er wiederkommen. Unsere Wirtschaft, die keine Anciennität, keine Standesrechte, keine Examina, wohl aber die selbstwirkende Auswahl kennt, deren der Staat entbehrt, findet jahraus, jahrein führende Kräfte, um die sie die Welt beneidet; unsere Politik und Regierung findet sie nicht.

Von der Auswahl will ich heute nicht sprechen, sondern von der Richtung. Wenn zwei Banken, zwei Industriewerke oder zwei Staaten mit gleichen Kräften untereinander konkurrieren: welcher von beiden Organismen wird siegen? Derjenige, der die bessere Richtung hat und diese Richtung einhält. Die Überlegenheit im Wettstreit besteht darin, heute das zu tun, was andere in zehn Jahren tun werden; sie besteht ferner darin, jedem kleinen, noch so nebensächlichen Schritt eine Orientierung zu geben, die dem Endziel um einen Bruchteil näherführt; sie besteht endlich darin, jedes von außen hinzutretende Ereignis nach seinem Wert für das Endziel einzuschätzen und es ihm wenn möglich dienstbar zu machen.

Hierfür aber ist erforderlich, daß man sein Ziel oder wenigstens seine Richtung kenne. Selbst eine schiefe Richtung ist besser als keine. Wenn ich nach Paris will und nach Metz komme, so ist das besser, als wenn ich auf der Ringbahn um Berlin kreise oder das Einsteigen vergesse. Politik ohne Richtung und Ziel ist Opportunismus und Wurstelei; sie beschränkt sich auf eine verlegene Abwehr und unwilliges Abarbeiten der Tagesschwierigkeit; sie gleicht der planlosen Schachführung, die Figur um Figur, Stel-

lung um Stellung opfern und schließlich in verzweifelter Lage unfreiwillig und verhängnisvoll handeln muß. Der konzentrisch und plansicher verfügende Kämpfer hingegen fühlt sich beständig von einer fast heiteren, souveränen und humorvollen Stimmung getragen; er sieht sich auf unbestrittenem Gebiete tätig, wo jeder mühelose Schritt eine nur ihm erkennbare Näherung zum Erfolg bedeutet.

In jedem parlamentarischen Staat ist Träger der politischen Richtung das Volk, und zwar durch die sichtbare Vermittlung seiner politischen Parteien. Das Ich des Volkes ist so wenig eine Einheit wie das Ich des Menschen; Partei ist der Name seiner politischen Wunschkomplexe, und die Diagonale der Kräfteparallelogramme ergibt die Richtung seines Handelns. Wie alles irdische in übertriebener Beobachtungsnähe, ist auch diese Richtung geometrisch nicht ganz rein und stetig; aber wie alles organisch Erzeugte ist sie notwendig, organisch, angepaßt und sicher, und aller Willkür und Besserwisserei gegenüber von natürlicher Unangreifbarkeit und Überlegenheit.

Die Wissenschaft beginnt heute zu erkennen, daß es nicht ihres Amtes und ihrer Fähigkeit ist, Ziele zu setzen. Sie kann Zusammenhänge aufdecken, Ursachen ermitteln und Folgen voraussagen, sie kann mit manchem ärmlichen Wenn und Aber erklären: Wenn du so und so handelst, geschieht das und das; aber was im letzten Sinne geschehen soll und geschehen muß, was für den Einzelnen, für das Volk, für die Menschheit das Ziel bedeutet, was gut und schlecht, heilig und profan, hoffenswert und furchtbar ist, das überläßt sie schweigend dem

Gericht der menschlichen Wertung, der Weltanschauung, des Glaubens; sie appelliert an den höheren Areopag, der in den Herzen aller Einzelnen und somit im Herzen der Gemeinschaft tagt. Fehlt die Zuversicht, daß Menschen und Völkern ein Sinn eingepflanzt sei, der sie von innen zur Erfüllung ihres Daseins führt, so bleibt alles Politisieren nur Kampf mit Tagessorgen, Nützlichkeitsdienst, Polizeiwerk. Besteht sie, so muß bei gebildeten Völkern im Kampf der großen Meinungsgruppen das Schauspiel des Kollektivgeistes erblickt werden, der mit sich selber ringt und der in seinem Lebensstreit zeugend wirkt.

Verläuft der Kampf ungestört, geordnet zwar, doch sich selbst überlassen, so wird durch seine Langatmigkeit und Ergiebigkeit die Gefahr der Verwechslung mit dem Gekräusel der öffentlichen Tagesmeinung ausgeschlossen. In keinem Lande so selten wie in England, in kaum einem so häufig wie bei uns entstehen grundlegende Gesetze und Maßnahmen als Ausfluß einer Stimmung, einer Konstellation, einer Verlegenheit.

Bleiben die Grundverhältnisse eines parlamentarischen Staatswesens stetig, so wird die Richtungsdiagonale der Parteikräfte jahrzehntelang in nahezu gerader Linie verlaufen und der Politik eine ungeheure Stoßkraft verleihen; ändern sich die Bedingungen, so wird die Einbiegung der politischen Richtung langsam und ohne gewaltsame Bremsung erfolgen. Denn die Komponenten der Richtkräfte, die Parteien, sind in sich wiederum organische Geistesgebilde, freie Nationen im kleinen, in denen abermals unter Kämpfen und dennoch unbeeinflußt, objektive Willenskraft sich entbindet; sie bleiben Träger eines aus der Zusammenarbeit der Genera-

tionen herrührenden Urvermächtnisses; dieses Vermächtnis wird durch Hieb und Stoß nicht gebrochen, aber es formt sich bildsam unter dem Druck langanhaltender Kräfte.

Nun könnte man einwenden, daß auch in halbparlamentarischen Ländern politische Parteien bestehen: warum sollten sie nicht Träger beharrlicher und wirksamer Richtkräfte und positiver Ziele sein?

Nichtregierende, lediglich überwachende und gesetzgebende Parlamente sind nicht produktiv; denn kein natürlicher Organismus leistet mehr als man von ihm verlangt oder mehr als er verwerten kann. Sie sind nicht produktiv, weil es ihnen an Interesse, an Kenntnis des Sachverhalts und an Verantwortung fehlt.

An Interesse: denn was könnte es ihnen nützen, Ziele zu beschließen, deren Erreichbarkeit nicht vom Entschluß, sondern von der großen und kleinen Regierungsarbeit jedes laufenden Tages abhängt?

An Kenntnis des Sachverhalts: denn wer ein Geschäft betreiben will, muß zu jeder Stunde die volle Nachricht über den Stand der Dinge haben, die ihn betreffen. Keine noch so eingehende und noch so vertrauliche Mitteilung an eine Kommission kann den dauernden Einblick in die Geschäfte ersetzen. Wer ihn besitzt, kann handeln und vorschlagen, wer ihn entbehrt, dem bleibt das Nachsehen und die Kritik.

An Verantwortung: in Frankreich oder England muß jede Partei täglich vorbereitet sein, die Regierung zu übernehmen. Sie

muß brauchbare Menschen und durchführbare Programme bereit halten. Sie darf nichts Unentbehrliches verweigern, nichts Unerreichbares fordern. Sie muß darauf gefaßt sein, die Probe aufs Exempel zu machen. Sie kann der herrschenden Partei als Feind gegenüberstehen; der Regierungsgewalt selbst und dem Lande kann sie nicht feindlich sein. Regierende Parlamente sind Versammlungen von verantwortlichen Interessenten; kontrollierende Parlamente ähneln Gläubigerversammlungen eines schwer zu fassenden Gemeinschuldners.

Daher bewegen sich die politischen Kämpfe halbparlamentarischer Länder vorwiegend um den einen Ausgleich örtlicher, beruflicher, ständischer und religionsgemeinschaftlicher Interessen, das heißt, um innere Reibung, nicht um gemeinsamen Fortschritt. Die Fragen der äußeren Politik, der Kolonisation, der Kultur, der Gemeinwirtschaft werden zu Nebensachen, zu Geldfragen, manchmal zu Tauschhandelsgütern.

Sind die Halbparlamente unfruchtbar, so sind es um so mehr ihre Parteien. In Deutschland kann das Zentrum oder die Volkspartei zum Kolonial- oder Verteidigungswesen jede beliebige Stellung nehmen, ohne durch die Kritik der Parteigenossen vernichtet zu werden; bewilligt man hier eine Ordensniederlassung, dort ein Vereinsgesetz, so läßt sich über manches andre reden.

Naturgemäß sinkt mit dem Anteil der Nation der Wert der Erörterungen und das

Durchschnittsmaß der Landesvertreter. Vorwiegend kritische, dem Interessenausgleich dienende Institutionen bedürfen nicht der schöpferischen Ideen, und so wenden sich produktivere Geister fruchtbareren Arbeiten zu. Nirgends hört man so häufig von Parlamentsmüdigkeit sprechen als in Deutschland, das ein eigentliches Parlament noch nicht kennt. Unfähig, sich vorzustellen, was ein echtes Parlament könnte und sollte, empfinden viele das höchste Vorrecht eines Volkes, so wie es heute zutage tritt, als eine Last.

Stetigkeit der Politik, Richtlinien des Handelns, endgültige Ziele sind von unverantwortlichen Parteien und Halbparlamenten nicht zu verlangen, die ihr Höchstes leisten, wenn sie innere Spannungen ausgleichen und gutwilliger, als man erwarten könnte, an vorgelegten gemeinsamen Aufgaben mitwirken. Darf nun diese wichtigste, leider protestierte Forderung an die Ministerien giriert werden?

Die Minister halbparlamentarischer Staaten befinden sich in einer seltsamen Lage, deren Konflikte bisweilen eine Neigung zur Komik zeigen. Sie sind dem Namen und der Sache nach Diener des Monarchen und haben unter pflichtmäßiger Verantwortung seine Befehle auszuführen. Doch jede Ausführung erfordert Mittel, und um Mittel zu schaffen, bedarf es des Parlaments. Indem nun neben der Ungnade des Monarchen der Widerstand des Parlaments droht, werden sie in Wirklichkeit zu Dienern zweier Herren, und es braucht ein fortlaufendes Paktieren mit Parteien und Kommis-

sionen, um bald mit dem einköpfigen bald mit dem vielköpfigen fertig zu werden.

Dies System der täglichen Reibungen fördert nicht den Drang zu fernen, außerhalb der Jahresaufgabe liegenden Zielen. Noch weniger fördert ihn die ressortmäßige Teilung der Verantwortlichkeit, und schließlich wird er fast endgültig aufgehoben durch die Kürze der Amtsdauer.

Das ministerielle Dasein währt wenige Jahre. Ist in parlamentarischen Staaten, abgesehen von der Hoffnung auf eigene Wiederkehr, die Sicherheit gegeben, daß jede Initiative, Vorarbeit und eingeleitete Aktion eines Staatsleiters von der Partei wieder aufgenommen werden wird, so muß der halbparlamentarische Minister damit rechnen, daß seine weitreichenden Gedanken vom Nachfolger nicht geteilt, möglicherweise bekämpft werden, daß mühsame Vorarbeiten die Sache nicht nur nicht fördern, sondern vielleicht vernichten. Es gehört mehr als normaler Optimismus dazu, um unter solchen Bedingungen nach einem schwerbelasteten Tagewerk den Zielen einer fernen Zukunft nachzuhängen, und es bedeutet eine blühende Utopie, in den Ministerialinstanzen die Schöpfungsstätte politischer Ideen zu erblicken.

So wird die Verantwortung für die Stetigkeit der Politik, für Richtung und Ziel der Krone zugeschoben. Warum auch nicht? Hat sie nicht bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein diese und schwerere Verantwortung getragen?

Die Aufklärungszeit fand vor: zersplitterte Territorien, verkümmertes Landvolk, Söldnerheere, unzulängliche Justiz und Verwaltung, Mangel an Verkehr, Technik und Gewerbe. Die einfache Sorge

des Hausvaters, auf ein Staatswesen übertragen, mußte aus dem Vergleich mit andern Ländern, früheren Zeiten, aus dem nur von höchster Warte möglichen Überblick über die Ereignisse, aus echtem Gefühl für Billigkeit und Recht, Aufgaben und Ziele finden, die für Menschenalter ausreichten.

Unsre Zeit wirkt ohne Präzedenzien in tausendfältiger Verwicklung. Der Überblick über ein winziges Gebiet des Lebens, etwa das Versicherungswesen, erfordert mehr Kenntnis, Arbeit, Rechnung und Statistik als der Staatshaushalt vor hundert Jahren. Wissen, Technik, Wirtschaft ist Gemeingut; das Vorrecht der Warte besteht nicht, und selbst die geniale Intuition vermag nicht mit Sicherheit auch nur die Entwicklung eines einzigen Lebenszweiges auch nur auf ein Jahrzehnt hinaus zu überblicken.

Eine vermessene Zumutung an Menschenkraft würde es bedeuten, wollte man auf den Monarchen und sein Haus unter Verleihung sakraler Unfehlbarkeit die Verantwortung für Schicksal und Zukunft aller Gebiete der inneren und äußeren Existenz seines Volkes bürden. Diese Last aber wäre um so schwerer, als das halbparlamentarische System die verhängnisvolle Neigung zeigt, dem Monarchen ein heiliges Gut zu gefährden: seine Unbefangenheit und Unparteilichkeit. Denn dieses System muß allmählich in jedem Herrscherhause eine Vorstellung erwecken, die in parlamentarischen Staaten unbekannt ist, daß nämlich die wachsende Selbstverwaltung des Volkes, wie die unübersehbare Vielfältigkeit des öffentlichen Lebens sie bringt, den Rechten der Krone Abbruch tue, daß somit die Krone gezwungen sei, dauernd in einer Stellung

der Verteidigung, ja selbst des Kampfes, der Volksmehrheit gegenüber sich zu bewegen. Indem sie nun in dieser Stellung nach verbündeten Kräften ausblickt, bietet sich naturgemäß der angesessene Adel dar, der durch Jahrhunderte in Gefolgschaftstreue erwachsen, im Vertrauen auf die Fürsorge der Lehnsherrschaft und im Gegensatz zu den Standesgenossen des Auslandes in das Wirtschaftsleben der neuen Zeit nicht eingetreten ist und somit abermals sein Schicksal ganz in die Hände der Krone gelegt hat. Ist es somit menschlich zu verstehen, daß die Krone ihren landsässigen Adel als eigentliche Leibwache im militärischen und staatlichen Dienst vorzugsweise verwendet und gegen Wettbewerb schützt — ein Prinzip, das die selbsttätige Auslese der geistigen Landeskräfte nahezu aufhebt —, so wird ein Grundsatz von höchster politischer Tragweite dadurch geschaffen, daß der privilegierte Stand zugleich die Verkörperung der agrarischen Wirtschaftskraft und der konservativen Staatstendenz bedeutet. In gleichem Maße, wie die Krone der halbparlamentarischen Staatsform den besonderen Schutz und die Garantie dieses Einzelstandes übernimmt, erwächst die Gefahr, daß sie selbst Partei werde, und zwar, wie es die Sache mit sich bringt, herrschende, ja allmächtige Partei.

Hiermit aber ist die richtunggebende Kraft aus der Eigenbewegung des Volkskörpers genommen und ganz und gar einem peripheren Willensgebiet anvertraut; die Verantwortung für die Richtung wird bei jeder unvorhergesehenen Erschütterung zur Gefahr.

Wer in ausgesprochen monarchischer Gesinnung die Stetigkeit der politischen Ordnung erstrebt, wird daher wünschen, daß nicht eine menschliche

Instanz, und sei sie auch noch so eng mit dem Volksgeschick verwachsen, die Verantwortung für jede Einzelrichtung des objektiven Willens trage, sondern daß diese Verantwortung durch das einzige, bisher der Welt bekannte Mittel in die Hände des schöpferischen Geistes der Nation gelegt werde, nämlich durch die parlamentarische Regierungsform.

Wer behaupten wollte, daß auch unter dieser Voraussetzung die Parlamente im Sinne der Produktivität unzulänglich bleiben oder durch Parteizersplitterung an der Arbeit gehemmt werden würden, dem läge die Beweislast ob, daß germanische Völker unreifer, ungebildeter und unpolitischer sind als angelsächsische, romanische und südslawische Zeitgenossen. Der Beweis aber würde zersplittern an der nachweislichen Tatsache unsrer wirtschaftlichen, kommunalen, disziplinaren und theoretischen Überlegenheit über unsere Wettbewerber. Noch niemals hat eine Versammlung intelligenter Menschen aus mangelnder Homogenität versagt, wenn sie zu einer Beschlußfassung durch Notwendigkeit gezwungen war. Jedes Konklave, jedes Schwurgericht, jede Stadtverordnetenversammlung und jedes Parlament kommt zu einem Schluß, zu einer Wahl, einer Verständigung. Das Menschenmaterial unsrer Parlamente aber wird sich verwandeln und die wahren Geisteskräfte der Nation in sich schließen, sobald örtlicher Ehrgeiz, Redebedürfnis und Freude an Publizität zurücktreten und nationale Verantwortung allein gefordert und gewährt wird.

Stellt man nun die Frage, ob diese Erwägungen gegenwärtig in Deutschland praktisch sind, so ist zu erwidern, sie sind es nicht.

Trotz Depression und Geburtenrückgang ist das deutsche Volk so ausschließlich mit seiner Wirtschaft beschäftigt, daß es nicht daran denkt, sich mit seiner politischen Zukunft zu befassen. Gelegentliche Enttäuschungen lösen die charakteristische Reaktion der inneren Teilnahmlosigkeit aus: Kritik an Personen. Die Schwierigkeit der Beschaffung verantwortlicher Menschen wird als selbstverständlich hingenommen. Das Absinken unserer Machtlage wird bestritten; unser vierzigjähriger Verzicht auf Zuwachs gilt als Friedensliebe. Das symbolische Bild der gesättigten Volksindolenz spiegelt die Partei des gebildeten Bürgertums; sie ist forderungslos geworden, weil ihre besitzende und kontrollierende Hälfte dem gesellschaftlichen Aufstieg hingegeben, jede Unliebsamkeit scheut. Der liberale Reichstag, dem sie den Ausschlag schuldet, hat außer einer wertlosen und schnell bereuten Demonstration keine kennzeichnende Spur eines Eigenlebens hinterlassen.

Praktisch ist die Erwägung zu diesem Zeitpunkt nicht, aber sie wird es werden. Die Erschütterungen, denen wir entgegengehen, wenn unsre ummauerte Wirtschaft ihre Einengung zu spüren beginnt, wenn die Willkür der Lastenverteilung empfunden wird, wenn die politische Kräfteverschiebung die Handlungsinitiative und die Zeitwahl unsern Gegnern überliefert hat, diese Erschütterungen werden die öffentliche Fragestellung, die heute eine über-

wiegend ökonomische ist, wiederum zur politischen gestalten. Es wird die Wahrheit wiederum zutage treten, daß es die höchste und reinste Aufgabe des Machthabers ist, ein rohes Volk gebildet, ein gebildetes Volk mündig zu machen, und ein neues Stein-Hardenbergsches Zeitalter wird diese Wahrheit verwirklichen. Wem aber die Kraft des Reiches und die Erhaltung seiner Autoritäten am Herzen liegt, der wird wünschen und hoffen, daß der Satz erkannt werde: gesicherter im Sturme als das verankerte Schiff ist jenes, das im Vertrauen auf die Stärke seiner Flanken furchtlos dem bewegten und dennoch tragenden Element sich hingibt.

1913

DAS EUMENIDENOPFER

Das Deutsche Reich verlangt von seinen Bürgern eine Milliarde und die Rente von einigen weiteren, um seine Rüstungen gegen den Osten und seine Heermacht gegen den Westen zu stärken. Man sagt, es gilt ein Schicksal abzuwenden, und erinnert an den Opferwillen vor hundert Jahren. Vierzehn Millionen für Spezialtruppen schienen vor sechs Monaten unerschwinglich; tausend Millionen erklären sich selbst. Es ist die Psychologie der Generalversammlungen: Die ärmliche Unterschlagung eines Kassenboten erregt Stürme; der Verlust des halben Gesellschaftskapitals begegnet mutvoll gefurchten Mienen, die sagen: Gottlob, es ist nur die Hälfte.

Die Geldschranktüren knarren; Münzen und Zettel strömen zum Kassenherzen der Hauptstadt, und es bleibt kaum die Zeit, zu fragen: Warum und wieso?

Das letzte Menschenalter sah in aller Stille und ohne Erstaunen zwei Welten aufteilen: die afrikanische und die islamitische Welt. England nahm Zypern, Ägypten, Rhodesien, das freie Südafrika und erhob Anspruch auf das halbe Persien. Frankreich erhielt Tunis, Tongking und Marokko. Rußland verlor einen Krieg und gewann dennoch wachsende Macht in der Mandschurei, Mongolei und Persien; Japan wurde Großmacht und besetzte Korea; Italien eroberte Tripolis; die Vereinigten Staaten legten die Hand auf Kuba, die Philippinen und Zentralamerika; Österreich annektierte Bosnien, die Balkanstaaten teilten sich in die europäische Türkei.

Neun Zehntel dieser Eroberungen fielen an die Staaten des französischen Bundes; Deutschland erhielt durch private Initiative seine Kolonien,

durch politische und diplomatische Ausnützung seiner Machtstellung — wenn man von dem Tauschobjekt Neukamerun schweigen will — nichts.

Nichts. Und doch trat das Deutsche Reich in die Reihe der kontinentalen Staaten als unbestrittene Vormacht, als Schiedsrichter und Garant. Es sah alle seine heutigen Gegner in Kriege und Wirrnisse verwickelt und deckte ihre Flanken; seine Bundesgenossen hat es in Treue verteidigt. Mehrmals hat es Frankreich, einmal Rußland Halt geboten; einen Sicherungsvertrag mit Rußland hat es besessen, ein angebotenes Bündnis mit England zu Holsteins Zeiten verscherzt. Eine Kriegsmacht hat es auf die Füße gestellt, wie dieser Planet sie nie zuvor erblickte, und einen Verteidigungszins von einunddreiviertel Milliarden aufgebracht, der nie erhört wurde. Keine Kontinentalmacht hat die Größe seiner Flotte je erreicht; keine seinen Wohlstand noch die Zahl seiner zivilisierten Bewohner.

Und das Ergebnis? Nichts. Weniger als nichts: denn Deutschlands Stimme, vor dreißig Jahren mächtiger als irgendeine andre in Europa, gilt heute keinesfalls mehr, eher weniger als Frankreichs, im Völkerrat sowohl wie an den Höfen der Mächte. Unsren Ruf des stillsten, treuen und wahrhaften Volkes wagt man zu bekritteln und uns zu verschreien als Bluffer und Schaumschläger; unserm Urteil wird ein militärischer Irrtum zur Last gelegt und Eilfertigkeit vorgeworfen. Von der Hegemonie sind wir herabgestiegen und Angriffsziel geworden, während Frankreich, das geschwächte, entvölkerte, zerrüttete Land, durch die Politik seiner oft verlachten bürgerlichen Advokaten Besitzungen, Allian-

zen, diplomatischen Nachdruck und politische Aktivität gewonnen hat. Das uns entglittene Schiedsrichteramt über die Geschicke der alten Welt aber liegt von neuem in den Händen Englands.

Wir haben nicht das Recht, für den mangelhaften Nutzeffekt unerhörter Anstrengungen böse Nachbarn verantwortlich zu machen. Gewiß ist es schlimmer als schlecht, nämlich unklug, wenn gesättigte Gegner uns jeden Zuwachs, dessen ein Industriestaat bedarf, mißgönnen; aber Politik besteht nicht darin, Unrecht zu leiden; und so wenig wie ein Einzelner darf ein Staat sein Mißgeschick andern zur Last legen. Glück, Leben und Gestalt schmiedet sich jeder selbst.

Auch genügt es nicht, zu sagen: Wir haben den Frieden erhalten. Friedfertigkeit ist nur dann ein politisches Verdienst, wenn sie zugleich das stärkste Mittel zur Macht ist. Uns war sie ein Mittel zum Reichtum, nicht zur Macht, und wir wären vielleicht nicht einmal ärmer, wenn wir, statt zu rüsten, gekämpft hätten. Aber nicht wir haben den Frieden erhalten; es war unser gutes Recht, ihn zu stören, und wir haben ihn zweimal gestört: zu Zeiten Delcassés und vor Agadir. Daß seit vierzig Jahren zwischen europäischen Kulturnationen kein Krieg mehr ausgebrochen ist, lag nicht an uns, sondern an der Indolenz und Verdauungsstimmung der Völkergesellschaft. Beweis ist: daß seit einem Menschenalter, mit Ausnahme der unsren, jede rasche und kühne Unternehmung, jeder Handstreich glückte, der vordem zur Entflammung geführt hätte; Marokko, Bosnien, Tripolis und die Türkei sind Zeugen.

In solcher Lage, politisch ausgehungert, mit

sinkendem Selbstbewußtsein und innerpolitischer Verstimmung erblicken wir die Umlagerung im Osten. Die englische Verdrossenheit ist kaum gemindert, die französische gesteigert, und durch die Abspaltung der europäischen Türkei werden bisher gebundene Energien frei, die uns nicht dienen. Österreichs Stoßkraft ist durch neue Polaritäten gehemmt, Rußland erstarkt unter gewaltigen wirtschaftlichen Reformen. Ein freundlicheres Moment, die ausgesprochene Abwendung Italiens von Frankreich, soll nicht übergangen werden, bedeutet aber nur so viel, daß im Augenblick der Dreibund vorübergehend wieder einmal seinen Namen verdient.

Der vierte Akt der osmanischen Aufteilung geht unter erbarmungswürdiger Indolenz der Mächte zu Ende, und weder wir noch unsre Freunde sind beteiligt. Wir sind es nicht, denn unsrer politischen Passivität fehlen Ideen, Anknüpfungspunkte, Eisen im Feuer. Österreich ist es nicht, denn in einer seltenen Anwandlung politischer Einseitigkeit hat es seine Forderung erst nach Beendigung des Konkurses angemeldet und viel Zeit auf Herrn Konsul Prochaska verwendet. Die europäischen Beratungen gehen ihren Gang, man hört uns aufmerksam zu, solange unsre Ansichten von denen der andern nicht allzusehr abweichen, gibt uns in Kleinigkeiten recht und beschließt, was man will und kann.

Niemals hatte sich bisher der französische mit dem deutschen Dreibund gemessen; heute blickten sich beide in die Augen, und siehe da, wir haben die Sonne gegen uns. Einstweilen nur die Sonne. So mustern wir denn rasch unsre Kräfte, Menschen und Mittel und machen die Rechnung; es fehlt eine

Milliarde, sie wird ausgeworfen, und die Rechnung stimmt. Die dunkle Regung absinkenden Lebensgefühls ist aus dem Unterbewußtsein des Volkes in die Denksphäre des Staatshirns gedrungen; der Augenblick ist günstig, denn die innere Sorge um die uneinlösbare Besitzsteuer verlangt eine Ablenkung; und so tritt die Maßnahme ans Licht, die diesmal die streng versöhnlichen Züge des nationalen Opfers trägt.

Das Opfer soll und wird gebracht werden. Deutschland ist reich und freidenkend genug, um sich den leisesten Vorwurf der Knauserei zu ersparen, wenn es sich um den Schutz seiner Söhne handelt. Vermessen aber ist es, die bundesrätliche Steuervorlage mit den Volksopfern der Zeit um 1813 zu vergleichen.

Das Herrlichste jener großen Zeit war nicht das Opfer und nicht der Sieg, sondern die Einkehr, die beiden voranschritt. Niemals seit den Prophetentagen des Jesaias hat ein Volk so tief den Blick ins Innerste gewandt und in der innersten Tiefe so glühend seine Gottheit gesucht. Das zerschmetterte Land klagte nicht Schicksal noch Sieger, nicht König, Heer und Waffen an, sondern erkannte das Unrecht. Der Hörige wurde frei, der Bürger verantwortlich, die Söldnertruppe zum Volksheer. Die Regierung gewann Selbständigkeit, das Land selbstverwaltetes Leben. Indem man Universitäten und Akademien stiftete, entfernte man sich scheinbar unendlich weit von den Wirklichkeiten des Lebens und bezwang dennoch in transzendenter Größe

diese Wirklichkeiten so sicher, wie stets der Geist das Leibliche bezwingt. Da nun die Zeit des Opfers und der Erhebung kam, konnte dem tief gereinigten Volke kein Schicksal und keine Gottheit den Sieg versagen.

Nicht um Geld und Rüstungen war und ist es zu tun, wenn ein Schicksal abgewendet werden soll. Materielle Kräfte rufen Gegenkräfte wach; die übertriebene Emphase und Schroffheit des neuen Mittels hat wie ein Blitzschlag die Vogesen durchwittert, und das geängstete Nachbarvolk drängt sich in Ketten, die ihm die geschwächten Glieder zerschneiden. Wird die Verlängerung der Dienstzeit in Frankreich ausnahmsloses Gesetz, so ist der Krieg besiegelt, und zwar als ein Werkzeug in den Händen Englands, das ihn nicht heute und nicht morgen, doch zu dem Zeitpunkt entfesselt, der ihm gefällt. Die doppelte Spannung, die, gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns, ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Explosionskraft, verschärft durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliardensaat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufsprießen sieht. Durch jenes Eumenidenopfer, das uns verkündet wird nach dem Gesetz hundertjähriger Wiederkehr, wird nicht ein Schicksal gewendet, sondern beschleunigt.

Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, die wahren Lehren jener großen Epoche zu

befolgen und das Unrecht abzutun. Das reifste Unrecht unsrer Zeit aber besteht darin, daß das fähigste Wirtschaftsvolk der Erde, das Volk der stärksten Gedanken und der gewaltigsten Organisationskraft, nicht zugelassen wird zur Regelung und Verantwortung seiner Geschicke. Abgespeist mit kommunaler Verwaltung und wirtschaftlicher Gesetzgebung, erblickt es die Staatsgewalt in den Händen einer kleinen aber mächtigen Klasse, die zugleich das wichtigste der einzelstaatlichen Parlamente beherrscht; gewöhnt es sich zwangsweise an den Gedanken, daß eine Regierung nicht anders als konservativ sein darf.

Dieses doppelte Übel schwächt Preußen-Deutschland jahraus, jahrein mehr, als Dutzende von Brigaden gutmachen können. Denn die enge Auswahl der Herrenkaste, die dem alten Kleinstaat genügend Verwaltungstalente lieferte, kann nicht mehr die Zahl hervorragender Geschäftsleute schaffen, die der gewaltigen Konkurrenz fremder Millionenauslese standhält. Deshalb leidet die politische Geschäftsführung und vermindert sich der wirksame Nutzeffekt unsrer Gesamtmacht derart, daß wir das Handicap nicht auf die Dauer tragen werden. Nicht die physische Kraft der Bataillone für sich, sondern diese Kraft, multipliziert mit dem Maße der Geschäftskunst, entscheidet über die Weltstellung.

Zugleich aber drängt der mächtige und eng verkettete Konservatismus der Regierung die Gesamtheit aller administrativen Volksinteressen auf das Gebiet wirtschaftlicher und religiöser Kämpfe.

Hier verschärfen sich die Gegensätze bis zur atomistischen Zerspaltung in Tages-, Geld- und Parteikonflikte; schon ist der Gedanke kaum mehr faßbar, daß andere als materielle Interessen das Wesentliche eines Volkswillens ausmachen, und es wird durch das gewaltsam zerrüttete Fraktionswesen den Regierenden täglich der erwünschte Scheinbeweis erbracht, daß dieses Volk zur Selbstbestimmung nicht reif sei. In gleichem Maße aber, wie die materiellen Interessen zur Herrschaft gelangen und gemäß einer Machtverteilung geregelt werden, die nicht dem wahren Aufbau des Volkskörpers entspricht, kommt eine ungleiche Verteilung der Lasten zustande, die früher oder später den Bestand des Staates erschüttern muß.

Klassenherrschaft, ausgedrückt durch mangelhafte Selektion und schwache Politik; Konservatismus der Führung, ausgedrückt durch Ungleichheit der Lasten: das ist das doppelte Unrecht und die doppelte Gefahr unsres Landes. Und das Unrecht wiegt um so schwerer, als es nicht unbewußt geschieht. Denn von den konservativen Vertretern der herrschenden Ordnung wissen die meisten und bekennen viele, daß ein sittlich und geistig erwachsenes Volk nicht lange unmündig gehalten werden kann, daß Naturgesetze stärker sind als Menschenwille und daß in abermals hundert, ja in fünfzig Jahren keine der bürgerlichen Schranken mehr bestehen wird. Aber es genügt ihnen, wenn sie und ihre Kinder als Herren des Landes geachtet werden, das ihre Väter — hierin liegt der versöhnlichste Punkt dieser Einseitigkeit — beherrscht und verteidigt haben.

Das Natürliche wäre nun, wenn das Volk spräche: Wir, deren Arbeitskraft allein die Aufwendungen dieser Rüstungszeit

ermöglicht, wir sind bereit, dies Opfer und spätere größere zu tragen. Aber wir erwarten, daß das Unrecht abgestellt werde, beginnend zunächst mit der Änderung der ungesetzlichen Wahlkreisgeometrie im Reiche und des ungerechten Wahlgesetzes in Preußen.

Nichts dergleichen wird geschehen. Unser Volk ist politisch nicht unreif, doch indolent in hohem Maße. Die Mehrzahl der Menschen, die das Pflaster norddeutscher Städte betreten, zählt Leibeigene unter ihren Vorfahren. Und dieser Tropfen unfreien Blutes, der noch immer über die Unverletzlichkeit des Leibes staunt, der selbst im Gefolge des Sozialismus sich mit der Wonne der Disziplin begnügt, entschließt sich schwer, die praktischen Forderungen des Staatsbürgertums mit Entschiedenheit zu wollen.

Im mittleren und höheren Bürgerstand aber steigert sich vielfach die Indolenz zur politischen Apathie. Die Geschäfte gehen gut, man bereichert sich. Unermeßliche Stadtgebiete, in denen kein Haus älter ist als zwanzig Jahre, beherbergen den neuen Wohlstand. Zehntausend merkantile Gesellschaften von weit geringerem Durchschnittsalter haben Legionen von hochbesoldeten Direktoren, Prokuristen und Oberbeamten geschaffen. Das Geschäft blüht, aber nicht von selbst, man hat seine Sorgen. Soll man sie durch politische Ängste vermehren, die nichts bringen? Kaum hat man Zeit, die Vergnügungen zu genießen, die das schöne Geld beschert. Und ist nicht alles gut gegangen? Warum soll es nicht weiter gut gehen? Noch zehn, noch zwanzig Jahre, und man ist reich, solange hält es. Kurz und gut, das Geschäft geht vor.

Spricht man mit denen, die sich gern als einflußreich und maßgebend bezeichnen lassen, so geben sie vielfach dem Monarchen die Schuld. Erwidert man, daß ein wohlmeinender Herrscher als Exponent seines Volkes nur den Gesamtwillen vollzieht und vollziehen kann, so werden sie nachdenklich und sagen, es sollte jemand darüber schreiben. „Und würden Sie einem Aufruf oder einer Petition beitreten, wenn es sich um diese Dinge handelt?" — „Ja, warum nicht? Unter Umständen ganz gern . . .," und dabei denken sie, was die Gattin dazu sagen würde, wenn die Einladung des Oberpräsidenten oder der neue Titel ausbliebe.

Rückhaltlos muß es ausgesprochen werden: am Unrecht ist niemand so schuldig wie das Volk selbst, das aus Indolenz und Geschäftslust gramlos es duldet; aber geduldetes Unrecht wird nicht zum Recht und verkannte Gefahr nicht zur Posse. Von Unrecht und Gefahr aber kauft kein Opfer uns los.

Völkerkriege und Schicksale werden nicht vom Willen geschaffen; sie entspringen Naturgesetzen, die in den Kontrasten des Bevölkerungsdruckes, der Aktivität, des Physikums ihren Ausdruck finden. Doch über den mechanischen Schicksalsgesetzen stehen die ethischen und transzendenten. Wenn innere Kräfte stocken, wenn Formeln, Sitten und Gedanken sich überleben, so ergreift ein äußeres Geschick das Wort und die Führung. Nicht äußere Verhältnisse und politische Konstellationen, sondern innere Gesetze, sittliche und transzendente

Notwendigkeiten führen mit Gewalt unser Schicksal herbei. Unser zähes Volk ist mit dem gleichen Mittel erzogen worden, mit dem es seine Kinder zu erziehen liebt, mit Schlägen. Früher hat der Trotz der Herrschenden die Schicksalsschläge herbeigezogen, nun gesellt sich zu diesem Trotz die Indolenz des Landes, das nicht um seine Verantwortungen kämpfen will und daher um seine Sicherheit wird kämpfen müssen.

Tritt aber die Schicksalsstunde heran, so wird man begreifen, daß alle Unternehmung ein Spiel der Winde bleibt, wenn sie nicht in der Tiefe auf doppelt gefestigtem Fundament beruht: auf starker Politik und gerechter Verfassung. Die Leidenschaft, die heute den Interessen des materiellen Lebens frönt, wird dann der Sorge um die Dinge der Gemeinschaft und des Staates weichen, und zugleich mit der Erschütterung des überreichen Gebäudes unserer Wirtschaft werden morsche Rechte und Mächte dahinsinken. In einer Stunde stürzt, was auf Äonen gesichert galt; was heut vermessene Forderung scheint, wird selbstverständliche Voraussetzung. In solcher Zeit der echten Opfer und der wahren Entäußerung verschmelzen die Mächte des Volkes, der Verwaltung und der Krone zu engerer Einheit und verjüngter Kraft: sei es im Dienste der Abwehr, des Ansturms oder der Vergeltung. Bis dahin aber mögen wir das Jahr 1813 feiern und des Jahres 1806 gedenken.

1913

DEUTSCHE GEFAHREN UND NEUE ZIELE

Ein Engländer, der in einer wohlgemuten Schrift alle Ursache, Berechtigung und Möglichkeit künftiger Kriege abtut, und, wie zu erwarten war, mehrere hunderttausend Leser fand, verbreitet sich eingehend über die wirtschaftliche Wertlosigkeit aller Kolonien für ihre Mutterländer; und da ihm schließlich die Frage auf den Hals rückt, warum denn Großbritannien so eifersüchtig an den seinen festhalte, so bleibt ihm der humoristische Ausweg der Empfindungsargumente.

In einem gesättigten Lande, das im Drange seiner guten Geschäfte jeden Aufblick vermeidet, kann es geschehen, daß solche Beschwichtigungen ernst genommen werden; deshalb verlohnt es sich, von Zeit zu Zeit eine ernstere Frage an das wirtschaftliche Gewissen zu stellen.

Deutschlands Einfuhr beläuft sich auf jährlich 10 Milliarden. Das ist kein willkürliches Geschäft, das sich abstellen oder einschränken ließe; denn eine Bevölkerung von 65 Millionen braucht Nahrungsstoffe und Rohprodukte, und was sie nicht im Lande findet, das muß sie kaufen. Was sie aber kauft, muß sie bezahlen.

Ein Privatmann zahlt in Geld; eine Nation zahlt in Waren. Wollte Deutschland seine Einfuhr in Gold bezahlen, so würde schon in den ersten sechs Monaten das letzte Goldstück das Land verlassen haben, und wenige Wochen später wäre die letzte Silber-, Nickel- und Kupfermünze ausgegeben. Unsere Rechnungszahlung heißt somit Ausfuhr; wir exportieren Erzeugnisse unserer Arbeit, um Nahrungsmittel und Rohstoffe kaufen zu können; wir sind ein Lohnarbeiter unter den Völkern. Deshalb ist es sinnlos, mit verächtlicher Betonung von

unserer Exportindustrie zu reden, wie es von agrarischen Rednern zuzeiten geschah; wir exportieren nicht aus Willkür, sondern aus Notwendigkeit.

Wer mit Waren handelt, unterliegt einer doppelten Gefahr: wenn er zu teuer kaufen muß, und wenn er zu billig verkaufen muß, geht er zugrunde. Wenn die Welt unsere Waren nicht mehr haben will oder sie uns unter dem Wert abnimmt, so ist es, als ob wir keine oder eine entwertete Münze zum Zahlen hätten; wir sind beim Kauf übervorteilt und können überdies nicht zahlen. Wenn die Welt uns das, was wir nötig brauchen, widerwillig und verteuert liefert, so werden wir konkurrenzunfähig, wir setzen beim Verkaufe zu, auch wenn man uns die Ware wertgerecht abnimmt, und unsere Wirtschaft ist vernichtet. Unsere gewaltige Eisenindustrie lebt heute großenteils von fremdem Erz. Wird uns die Erzeinfuhr durch fremde Ausfuhrzölle oder die Stahlausfuhr durch fremde Schutzzölle unterbunden, so ist unser stärkstes Fabrikgewerbe untergraben.

Nordamerika ist im Sinne der Materialbeschaffung heute das glücklichste Land, denn es findet fast alle Rohstoffe in seinem Schoße; Deutschland ist im Verhältnis zur Ausdehnung seiner Industrie das unglücklichste. Je mehr die Industrie zur Weltwirtschaft neigt, je mehr die fernsten Küsten zum Markt der Rohstoffe beitragen müssen, desto gefährlicher wird die Geringfügigkeit unseres Anteils am Landbesitz der Welt.

In frühern Zeiten glaubte man, Kolonien seien nützlich als Tributstaaten oder als Abladestätten der Übervölkerung oder als Absatzgebiete. Heute

erkennen wir, daß sie meist mehr kosten als bringen, daß Auswanderung unerwünscht ist, und daß kolonialer Absatz umstritten ist, wie jeder andere Absatz; deshalb sind wir leicht geneigt, wie jener Engländer, den Wert überseeischen Besitzes zu unterschätzen. Bald werden wir erkennen, daß jedes Stück der Erde als Substanz wertvoll ist; denn auch das geringste besitzt oder erzeugt irgendein Rohmaterial; und ist es nicht das unmittelbar verwendbare, so dient es zum Austausch.

Die letzten hundert Jahre bedeuteten die Aufteilung der Welt. Wehe uns, daß wir so gut wie nichts genommen und bekommen haben! Nicht politischer Ehrgeiz und nicht theoretischer Imperialismus rufen diese Klage aus, sondern beginnende wirtschaftliche Erkenntnis. Die Zeit naht eilend heran, in der die natürlichen Stoffe nicht mehr wie heute willige Marktprodukte, sondern heiß umstrittene Vorzugsgüter bedeuten; Erzlager werden eines Tages mehr gelten als Panzerkreuzer, die aus ihren Gängen geschmiedet werden.

Schon heute wäre die Hoffnung irrig, als könnten fremde Kolonien uns so gut bedienen wie eigene; als könnten Deutsche in Marokko so gut Bergbau treiben wie Franzosen. Jeder Kenner auswärtiger Industrien weiß, was fremde Landesaufsicht, fremde Gesetzgebung, fremde Transportbahnen, Häfen, Finanzen und Konkurrenzen bewirken und verhindern können. Wir werden Käufer bleiben statt Produzenten eigenen Rechts zu sein, und es wird kaum einer Periode künftiger Exportzölle bedürfen, um uns diese Schwäche fühlbar zu machen, sobald

die steigende Konsumkraft der Welt beginnt, die ersten Rohstoffe einzuengen.

Seit Bismarcks Scheiden betreibt Deutschland nicht mehr aktive auswärtige Politik, weil Preußen nicht von staatsgeschäftlichen Talenten, sondern von verdienstvollen Beamten geführt wird, und weil das Volk, im Gewinnen befangen, seine Staatssorgen nicht ernst nimmt. Wir bemühen uns, der Welt klarzumachen, daß wir gesättigt sind, daß wir keine Wünsche haben, und je mehr wir reden, desto mehr mißtraut man uns und schiebt uns verwegene Pläne unter, weil man nicht begreifen kann, daß wir unsere eigene Notdurft und unser eigenes Begehren nicht kennen. Es wird Zeit, daß wir es kennenlernen und daß wir unumwunden bekennen und aussprechen: ja, es ist wahr, wir haben Nöte und Bedürfnisse. Wir können nicht in einem Menschenalter hundert Millionen Deutsche mit den Produkten einer halben Million Quadratkilometer einheimischen Bodens und einer afrikanischen Parzelle ernähren und beschäftigen, und wir wollen nicht der Gnade des Weltmarktes anheimfallen. Wir brauchen Land dieser Erde. Wir wollen keinem Kulturstaat das seine nehmen, aber von künftigen Aufteilungen muß uns so lange das nötige zufallen, bis wir annähernd so wie unsere Nachbarn gesättigt sind, die weit weniger Hände und unendlich mehr natürliche Güter haben.

Auf diese Sprache kann nichts erwidert werden, denn das Argument der Rohstoffe ist unwiderleglich wahr. Gelingt es uns, glaubhaft zu machen, daß wir unsere Nachbarn nicht expropriieren wollen — und von unserer Friedensliebe dürfte man nachgerade bis zu den Eskimos überzeugt sein — so erwächst den Kulturnationen die ernste, wohlverstandene, eigene Sorge, uns aus einer Verlegenheit zu helfen, die ungestillt zu einer dauernden europäischen Gefahr werden müßte. Es ist einfach unmöglich, daß man uns fernerhin von allen Geschäften mit jenem Sarkasmus ausschließt, der nicht unberechtigt war, solange wir uns in sogenanntem Desinteressement nicht genugtun konnten.

Zu den künftigen nützlichen Unterhaltungen in dieser Richtung, die vor allem mit England zu führen sind, gehört ein Gegenstand, der nur scheinbar abseits von diesen Erwägungen liegt, und verschiedenen europäischen Nationen gleichmäßig nahegeht: er betrifft das beispiellose Kuriosum der internationalen Politik, die Monroedoktrin. Eine mißverstandene Präsidentenbotschaft sperrt nach hundert Jahren ohne Gegenleistung und ohne Gegenpflicht einen Südkontinent zugunsten nordamerikanischer Einwirkung, während es den Vereinigten Staaten gestattet bleibt, sich in aller Welt festzusetzen. An die Stelle dieser engen Kasuistik muß in gegebener Zeit die wirtschaftlich notwendige und gerechtfertigte Lehre treten: daß kein Territorium der Erde von einer Macht dauernd und selbständig sequestriert werden darf, die nicht

imstande ist, seine Boden- und Oberflächenschätze im Dienst der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Die Erde ist nicht groß und nicht reich genug, um den Luxus selbständiger Halbzivilisationen auf Kosten der Weltproduktion zu gestatten.

Aber wie dem auch sei; selbst wenn eine künftige Zeit, eine glücklichere Politik und ein klareres Erkennen uns einen gerechteren Anteil an der Erbschaft der Welt gewährt als unser jetziger Pflichtanspruch: die Zeit der großen Erwerbungen ist für Deutschland verpaßt. Da wir eine gewaltsame Neuverteilung der Lose nicht ersehnen dürfen, so müssen wir mit dem Gedanken rechnen, daß wir auf absehbare Zeit und in weitem Umfang eine zwangsweise kaufende und notgedrungen handelnde Nation bleiben.

So besteht die Verdopplung der Gefahr: neben der Erschwerung des Kaufs die Erschwerung der Zahlung, die Entwertung des Zahlungsmittels, des Ausfuhrguts.

Mit Ausnahme von England, das in glänzender Isolation die Irrtümer der Jahrhunderte zu überdauern pflegt, frönen alle Wirtschaftsstaaten dem Hochzoll. Das Prinzip der Warenhemmung, das in Form der Binnenzölle vernichtet werden mußte, um vor hundert Jahren den Landeswirtschaften Raum zu schaffen, beherrscht heute die Weltwirtschaft. Wenn der Deutsche dreimal so billig Strümpfe wirken kann wie der Amerikaner, wenn der Amerikaner dreimal so billig Strohhüte flechten kann wie der Deutsche, so muß dennoch jeder in seinem Lande beide Produkte herstellen; ihr Aus-

tausch ist zolltechnisch verboten. In dem Sinne, daß die Welt ein Interesse daran hat, jede Ware dort machen zu lassen, wo sie mit dem geringsten Aufwand an Arbeit in vollkommenster Ausführung erzeugt werden kann, sind Phöniker und Zentralafrikaner uns an wirtschaftlicher Erkenntnis überlegen.

Eine Periode des Schutzzolls war für die jüngern Wirtschaftsländer nötig; in einzelnen, vor allem in Amerika nach der Gesetzgebung Mc Kinleys, hat sie Wunder gewirkt. Mit Recht hat man diese Wirkung dem Schutz der Treibhausscheiben verglichen: die zarte Pflanze erstarkt, der Baum sprengt die Enge. Unsere Industrie entwächst von Tag zu Tag dem Bedürfnis des Schutzes: aber in dem Maße, wie sie nach außen wirken will, wird ihr fühlbar, daß nicht sie allein aus dem Mittel der Hegung Nutzen zog.

Von uns und Amerika haben die Völker gelernt; Zollmauern sind längs jeder Landesgrenze getürmt und erhöhen sich alljährlich, und im Innern der Staaten werden nationalistische Kräfte in den Dienst des Geschäftes gezogen, um den letzten Zufluß von Auslandsgütern abzudämmen.

Von allgemeiner Ungeübtheit im wirtschaftlichen Denken zeugt die häufige Behauptung: der Zoll werde vom Käufer getragen. Das geschieht nur insoweit, als die Inlandsware des Käufers in ihrer Herstellung teurer ist als der Auslandspreis. So werden unsere Landwirtschaftsprodukte tatsächlich nahezu um den vollen Zoll verteuert; die meisten Industrialprodukte dagegen haben mit einer ausgebildeten Erzeugung des Einfuhrlandes zu konkurrieren, die nicht gestattet, auch nur einen Teil des Zolls aufzuschlagen.

Dieser friedliche Krieg der Nationen bietet der Zukunft Deutschlands schwerere Gefahren als irgendeine Waffendrohung. Er entwertet unser Zahlungsmittel, er zwingt uns auf die Dauer, teuer zu kaufen und billig zu verkaufen, und somit unentgeltliche Arbeit für das Ausland zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß unsere Gegner Kenntnis dieser Lage haben, denn sie unterstützen jede nationalistische Importhetze und verengern so das Netz der wirtschaftlichen Einkreisung, nachdem die politische Einkreisung zur Unzerreißbarkeit gediehen ist. Um so weniger würden sie erstaunt sein, wenn wir es wagten, die Lage anzuerkennen und durch gerechte Ansprüche ihre Folgerungen zu ziehen.

Es ist weder durchführbar noch wünschenswert, daß wir zum sogenannten Freihandel zurückkehren; vor allem können und dürfen wir nicht ohne Gegenseitigkeit der Leistung uns zolltechnisch entblößen. Aber die Blütezeit der Hochzölle ist in der Welt vorüber; das werden über lang oder kurz alle wirtschaftlich tätigen Nationen empfinden. Ein Abbau der Mauern wird geschehen, sonst fallen alle Vorteile dem Lande zu, das nichts zu kaufen und nichts zu zahlen braucht: Amerika.

Ein schweres Hemmnis wird die Tendenz der freiern Bewegung in Deutschland finden, denn hier ist das Gebäude des Hochzolls in der Agrarpolitik verankert, die gleichzeitig eine der Grundlagen des preußischen Feudalismus bildet.

Man geht bei uns von der Ansicht aus, daß der hegemonische Staat die Kräfte seiner Führung und

Verteidigung nur aus den Schichten des Grundbesitzes ziehen könne, und stellt sich daher die Aufgabe, den landwirtschaftlichen Großbetrieb, der in seiner heutigen Konstituierung und Belastung mit der Weltkonkurrenz nicht Schritt halten kann, auf gesetzgeberischem Wege seinen Besitzern zu erhalten. Dies geschieht durch eine weitgreifende Zoll- und Einfuhrregelung, die sich auf alle Agrarprodukte erstreckt, und manche um nicht viel weniger als die Hälfte des Auslandpreises belastet.

Der Zweck ist für den Augenblick erreicht. Die Einkommen der Großwirtschaft haben sich gewaltig gehoben, der Wert vieler Güter hat sich innerhalb zweier Jahrzehnte verdoppelt, die Durchschnittsverzinsung, auf den Wert der sechziger Jahre bezogen, beläuft sich auf mindestens zehn bis zwölf Prozent, während die Erwerber industrieller Werte seit jedem beliebigen Zeitpunkt innerhalb dieser Periode eine Rente von höchstens acht Prozent im Durchschnitt erlangt haben, die sich materiell noch reduziert, wenn alle Aktienemissionen über Nennwert in Rechnung gezogen werden.

Der Zweck ist erreicht, für den Augenblick. Denn der Mehrertrag wird kapitalisiert; die Lebensführung, der Erbanspruch und die Belastung schließen sich dem Mehrwert an. Noch bevor ein Menschenalter vergeht, werden wiederum die Landwirte über geringes Erträgnis und hohe Zinsenlasten klagen, nachdem sie sich mit der Wertsteigerung des Bodens stillschweigend abgefunden haben.

So steht der Gefahr der wirtschaftlichen Erstickung ein Hochzollsystem zur Seite, das in den Interessen des Großgrundbesitzes, somit in der

mächtigsten Quader des preußischen Regierungsbaus verankert ist. An einer Gesetzgebung, die ihren Urhebern Kopf für Kopf Renten von Tausenden, Zehntausenden und Hunderttausenden bedeutet, ist nicht zu rühren. Mithin ist, selbst für den Fall, daß der Abbau der industrialen Hochzölle sich allmählich vollzieht, eine wirtschaftliche Freundschaft mit allen Ländern überwiegenden Agrarexportes in absehbaren Zeiten ausgeschlossen.

Es bleibt eine letzte Möglichkeit: die Erstrebung eines mitteleuropäischen Zollvereins, dem sich wohl oder übel, über lang oder kurz die westlichen Staaten anschließen würden. Früher als wir, beginnen einzelne unserer Nachbarstaaten, die nicht über unsern gewaltigen Binnenkonsum verfügen, die Unbilden der wirtschaftlichen Isolation zu spüren. Ihre Industrien fristen ihr Dasein auf der engen Grundlage nationaler Syndikate, die sich durch Preisverteuerung im Inland für den Mangel an Ausdehnungskraft und selbständiger technischer Entwicklung entschädigen. Die industrielle Zukunft gehört der schöpferischen Technik, und schöpferisch kann sie nur da sich betätigen, wo sie unter frischem Zuströmen menschlicher und wirtschaftlicher Kräfte sich dauernd im Wachstum erneuert. So wie die einstmals vorbildliche Maschinenindustrie der Schweiz die Führung an die Länder größern Konsums abtreten mußte, so folgen heute zahlreiche Industrien der deutschen Vormacht; aber wir werden dieser Erbschaften nicht froh;

auch uns wäre es besser, wenn wir manche Naturkraft, manche begünstigte Produktionsstätte und manchen unerschlossnen Verbrauchskreis unsrer Nachbarschaft in das Netz einer allgemeinen Wirtschaft einbeziehen dürften.

Die Aufgabe, den Ländern unserer europäischen Zone die wirtschaftliche Freizügigkeit zu schaffen, ist schwer; unlösbar ist sie nicht. Handelsgesetzgebungen sind auszugleichen, Syndikate zu entschädigen, für fiskalische Zolleinnahmen ist Aufteilung und für ihre Ausfälle Ersatz zu schaffen; aber das Ziel würde eine wirtschaftliche Einheit schaffen, die der amerikanischen ebenbürtig, vielleicht überlegen wäre, und innerhalb des Bandes würde es zurückgebliebene, stockende und unproduktive Landesteile nicht mehr geben.

Gleichzeitig aber wäre dem nationalistischen Haß der Nationen der schärfste Stachel genommen. Denn wenn man sich fragt, warum die Staaten zur Erbitterung ihrer Wettkämpfe getrieben werden, warum sie sich Kräfte, Rechte, Bündnisse und Besitztümer neiden, warum das Glück des einen der Schaden des andern ist: es sind längst nicht mehr Religionen, Sprachen, Kulturen und Verfassungen, die sie entfremden. Kulturformen und Zivilisationen vereinigen sich friedlich innerhalb aller bekannten Landesgrenzen; Verfassungen lösen sich ab und hinterlassen leichtbesänftigte Spuren. Was dem Engländer unmöglich macht, in Deutschland heimisch zu werden, was dem Deutschen einen längern Aufenthalt in Frankreich verleidet,

sind Formen niederer Verwaltungspraxis, Polizei-, Steuer- und Aufsichtsfragen. Was aber die Nationen hindert, einander zu vertrauen, sich aufeinander zu stützen, ihre Besitztümer und Kräfte wechselweise mitzuteilen und zu genießen, sind nur mittelbar Fragen der Macht, des Imperialismus und der Expansion: im Kerne sind es Fragen der Wirtschaft. Verschmilzt die Wirtschaft Europas zur Gemeinschaft, und das wird früher geschehen als wir denken, so verschmilzt auch die Politik. Das ist nicht der Weltfriede, nicht die Abrüstung und nicht die Erschlaffung, aber es ist Milderung der Konflikte, Kräfteersparnis und solidarische Zivilisation.

1913

1813

EIN FESTGESANG ZUR JAHRHUNDERTFEIER

I.

BEDRÜCKUNG

Die Stimme des Propheten

Du Menschenkind, so spricht der Herr: das Ende kommt, das Ende über alle vier Örter des Landes. Das Ende kommt, es kommt das Ende, es ist erwacht über dich, siehe: es kommt.

Hesekiel, 7, 2.

Die Stimme der Not

Brecht auf, ihr Herzen, ungewohnt, zu klagen,
Ihr Stirnen, lernt euch neigen,
Ihr Knie, lernt in Staub euch beugen,
Lernt, stolze Schultern, Joch und Lasten tragen.

Zu frecher Jugend schielt empor, ihr Alten!
Die einst so flink im Flüchten,
Sie halten euch in Knechteszüchten,
Um königlich auf eurem Erb zu schalten.

Errötet eures Wortes und Gewandes,
Übt kauderwelsche Bitten,
Liebt fremde Ehre, fremd Gesetz und Sitten,
Vergeßt den Namen eures Vaterlandes.

Die Stimme des Grams

Tages unbarmherzige Sonnen
Schütteln ihre Feuerbrände,
Ginge alles Licht zu Ende,
Blieb uns ewige Nacht gewonnen.

Nacht des ruhelosen Schlummers,
Jammer schreitet durch die Gassen,
Nacht durchzuckt von Feindes Prassen,
Dämmrung schreckerwachten Kummers.

Blasses, übernächtiges Sehnen,
Menschenbitte, nichtige Worte,
Schließt sich des Gebetes Pforte,
Öffnet sich das Tor der Tränen.

Die Stimme der Verzweiflung

Du harter Gott, der vom metallnen Turme
Das All bewachst,
Der trunken von des Schaffens Wirbelsturme
Des Fleisches lachst,

Wir Knechtsvolk dienten deiner Himmelsehre
Ach, allzugern;
Sie stampften lästernd deine Hochaltäre
Und sind die Herrn.

Hast du dem eitlen Cäsar, uns zu richten,
Dein Schwert verliehn?
O laß durch deinen Donner uns vernichten,
Doch nicht durch ihn.

Geschändet stirbt dein Volk. Und keine Spende
Des Himmelsborns
Verwäscht die Schmach. Vollende, Herr, vollende
Das Werk des Zorns.

Die Stimme der Rache

Vom Schwerte gerichtet,
Geblendet, vernichtet,
An Felsen geschmiedet, verblutet die Kraft,
Die andern im Glanze
Erproben im Tanze
Die schmeidigen Glieder, vom Siege gestrafft.

Empor nun zu Göttern,
Gerechtesten Rettern
Die Zeugen der Unbill, des Frevels und Mords:
Ihr blutigen Splitter,
Ihr Tränen der Mütter,
Zerreißet den Frieden des himmlischen Orts.

Cheruben erbleichen,
Gestirne entweichen;
Das Haupt in blauendes Düster gehüllt,
Sitzt schweigend der Zeuger,
Titanenkraftbeuger,
Bis Stunde und Urteil und Schicksal sich füllt.

Der Stundenpfeil steiget,
Die Schale sich neiget,
Trompeten erzittern, schon reckt sich der Strahl;
Zerflattert, ihr Schleier,
Das Heer der Befreier,
Es stürzet und wettert und donnert zu Tal.

Die Stimme des Schicksals

Erbarmen nicht noch Göttergunst noch Bitten
Versöhnen dein Geschick;
Uralter Stempel, aus Demant geschnitten,
Prägt Leid und Glück.

Wie lange trübt der dunkle Quell der Trauer,
Der Lust den Lebensstrom?
Nur Dumpfheit malt auf leere Nebelmauer
Ihr Schreckphantom.

Getrost hinab die innertiefen Schächte,
Von Finsternis geschwellt;
Im Mittelpunkt vermählen sich die Mächte:
Recht, Wille, Welt.

II.

ERLÖSUNG

Die Stimme des Propheten

So spricht der Herr: ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischern Herz geben.

Hesekiel, 36, 26.

Die Stimme der Reue

Mensch, gedenke deiner höchsten Stunde,
Heiße alle Erdenstimmen schweigen,
Blicke einwärts, gib dem Gotte Kunde!

Mensch, bedenke! Nichts ist dir zu eigen
Als der einige kristallne Spiegel;
Wehe! Wessen Antlitz wird er zeigen?

Mensch! Vom Herzen lösen sich die Siegel
Und Pandorens wirbelnde Gestalten
Öffnen ihre schillerbunten Flügel.

Mensch! Des trügerischen Schleiers Falten
Hüllen dir den Blick mit Eitelkeiten,
Bergen dir der Gottheit ruhend Walten.

Mensch! Vernimm des Geisterreiches Schreiten!
Mensch! Vernimm des Paraklets Befehle!
Mensch! Laß Mut und Furcht und Hoffnung gleiten!
Mensch, o Mensch, gedenke deiner Seele!

Die Stimme des Opfers

Durch des Sommers Sternennächte
Lasset Feuerzungen schießen,
Daß der Götter Weihestätte,
Heiliger Gipfel Waldeskette,
Freiheitsdämmrung zu begrüßen,
Sich zum Sternenkranze flechte.
Flammender Opferbrand,
Läutre mein Vaterland.

Himmelan, du dunkle Säule,
Spende deine Weihrauchdüfte,
Scheuche, Glut von reiner Klippe,
Lügengeister, Teufelssippe,
Säubre Felder, kläre Lüfte,
Töte Pestilenz und Fäule
Flammender Opferbrand,
Weihe mein Vaterland.

Tilge, Flamme, was uns zehrte,
Spieltand, den uns Sklaven preisen,
Friß Damaste und Geschmeide,
Hoher Frauen Opferfreude,
Brenne Gold und gib uns Eisen,
Wir genesen nur am Schwerte.
Flammender Opferbrand,
Rette mein Vaterland.

An der Glut der Eichenstämme
Zündet Fackeln, schwingt die Gluten!
Nie mehr, Männer, Knaben, schwört es,
Darf ein Feind, der Rächer hört es,
Hochmutschwellend überfluten
Deutscher Grenzen heilige Dämme.
Flammender Opferbrand,
Schütze mein Vaterland.

Die Stimme der Sehnsucht

Blond und stahlblau Korn und Lüfte,
Himmelaugen heiliger Seen,
Dunkler Kiefern Waldesgrüfte,
Blasser Dünen Schaumeswehen,

Harter Boden, harte Herzen!
Mag der Feind sich Sieger wähnen,
Nie gelingt ihm, auszumerzen
Ahnensaat von Blut und Tränen.

Mag der Feind dich frech betreten,
Adler hissen auf den Zinnen
Über schmachbedeckten Städten:
Nimmer wird er dich gewinnen.

Mußte sich der Mund verschließen,
Daß das Herz umpanzert bliebe,
Endlich darf es überfließen:
Land, mein Land, du meine Liebe!

Ihr zerbrochnen Mutterherzen,
Die am Kreuzesstamme schauert,
Schwestern tiefster Liebesschmerzen,
Die ihr um die Knechtschaft trauert,
Junge Seelen, leidgeboren,
Heimatfremd in bangen Tagen,
Kommt zu mir, die auserkoren,
Dreifach euren Gram zu tragen.

Laßt uns treu dem Gotte danken,
Der uns höchstes Recht gewährte,
Der aus dumpfer Kleinheit Schranken
Uns durch Marterglück verklärte.
Ja, mit Recht sind wir geschlagen,
Selbstsucht darf die Welt betören,
Wenn die Besten uns verzagen;
Doch die Willkür kann nicht währen.

Gott folgt ewigen Gesetzen.
Mochten Cäsars Friedenslügen
Väterbrauch und Recht verletzen;
Keine Erdmacht konnte fügen,
Daß das Wort sich nicht erfüllte:
Demut nur soll Herrschaft erben.
Da mir solches Gott enthüllte,
Durfte ich getröstet sterben.

III.

ERHEBUNG

Die Stimme des Propheten

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht ermatten.

Jesaias, 40.

Die Stimme des Gebets

Unser Vater, Gott der Höhen,
Lenker aller Himmelsheere,
Siehe Tausend vor dir stehen
Hart gewaffnet, dir zur Ehre.

Gib, daß nicht uns Haß und Rache,
Menschenfurcht uns nicht entzweie,
Gib, daß deine Gottessache
Unberührte Seelen weihe.

Jeder Strahl aus deinen Sonnen
Klingt in unsrer Herzen Stille,
Alle Wünsche sind zerronnen,
In uns atmet nur dein Wille.

Gib, daß deines Himmels Feuer
Falschheit, Wust und Dunst zerstiebe;
Härte uns, du Blitzestreuer,
In dem Feuer deiner Liebe.

Nicht, um Römerglück zu werben,
Siehst du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Kranz der Ewigkeiten.

Standarten und Spiele,
Wie blitzen die Höhn!
Der Herbstwind wie kühle,
Der Morgen wie schön!

Ihr Brüder, uns bindet
Ein königlich Band,
Das Nichtige schwindet,
Wir schützen das Land.

Wie wuchsen im Frieden
Wir träge heran!
Gefahren, sie schmieden
Den Knaben zum Mann.

Nun brausen die Wälder
Dem feurigen Bund,
Bald dampfen die Felder,
Bald donnert der Grund.

Frischauf! Wenn die zweite
Der Sonnen erwacht,
Sie leuchtet dem Streite,
Der herrlichen Schlacht.

Und kauert in Gräben
Und lauert der Tod,
Sprüht Freiheit und Leben
Aus funkelndem Rot.

Die Stimme des Donners

Im Donner stürzt das Schöpferwort zur Erde,
Das Weltall atmet schwer;
Durch Wirbel zuckt der Flammenruf: Es werde!
Das Chaos ist nicht mehr.

Schon schwingen sich zum Feuerkranz die Sonnen
In Weißglutpracht,
In Schattentälern ist der Tag zerronnen,
Es blaut die Nacht.

Gewaltge Spannung bannt die Firmamente,
Es sprüht der Streit,
Urewiges Hassen sträubt die Elemente,
Die Windsbraut schreit.

Da kracht die Feste, flammt die Atmosphäre,
Der Abgrund stöhnt,
Zurück die Welt ins Chaos und ins Leere!
Und Satan höhnt.

Nun brechen blutige Segensströme nieder
Aus Götterbrust,
Aus höchstem Opfer trinken Welten wieder
Sich Werdens Lust.

Im Rosenlicht verklärt, der Himmelsbogen
Besiegt die Nacht;
Der Heros stürmt, vom Glanz emporgezogen:
Es ist vollbracht.

Vox coelestis

Gloria in Excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Amen.

1913

EIN WORT ZUR LAGE

Sechs Mächte verabscheuen und fürchten den Weltkrieg und wissen dennoch nicht, wie sie sich seiner erwehren sollen.

Vier von diesen Mächten sind sachlich an der Streitfrage uninteressiert; zwei haben ein Interesse.

Man mag über den panslawistischen Anspruch denken wie man will, Rußland ist von Serbien als slawische Vormacht bisher anerkannt worden, es verliert diese Stellung, wenn es seinen Schützling in der Gefahr aufgibt.

Das österreichische Interesse besteht, denn der Krieg gegen Serbien hat begonnen. Ob ein Krieg die Kraft hat, chauvinistische Wühlerei im besiegten Lande verstummen zu lassen, kann nach unsern Erfahrungen mit Frankreich bezweifelt werden; aber diese Frage steht nicht mehr zur Erörterung, wenigstens nicht bei uns.

Zwischen Österreich und Rußland bestehen Verhandlungen, von denen der Weltfriede heute abhängt. Österreich hat durchblicken lassen, daß der Landbesitz Serbiens nicht versehrt werden soll. Will man die politische Unabhängigkeit des Landes vernichten? Dann würde Rußlands tatsächliche Machtsphäre verringert, und der Krieg wäre schwer vermeidbar.

Das Fortbestehen der Verhandlungen läßt vermuten, daß Österreichs Absicht so weit nicht geht. Es scheint sich um Forderungen zu handeln, die der Gedankenreihe des Ultimatums entsprechen.

Die Reichsregierung hat keinen Zweifel zugelassen, daß Deutschland unerschütterlich seiner alten Bündnistreue folgt. Ohne den Schutz dieser Treue konnte Österreich seinen Schritt nicht wagen. Deutschlands Regie-

rung und Volk haben den Anspruch, zu wissen, welche Wünsche Rußland ausspricht und Österreich ablehnt. Eine Frage, wie etwa die, ob österreichische Kommissare bei den serbischen Umtriebsermittlungen mitzuwirken haben, ist kein Anlaß für einen Völkerkrieg. Die Politik Metternichs, in allen erreichbaren Staaten Überwachungskommissionen unter österreichischer Führung gegen Umtriebsgefahr einzusetzen, gehört der Vergangenheit an und kann auch in der Monarchie nicht mehr beliebt werden.

Verlangt dagegen Rußland das Arbitrium über die Entschlüsse einer Dreibundsmacht, sich bei benachbarten Nationen ihr Recht zu holen, so ist ein politisch unerträglicher Weltzustand geschaffen, der uns das Recht und die Pflicht gibt, an Österreichs Seite für ein würdiges Ziel zu fechten.

Geschrieben am 29., veröffentlicht am 31. Juli 1914.

INHALT

ZUR KRITIK DER ZEIT 7
MAHNUNG UND WARNUNG 149
1908 Über Englands gegenwärtige Lage . . 151
1911 Politik, Humor und Abrüstung 171
Staat und Judentum 183
1912 England und wir 209
Politische Auslese 221
1913 Parlamentarismus 233
Eumenidenopfer 251
Deutsche Gefahren 265
1813 279
1914 Zur Lage 303

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

532750

So
R2344

Rathenau, Walther
Gesammelte Schriften.
v.1.

DATE | NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED